

Nc 115.

ch  
ni  
ni  
a  
fo  
st  
at  
n  
e  
e  
e  
l

Herrn David Hume, Esq.

*F. v.*

Bermischte  
Schriften

über die Handlung,  
die Manufacturen und die andern  
Quellen des Reichthums und der  
Macht eines Staats.

Aus dem Englischen überfetzt.



Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. Privilegio.

Hamburg und Leipzig,  
bey Georg Christian Grund und Adam Heinrich Holle.

1754.



4443



92.570

11



## Vorbericht.

**D**er Verfasser dieser vermischten Abhandlungen hat mit einer unparteyischen Einsicht in die Staatskunst und in das allgemeine Gewerbe der Menschen, und mit einer brittischen Freyheit, seine Gedanken niedergeschrieben. Es ist der Herr David Hume, Secretär der Stadt Edenburg, dessen schöne Feder bey den Engländern in einem großen Ansehen steht, und die auch außer dieser glückseligen Insel denen wenigen nicht unbekannt geblieben ist, welche sich um die besten Schriftsteller anderer Nationen

## Vorbericht.

nen bekümmern. Die Auszüge, welche von seinen Werken in den gelehrten Tagebüchern gemacht sind, haben bey vielen den Wunsch erregt, diesen politischen Philosophen näher kennen zu lernen. Es wird ihnen daher vielleicht angenehm seyn, wenn sie durch diese Uebersetzung dieses Wunsches theilhaftig werden.

Die Grundsätze, nach welchen der Herr Hume seine Abhandlungen über die Staatskunst, die Handlung und das Manufacturwesen ausgeführet hat, sind allgemeine Grundsätze; und wenn er gleich hin und wieder sein Absehen auf den englischen Staat gerichtet, so bleiben sie doch allemal mit einer vernünftigen und klugen Anwendung, für andre Nationen eben so nützlich, als brauchbar. Seine Theorie können wir zum Besten eines Staats sicher annehmen, wenn uns gleich nicht erlaubt ist, unsere Gedanken mit der edlen Kühnheit den Staatsbedienten zu sagen, mit welcher sie ein patriotischer Engländer sagen darf.  
Die Wahrheit,

Wer frey darf denken, denkt wohl,

Bleibt

## Vorbericht.

bleibt zwar eine Wahrheit, ob sie gleich bisher noch vorzüglich über Großbritannien ihre kräftigsten Strahlen und ihren wohlthätigsten Einfluß ohne Hindernisse verbreitet.

Was diese Uebersetzung betrifft, so haben wir uns bemühet, sie mit derjenigen Sorgfalt und Deutlichkeit zu verfertigen, so die Wichtigkeit der abgehandelten Materien verdienet hat, obgleich dieselben in unserer Sprache noch ziemlich neu sind. Die bequeme Nachlässigkeit, und eine drey monatliche Bekanntschaft mit der englischen Sprache in dem lieben deutschen Vaterlande, womit unsere meisten Dollmetscher sich an die englischen Romanen und Lebensbeschreibungen wagen, hat bey der Uebersetzung dieser Abhandlungen nicht zugereicht, indem sie vielleicht eine nähere Kenntniß der Sprache und eine sorgfältigere Aufmerksamkeit auf die Sachen erfordert hat.

Der Beyfall, welchen dieser erste Theil bey den deutschen Lesern finden wird, soll uns ermuntern, die drey übrigen

## Vorbericht.

Theile von eben dieser Größe, zu überse-  
hen; als welche Versuche über die Staats-  
kunst, die Sittenlehre, die Religion und  
die Litteratur enthalten, und worinnen der  
scharfsinnige Verfasser eben so viel Einsicht  
in das Herz und die Leidenschaften der  
Menschen, und eben so viel wahre Gelehr-  
samkeit zeigt, als er in diesem Theile  
Kenntniß der Politik und des Handlungs-  
wesens bewiesen hat. Hamburg, den  
5ten Octob. 1754.

*Reyher*



Inhalt.





# Inhalt.

I.		
Von der Handlung		Seite 3
II.		
Von der Ueppigkeit		31
III.		
Von dem Gelde		55
IV.		
Von den Zinsen		79
V.		
Von der Balanz der Handlung	101	
VI.		
Von der Balanz der Macht	129	
VII.		
Von den Auflagen	147	
VIII.		

Inhalt.

VIII.

Vom öffentlichen Credit 159

IX.

Von einigen merkwürdigen Ge-  
wohnheiten 185

X.

Von der Menge der Menschen bey  
den alten Nationen 203

XI.

Von der protestantischen Thronfol-  
ge in England 341

XII.

Entwurf einer vollkommenen Re-  
publik 363



Von der Handlung.

Don del Quinto



# I.

## Von der Handlung.



Der größte Theil der Menschen kann in zwei Klassen getheilet werden; die eine machen diejenigen aus, die leicht denken und die Wahrheit nicht erreichen; und die andre besteht aus solchert die zu tief denken, und weiter als die Wahrheit gehen. Diese letztere Klasse ist die ungewöhnlichste, und ich kann auch hinzu setzen, die nützlichste und schätzbarste. Sie geben zum wenigsten Muthmaßungen an die Hand, und erregen Schwierigkeiten, die sie vielleicht nicht geschickt genug sind zu verfolgen; die aber schöne Entdeckungen veranlassen können, wenn sie Leuten von einer richtigern Denkungsart in die Hände fallen. Und wenn dieses auch nicht seyn sollte, so ist doch das, was sie sagen, ungewöhnlich; und wenn es einige Mühe kostet,

kostet, es zu begreifen; so hat man doch auch das Vergnügen, etwas Neues zu hören. Der Schriftsteller verdient wenig Achtung, der uns nichts sagt, als was wir aus einem jeden Kaffeehaus-Gespräche lernen können.

Alle Leute, die leicht denken, sind sehr geneigt, selbst Männer von gründlichem Verstande für Metaphysiker und spißfindige Vernünftler auszusprechen, und geben schwerlich zu, daß etwas richtig sey, das über ihre schwache Vorstellung geht. Ich gestehe es, es giebt einige Fälle, wo ein außerordentlich spißfindiges Vernünfteln eine starke Vermuthung der Falschheit mit sich führet, und wo man keinem Vernünfteln trauen darf, als das natürlich und leicht ist. Wenn ein Mensch überlegt, wie er sich in einer besondern Sache zu verhalten hat, und politische, öconomische, oder Handlungsentwürfe macht; so muß er nie seine Gründe zu fein ziehen, noch eine gar zu lange Kette von Folgerungen an einander hängen. Es wird sich gewiß etwas zutragen, das seine Vernunftschlüsse verwirren und einen ganz andern Erfolg hervorbringen wird, als er vermuthet hatte. Aber wenn wir allgemeine Gegenstände untersuchen, so kann man ganz sicher behaupten, daß unsre Betrachtungen nicht zu spißfindig seyn können, wosern sie nur richtig sind; und daß man den Unterschied eines Mannes vom seichten Verstande, und eines Mannes vom Genie vornehmlich aus den seichten oder tiefen Grundsätzen ihrer Betrachtungen abnehmen kann.

kann. Allgemeine Betrachtungen scheinen verwirrt und spißfindig, bloß darum, weil sie allgemein sind; und es ist für Leute vom gemeinen Verstande sehr schwer, unter einer Menge von besondern Umständen, den gemeinschaftlichen Umstand zu entdecken, worinn sie alle übereinkommen, oder, mit andern Worten, diesen Umstand rein und unvermischt von den überflüssigen abzuziehen. Bey solchen Leuten ist jedes Urtheil, jeder Schluß besonders. Sie können ihr Gesicht nicht bis zu den allgemeinen Sätzen erweitern, die eine unendliche Menge von einzelnen unter sich begreifen, und eine ganze Wissenschaft in einem einzigen Lehrsatze abfassen. Ihr Auge wird durch eine so weite Aussicht verwirret, und die Folgen, die daraus hergeleitet werden, scheinen ihnen dunkel, wenn sie auch noch so deutlich ausgedruckt sind. Aber so verwirrt diese allgemeinen Sätze auch scheinen mögen, so ist es doch gewiß, daß sie allemal, wenn sie richtig und gründlich sind, in dem allgemeinen Laufe der Dinge statt finden müssen, wenn sie gleich in besondern Fällen fehlen sollten. Ich kann noch hinzusehen, daß dieß das vornehmste Geschäfte der Staatskundigen sey; vornehmlich in der häuslichen Regierung eines Staats, wo das gemeine Wohl, welches ihr Gegenstand ist, oder seyn sollte, von einer Menge von besondern Fällen, die zusammen wirken, und nicht, wie in der Staatskunst auswärtiger Angelegenheiten, vom Zufalle, vom Ohngefähr und dem Eigensinne einiger wenigen Personen abhängt. Dieß machet also den Unter-

schied zwischen besondern Untersuchungen und allgemeinen Betrachtungen aus, und ist die Ursache, daß ein scharfsinniges und spitzsindiges Vernünfteln sich zu den letztern weit besser, als zu den erstern, schickt.

Ich habe diese Einleitung für nothwendig gehalten, ehe ich meinen Lesern die folgenden Abhandlungen über die Handlung, die Ueppigkeit, das Geld &c. vorlegte, worinnen vielleicht einige Grundsätze vorkommen werden, die ungewöhnlich sind, und die für solche gemeine Gegenstände gar zu fein und spitzsindig scheinen möchten. Sind sie falsch, so verwerfe man sie: aber niemand muß bloß darum ein Vorurtheil gegen dieselben haben, weil sie ungewöhnlich sind.

Man giebt gemeinlich zu, daß die Größe eines Staats und die Glückseligkeit seiner Einwohner, so wenig sie auch sonst von einander abhängen mögen, in Absicht auf die Handlung unzertrennlich sind; und wie die Macht des gemeinen Wesens dem Privatmanne in dem Besitze seiner Handlung und seiner Reichthümer eine größere Sicherheit gewähret; so wird das gemeine Wesen mächtig, nachdem die Handlung und die Reichthümer der Privatleute mehr oder weniger weitläufig und groß sind. Dieser Grundsatz ist, überhaupt genommen, wahr; ob ich gleich nicht leugnen kann, daß ich glaube, er leide einige Ausnahmen, und werde zu allgemein und zu uneingeschränkt angenommen.



genommen. Es können sich Umstände eräugen, wo die Handlung, der Reichthum und die Ueppigkeit der Privatleute, anstatt das gemeine Wesen zu verstärken, dessen Kriegsheere verringern, und dessen Ansehen bey den auswärtigen Nationen schwächen können. Der Mensch ist sehr veränderlich, und vieler verschiednen Meynungen und Grundsätze, in Absicht auf seine Handlungen, fähig. Dasjenige was wahr seyn kann, so lange er einer Art zu denken nachhängt, wird falsch befunden, wenn er entgegengesetzte Meynungen und Sitten annimmt.

Der große Haufen eines jeden Staats kann in Hauswirth und Handwerksleute eingetheilt werden. Die erstern beschäftigen sich mit dem Landbaue; die letztern bearbeiten die Materialien, so ihnen von den erstern geliefert werden, und verfertigen daraus alle die Bequemlichkeiten, die zum menschlichen Leben entweder nothwendig sind, oder demselben eine Zierde verschaffen. Sobald die Menschen ihren wilden Zustand verlassen, worinn sie vornehmlich von der Jagd und der Fischerey leben, müssen sie sich in diese zwey Klassen theilen; doch so, daß die Künste des Landbaues im Anfange den zahlreichsten Theil der Gesellschaft beschäftigen \*. Die Zeit und die Erfahrung verbessern diese

\* Herr Melon behauptet in seinen politischen Versuchen über die Handlung, daß selbst ihund, wenn man Frankreich in zwanzig Theile theilet, sechs-

diese Künste so weit, daß das Land leicht eine größere Anzahl von Menschen unterhalten kann, als die, so unmittelbar mit dessen Anbau beschäftigt sind, oder als diejenigen ausmachen, die denen, so auf diese Art beschäftigt sind, die nothwendigsten Manufacturen verschaffen.

Wenn diese überflüssigen Hände zu den feinern Künsten angewandt werden, die gemeinlich die Künste der Ueppigkeit genannt werden, so vermehren sie die Glückseligkeit des Staats; indem sie so vielen Gelegenheit zu Vergnügungen verschaffen, die ihnen sonst gänzlich unbekannt würden geblieben seyn. Aber kann man nicht einen andern Entwurf zur Beschäftigung dieser überflüssigen Hände in Vorschlag bringen? Kann nicht der Monarch auf dieselben Anspruch machen, und sie in Floren und Kriegsheeren gebrauchen, um die Gränzen des Staats zu erweitern, und dessen Ruhm über entfernte Nationen zu verbreiten? Es ist gewiß, je weniger Begierden und Bedürfnisse die Eigenthümer

sechzehn Theile Uckerleute oder Bauern, zween Künstler sind, ein Theil der Rechtsgelehrsamkeit, der Kirche und dem Kriegswesen zugehören, und ein Theil aus Kaufleuten, Finanziers und Bürgern bestehet. Diese Rechnung ist ganz gewiß irrig. In Frankreich, England, und in der That, in den meisten Theilen von Europa, lebt die Hälfte der Einwohner in den Städten; und selbst unter denenjenigen, die auf dem Lande wohnen, sind vielleicht über ein Drittheil Künstler.

thümer und Anbauer der Ländereyen haben, desto weniger Hände werden sie gebrauchen; und folglich werden die überflüssigen Producte des Landes, anstatt die Handelsleute und Manufacturiers zu unterhalten, weit größere Flotten und Kriegssee- re erhalten können, als wenn eine Menge von Künsten erfordert wird, um die Ueppigkeit der Privatleute zu befriedigen. Hier scheint also eine Art von Widerspruch zwischen der Größe eines Staats und der Glückseligkeit seiner Einwohner zu seyn. Nie ist ein Staat größer, als wenn alle seine überflüssigen Hände zum Dienste des gemeinen Wesens angewandt werden. Die Bequemlichkeit der Privatpersonen erfordert, daß diese Hände sich zu ihrem Dienste beschäftigen. Das eine kann aber nie, als auf Kosten des andern geschehen. So wie der Ehrgeiz des Monarchen die Ueppigkeit der Unterthanen einschränket, so schwächet die Ueppigkeit die Unterthanen die Stärke des Monarchen, und thut seinem Ehrgeize Einhalt.

Was ich hier sage, ist nicht chimärisch, sondern gründet sich auf die Geschichte und auf die Erfahrung. Die Republik Sparta war gewiß weit mächtiger, als irgend ein Staat in der Welt ist, der nicht mehr Einwohner hat, als Sparta hatte. Dieß muß man bloß dem Mangel der Handlung und der Ueppigkeit zuschreiben. Die Heloten waren die Ackerleute, die Spartaner waren die Soldaten oder die Herren. Es ist offenbar, daß die Arbeit der Heloten eine so große Anzahl von

Spartanern nicht würde haben erhalten können, wenn diese letztern bequem und üppig gelebt, und einer Menge von verschiedenen Handlungen und Manufacturen Beschäftigung verschaffet hätten. Eine ähnliche Politik ist bey den ersten Römern zu bemerken; überhaupt ist es in der alten Geschichte merkwürdig, daß die kleinsten Republiken größere Kriegsheere ausbrachten und unterhielten, als ihund Staaten thun können, die drey mal so volkreich sind. Man rechnet, daß bey allen europäischen Nationen das Verhältniß zwischen den Soldaten und dem Volke nicht über eins zu hundert ist. Aber wir lesen, daß die Stadt Rom allein mit ihrem kleinen Gebiete in den ersten Zeiten zehn Legionen gegen die Lateiner ausbrachte und unterhielt. Die Stadt Athen, deren Gebieth nicht größer war, als Northshire, sandte beynahе vierzigtausend Mann in den sicilianischen Krieg\*. Die alten Geschichtschreiber geben vor, daß Dionysius der ältere, ein stehendes Heer von hunderttausend Mann zu Fuße, und zehntausend Mann zu Pferde, nebst einer großen Flotte von vierhundert Segeln\*\* unterhalten habe; obgleich sein Gebiet nichts weiter begriff, als die Stadt Syracus, ohngefähr den dritten Theil von Sicilien, und  
einige

\* Thucyd. Lib. 7.

\*\* Diod. Sic. Lib. 2. Ich gestehe es, diese Berechnung ist ein wenig verdächtig, wo nicht gar falsch, vornehmlich aus der Ursache, weil dieses Heer nicht aus Bürgern, sondern aus gemieteten Truppen bestanden. / p. 282.

einige Seehäfen an der Küste von Italien und Illyrien. Es ist wahr, die alten Kriegsheere lebten zur Zeit des Krieges größtentheils vom Plündern; aber plünderten die Feinde nicht auch? welches die verderblichste Art ist, Auflagen zu heben, die man nur ausfinden kann. Kurz, es kann keine andre wahrscheinliche Ursache angegeben werden, warum die alten Staaten so sehr viel mächtiger, als die neuern, gewesen, als ihr Mangel an Handlung und Heppigkeit. Es wurden wenig Künstler von der Arbeit der Landleute unterhalten; destomehr Soldaten konnten also davon leben. Livius sagt, daß die Römer zu seiner Zeit schwerlich ein solches Heer würden aufbringen können, als sie in den frühesten Zeiten der Republik wider die Gallier und Latiner ausgesandt hätten\*. Anstatt der Soldaten, die zu Camillus Zeiten für die Freyheit und Herrschaft fochten, waren in den Tagen des Augustus, Tonkünstler, Mahler, Köche, Schauspieler und Schneider. Und wenn das Land in beyden Zeitpuncten gleich gut gebauet worden, so ist es offenbar, daß es eine gleiche Anzahl von Leuten in der einen oder der andern Lebensart unterhalten konnte. In dem letzten Zeitpuncte ward zu den bloßen Nothwendigkeiten des Lebens nicht mehr hinzugesetzt, als in dem erstern.

Es ist sehr natürlich, bey dieser Gelegenheit die Frage aufzuwerfen, ob die Monarchen nicht zu den

\* Tit. Liv. Lib. 7. c. 24. Adeo in quae laboramus, sola crevimus, diuitias luxuriemque.

den Grundsätzen der Alten zurückkehren, und mehr auf ihren eigenen Vortheil, als auf die Glückseligkeit ihrer Unterthanen sehen sollten? Ich antwortete hierauf: dieses scheint ganz unmöglich zu seyn, und zwar darum, weil die Politik der Alten gewaltthätig, und dem natürlichen und gewöhnlichen Laufe der Dinge zuwider war. Man weiß, nach welchen besondern Gesetzen Sparta regieret ward, und mit wie vielem Rechte diese Republik von demjenigen für ein Wunder gehalten wird, der die menschliche Natur untersucht hat, so wie sie sich bey andern Völkern und zu andern Zeiten geäußert hat. Wäre das Zeugniß der Geschichte nicht so gewiß und umständlich, so würde uns eine solche Regierungsform als eine philosophische Grille oder Erdichtung vorkommen, die nimmer könnte in Ausübung gebracht werden. Und obgleich die römische und andre alte Republiken auf Grundsätze gebauet waren, die etwas natürlicher sind; so müssen doch außerordentlich viel Umstände zusammen kommen, um sie zu bewegen, sich solchen beschwerlichen Lasten zu unterwerfen. Sie waren freye Staaten; sie waren klein; und der patriotische Geist, die Liebe zum Vaterlande, mußte wachsen, wenn das gemeine Wesen in beständiger Unruhe war, und wenn die Bürger alle Augenblicke gezwungen waren, sich den größten Gefahren zu Vertheidigung desselben auszusetzen. Eine beständige Folge von Kriegen machet jeden Bürger zum Soldaten. Er geht für sich zu Felde; und unterhält sich, so lange er dienet, größtentheils selbst. Und obgleich diese

Dienste

Dienste eben so beschwerlich sind, als eine sehr harte Auflage; so sind sie doch einem Volke, das den Waffen ergeben ist, das für Ehre und Rache mehr, als für den Sold sicht, und dem der Fleis und der Gewinn eben so unbekannt, als die Vergnügungen sind, lange nicht so empfindlich \*. Hierzu kommt noch die große Gleichheit der Glücksumstände unter den Einwohnern der alten Republiken, wo jedes

- \* Die ältesten Römer lebten in beständigen Kriegen mit ihren Nachbarn; und in der alten lateinischen Sprache bedeutet das Wort *hostis* zugleich einen Feind und einen Fremden. Cicero bemerkt dieses; aber er schreibt es der Menschlichkeit seiner Vorfahren zu, die, so viel als möglich, die Benennung der Feinde mildern wollten, indem sie dieselben eben so nannten, als die Fremden. *de offic. lib. 2.* Es ist indessen aus den Sitten der damaligen Zeiten weit wahrscheinlicher, daß dieses Volk so wild gewesen, daß es alle Fremde für Feinde angesehen, und ihnen daher einerley Namen beygelegt hat. Außerdem streitet es wider die gemeinsten Grundsätze der Politik oder der Natur, daß ein Staat seine Feinde mit so freundschaftlichen Augen ansehe, oder solche Gesinnungen für sie hege, als der römische Redner seinen Vorfahren zuschreiben will. Nicht zu gedenken, daß die ersten Römer wirklich Räuber waren, wie wir aus ihren ersten Tractaten mit den Carthaginensern sehen, die uns Polybius *lib. 3.* aufbehalten hat, und folglich hatten sie, so wie die Seeräuber von Algier und Salee, fast mit allen Nationen Krieg, und ein Fremder und ein Feind wollten bey ihnen bey nahe einerley sagen.

des Feld seinen besondern Besizer hatte, und im Stande war eine Familie zu unterhalten, und wodurch also die Zahl der Einwohner selbst ohne Handlung und Manufacturen sehr beträchtlich seyn konnte.

Aber obgleich der Mangel der Handlung und der Manufacturen bey einem freyen und sehr kriegerischen Volke bisweilen keine andre Wirkung haben kann, als daß das gemeine Wesen dadurch mächtig wird; so ist doch auch dieses gewiß, daß nach dem gemeinen Laufe menschlicher Dinge eine ganz widrige Wirkung erfolgen wird. Die Monarchen müssen die Menschen nehmen, wie sie sie finden, und können es nicht unternehmen, ihre Grundsätze und Denkungsart auf eine gewaltsame Weise zu ändern. Es wird ein längerer Zeitlauf nebst einer Menge verschiedner Zufälle und Umstände erfordert, um die großen Staatsveränderungen hervorzubringen, die die Gestalt der menschlichen Dinge so sehr verschieden machen. Und je unnatürlicher die Grundsätze sind, welche eine besondere Gesellschaft unterstützen; desto mehr Schwierigkeit muß der Gesetzgeber antreffen, sie in Aufnehmen zu bringen, und zu unterhalten. Seine beste Politik ist diese, wenn er der gemeinen Neigung der Menschen nachgiebt, und sie so viel als möglich zu verbessern sucht. Nun vermehren, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, der Fleiß, die Künste und die Handlung die Macht des Monarchen so wohl, als die Glückseligkeit der Unterthanen;



nen; und die Politik ist gewaltsam, welche das gemeine Wesen durch die Armuth der Privatleute vergrößert. Dieß wird aus einigen wenigen Anmerkungen erhellen, die uns die Folgen der Trägheit und der Barbarey vorstellen werden.

Wo keine Manufacturen und mechanischen Künste getrieben werden, da muß sich der größte Haufen eines Volkes auf den Ackerbau legen; und wenn die Geschicklichkeit und der Fleiß dieses Volks zunehmen, so muß es von seiner Arbeit weit mehr erübrigen, als es zu seinem Unterhalt braucht. Es hat also keine Versuchung seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß zu vermehren, da es die überflüssigen Producte nicht gegen Bequemlichkeit und Waaren umtauschen kann, die entweder zu seinem Vergnügen dienen, oder seine Eitelkeit belustigen können. Es muß also nothwendig die Trägheit die herrschende Neigung dieses Volkes werden. Der größte Theil des Landes liegt ungebauet; derjenige Theil, der angebauet wird, giebt nicht so viel, als er geben könnte; weil es seinen Anbauern entweder an Geschicklichkeit oder an Fleiß fehlet. Erfodert aber die Nothdurft des Staats, daß zu seinem Dienste eine große Anzahl von Leuten gebraucht werden; so kann die Arbeit alsdenn nicht so viel erübrigen, daß diese Leute können unterhalten werden. Der Landmann kann seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß nicht auf einmal vermehren. Die Felder, so brach liegen, können in wenig Jahren nicht zum Ackerbaue brauchbar gemacht

macht werden. Die Armee muß indessen entweder schleunige und gewaltige Eroberungen machen, oder auch aus einander gehen, weil es ihr an Lebensmitteln fehlet. Von einem solchen Volke also kann man weder einen regelmäßigen Angriff noch Vertheidigung erwarten; und seine Soldaten müssen eben so unwissend und ungeschickt seyn, als seine Bauern und Handwerksleute.

Alles wird in der Welt für Arbeit verkauft; und unsre Leidenschaften sind die einzigen Triebfedern der Arbeit. Wenn eine Nation einen Ueberschuß an Manufacturen und mechanischen Künsten hat; so legen sich die Eigenthümer des Landes, so wohl als die Pächter, auf den Ackerbau, als auf eine Wissenschaft, und verdoppeln ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit. Das, was sie von ihrer Arbeit erübrigen, ist nicht verlohren; sondern es wird gegen die Arbeit der Manufacturiers umgetauscht, wornach die Menschen alsdenn begierig werden, weil sie üppig sind. Auf diese Art giebt das Land weit mehr von den Nothwendigkeiten des Lebens, als zum Unterhalte seiner Anbauer nöthig ist. Zu Friedenszeiten dienet dieser Ueberschuß zum Unterhalte der Manufacturiers und dererjenigen, so die freyen Künste treiben. Aber es ist dem Staat sehr leicht, viele von diesen Manufacturiers in Soldaten zu verwandeln, und sie von dem Ueberschuß zu unterhalten, den die Arbeit der Landleute abwirft. Wir sehen auch, daß dieses in allen gesitteten Ländern statt findet. Wenn der Monarch

arch ein Kriegsheer auf die Beine bringt, so machet er Auflagen. Diese Auflage nöthiget das Volk, alles, was zu seinem Unterhalt weniger nothwendig ist, abzuschaffen. Diejenigen, die an diesen Dingen arbeiten, müssen entweder Kriegsdienste nehmen, oder sich auf den Ackerbau legen, und hiedurch einige Ackerleute zwingen, Soldaten zu werden, weil sie sonst nichts zu thun haben. Und wenn wir die Sache an und für sich betrachten; so sehen wir, daß die Manufacturen nur in sofern die Macht eines Staats vermehren, als sie so viel und zwar solche Arbeit aufsparen, auf die das gemeine Wesen einen Anspruch machen kann, ohne die Unterthanen der Nothwendigkeiten des Lebens zu berauben. Je mehr Arbeit also, außer dem, was zum Unterhalt des Lebens nothwendig ist, auf überflüssige Dinge verwandt wird, desto mächtiger ist der Staat; indem die Personen, die auf diese Art beschäftigt werden, sehr leicht zum öffentlichen Dienste können gebraucht werden. In einem Staate, der keine Manufacturen hat, können vielleicht eben so viel Hände seyn; aber es ist darinn nicht so viel Arbeit, und nicht so viel Arbeit von dieser Art. Alle Arbeit wird in einem solchen Staate auf die Nothwendigkeiten des Lebens verwandt, die wenige oder gar keine Abnahme verstattet.

Auf diese Art ist die Größe des Monarchen,  
und die Glückseligkeit des Staats, in großer Maaße,

B

in



in Absicht auf die Handlung und die Manufacturen, mit einander vereinigt. Es ist ein gewaltthames und in den meisten Fällen unmögliches Unternehmen, wenn man den Landmann zur Arbeit zwingen will, um von dem Lande mehr zu erübrigen, als er zu seinem und seiner Familie Unterhalt braucht. Man versehen ihn mit Manufacturen und Bequemlichkeiten, so wird er es von selbst thun. Hernach wird es sehr leicht seyn, einen Theil seiner überflüssigen Arbeit zum öffentlichen Gebrauche anzuwenden, ohne ihm die gewöhnliche Wiedererstattung zu machen. Da er einmal zur Arbeit gewohnt ist, so wird es ihm lange nicht so schwer fallen, als wenn man ihn auf einmal, ohne die geringste Belohnung, zu einer Vermehrung seiner Arbeit nöthigen will. Eben so verhält es sich mit den übrigen Gliedern des Staats. Je größer das Capital von Arbeit in aller Art ist, desto mehr kann man, ohne eine merkliche Veränderung zu verursachen, von dem Haufen nehmen.

Ein öffentliches Korn- und Tuchmagazin, ein Zeughaus, alle diese Dinge sind offenbar wahre Reichthümer und eine Stärke des Staats. Die Handlung und der Fleiß sind in der That nichts, als ein Capital von Arbeit, welches in Friedenszeiten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Privatpersonen dienet, im Falle der Noth aber zum Theil zum öffentlichen Dienst kann angewandt werden. Könnten wir eine Stadt in eine Art von  
einem

einem befestigten Lager verwandeln, und einer jeden Brust einen so kriegerischen Geist und einen solchen Eifer für das gemeine Wohl einflößen, daß ein jeder bereit wäre, sich den größten Beschwerlichkeiten zum Besten des Staats zu unterwerfen; so möchten vielleicht diese Gesinnungen noch izund eben so, als in den alten Zeiten, allein zureichend zum Fleiß aufmuntern, und das gemeine Wesen unterstützen können. Alsdenn würde es vortheilhaft seyn, aus einer solchen Stadt, als aus einem Lager, alle Künste und alle Ueppigkeit zu verbannen, und durch eine Einschränkung der Equipagen und der Tafel, den Borrath und die Lebensmittel länger aufzusparen, als geschehen könnte, wenn das Heer mit einer Menge von überflüssigen Troß beschwert wäre. Aber da diese Grundsätze zu uneigennützig und zu schwer zu unterstützen sind, so muß man die Menschen durch andre Leidenschaften regieren, und sie mit einem Geiste des Geizes und des Fleißes, der Künste und der Ueppigkeit, beleben. In diesem Falle ist das Lager mit einem überflüssigen Gefolge beschwert; aber der Zufluß von Lebensmitteln nimmt auch in eben der Maasse zu. Die Harmonie des Ganzen wird beständig erhalten; und indem der natürlichen Neigung der Menschen mehr nachgegeben wird; so finden so wohl einzelne Personen, als der ganze Staat ihre Rechnung bey Ausübung dieser Grundsätze.

Auf eben die Art werden wir auch die Vortheile einer auswärtigen Handlung einsehen, wodurch nämlich die Macht des Staats, so wohl als die Glückseligkeit und der Reichthum der Unterthanen vermehrt werden. Diese Handlung vermehrt das Capital von Arbeit bey einer Nation; und der Monarch kann, nach seinem Gutbefinden, einen Theil derselben zum öffentlichen Dienste anwenden. Der auswärtige Handel verschaffet durch die Einfuhre Materialien zu neuen Manufacturen: und durch die Ausfuhre verursachet derselbe Arbeit in gewissen Manufacturen, die im Lande nicht können verbraucht werden. Kurz, ein Reich, das eine große Einfuhre und Ausfuhre hat, muß nothwendig mehr Arbeit, und zwar in feinern und üppigern Künsten haben, als ein Reich, das sich mit seinen Landesproducten begnügt. Es ist also weit mächtiger, reicher und glücklicher. Die Privatpersonen genießen die Vortheile dieser Manufacturen, insofern als sie ihre Sinnen und ihren Appetit vergnügen. Und das gemeine Wesen gewinnt gleichfalls dabey, weil auf diese Art gegen öffentliche Bedürfnisse ein größer Capital von Arbeit aufgespartet wird; das ist, es wird eine größere Anzahl von arbeitsamen Leuten unterhalten, die zum Dienste des Staats können gebraucht werden, ohne daß jemand dadurch der Nothwendigkeiten des Lebens, oder auch nur der vornehmsten Bequemlichkeiten beraubt wird.

Wenn wir die Geschichte befragen, so finden wir, daß die auswärtige Handlung bey allen Völkern vor der Ausbesserung der einheimischen Manufacturen vorhergegangen; daß die meisten Nationen eine auswärtige Handlung gehabt haben, ehe sie ihre Manufacturen zu einiger Vollkommenheit gebracht haben; und daß diese Handlung fast allezeit die häusliche Ueppigkeit hervor gebracht hat. Die Versuchung ist weit stärker, auswärtige Manufacturen zu gebrauchen, die bereits fertig sind, und uns ganz neu sind, als die einheimischen Manufacturen zu verbessern, welches nur langsam und nach und nach geschehen kann, und die uns niemals durch ihre Neuheit einnehmen. Auch ist der Vortheil sehr groß, daß man diejenigen Producte, die in einem Lande überflüssig sind, und in keinem Werthe stehen, nach andern Ländern ausführen kann, deren Boden oder Clima zur Hervorbringung derselben nicht geschickt ist. Auf diese Art lernen die Menschen die Wollüste der Ueppigkeit und die Vortheile der Handlung kennen; und wenn ihr feiner Geschmack und Fleiß erst einmal aufgeweckt ist, so führen diese beyden Dinge sie zur Verbesserung von jeder Art, so wohl der einheimischen als auswärtigen Handlung. Dieß ist vielleicht der größte Vortheil, der aus einer Handlung mit Fremden zu ziehen ist. Sie erweckt die Menschen aus ihrer Schlaffucht und Trägheit; und indem sie den wollüstigern und reichern Theil der Nation Gegenstände der Ueppigkeit

zeigt, wovon ihnen vorher niemals geträumt hatte; so erregt sie bey ihnen die Begierde, nach einer prächtigern Lebensart, als ihren Vorfahren bekannt gewesen. Zu gleicher Zeit machen die wenigen Kaufleute, die das Geheimniß der Einfuhre und Ausfuhre besitzen, ausnehmenden Vorthail; und indem sie dem alten Adel an Reichthum nach-eifern, locken sie andere an, daß sie ihre Nebenbuhler in der Handlung werden. Die Nachahmung verbreitet alle diese Künste gar bald; indem die einheimischen Manufacturiers mit den auswärtigen wetteifern, und jede einheimische Bequemlichkeit zu der größten Vollkommenheit zu bringen suchen, deren sie fähig ist. Ihr Stahl und Eisen wird in ihren arbeit-samen Händen so schätzbar als das Gold und die Rubinen Indiens.

Wenn ein Staat sich in diesen Umständen befindet, so kann er den größten Theil seiner auswärtigen Handlung verlieren, und dennoch groß und mächtig bleiben. Wollen die Ausländer eine oder die andre von unsern Manufacturen nicht mehr nehmen, so müssen wir aufhören, dieselbe zu verarbeiten. Eben dieselbigen Hände müssen alsdenn an der Verbesserung anderer Bequemlichkeiten arbeiten, die im Lande noch fehlen möchten. Es kann ihnen nie an Stoff zum Verarbeiten fehlen, bis die reichen Personen im Staate einen so großen Ueberfluß von einheimischen Bequemlichkeiten



keiten und zwar in einer so großen Vollkommenheit besitzen, daß sie nicht mehr verlangen; welches nie geschehen wird. China wird als das blühendste Reich in der Welt beschrieben, und doch hat es sehr wenige auswärtige Handlung.

Es wird hoffentlich nicht als eine überflüssige Ausschweifung angesehen werden, wenn ich anmerke, daß die Menge der Personen, die die Producte der mechanischen Künste genießen, dem Staate eben so vortheilhaft sey, als die Menge der mechanischen Künste selbst. Eine gar zu große Ungleichheit in den Glücksumständen der Bürger schwächt den Staat. Billig sollte ein jeder, wenn es möglich ist, die Früchte seiner Arbeit genießen, und in einem völligen Besiz aller Nothwendigkeiten und vieler Bequemlichkeiten des Lebens seyn. Niemand wird daran zweifeln, daß eine solche Gleichheit der menschlichen Natur sehr g'mäß sey; und daß sie die Glückseligkeit der Reichen lange nicht so sehr vermindere, als sie die Glückseligkeit der Armen vermehret. Sie vermehret auch die Macht des Staats, und machet, daß die außerordentlichen Auflagen viel bereitwilliger bezahlet werden. Wo die Reichthümer in den Händen weniger Personen sind, da müssen dieselben zur gemeinen Bedürfniz sehr viel herschließen. Aber wenn die Reichthümer unter viele vertheilt sind, wird die Last einem je-

den leicht, und die Auflagen machen keine merkliche Veränderung in der Lebensart der Unterthanen überhaupt.

Hiezu kommt noch, daß wenn die Reichthümer in wenigen Händen sind, die Besitzer derselben alle Macht allein haben, und daß sie sich also vereinigen werden, die ganze Last auf die Armen zu wälzen. Durch diese gänzliche Unterdrückung werden sie ihnen allen Muth zum Arbeiten benehmen.

In diesem Stücke hat England vor allen übrigen und vormaligen Nationen einen großen Vorzug. Es ist wahr, die Engländer haben einige Beschwerlichkeiten bey der auswärtigen Handlung, weil der Preis der Arbeit so hoch ist; welches theils eine Folge von den Reichthümern der englischen Künstler, theils aber auch von dem Ueberflusse des Geldes ist: da aber die auswärtige Handlung keine Hauptsache ist, so muß sie mit der Glückseligkeit so vieler Millionen nicht in Vergleichung gestellet werden. Und wenn den Engländern sonst nichts die freye Regierung, unter der sie leben, werth und schätzbar machen könnte, so würde dieser einzige Umstand schon zureichen. Die Armuth des gemeinen Volks ist eine natürliche, wo nicht gar eine ohnfehlbare Folge einer unumschränkten Regierung; ob ich gleich auf der andern Seite daran zweifle, daß ihr Reichthum  
eine

eine ohnfehlbare Folge der Freyheit sey. Dieser Umstand scheint von besondern Zufällen und von einer gewissen Denkungsart abzuhängen, die mit der Freyheit vereinigt seyn muß. Wenn der Lord Bacon die Ursache angeben will, warum die Engländer in ihren Kriegen mit den Franzosen so große Vortheile erhalten haben; so schreibt er dieselben vornehmlich den bequemern und überflüssigern Umständen zu, worinn das gemeine englische Volk in Vergleichung mit den Franzosen lebt; und doch war die Regierung beyder Reiche damals bey nahe gleich. Wo die Arbeitsleute und Künstler gewohnt sind, für niedrigen Sold zu arbeiten, und nur einen kleinen Theil von dem Gewinn ihrer Arbeit für sich zu behalten, da wird es ihnen selbst unter einer freyen Regierung schwer, ihre Umstände zu verbessern, oder sich mit einander zu vergleichen, die Preise ihrer Arbeit zu steigern. Aber wenn sie auch zu einer bessern Lebensart gewöhnt sind, so ist es den Reichen unter einer despotischen Regierung leicht, sich wider sie zu vereinigen, und ihnen die ganze Last der Auflagen aufzubürden.

Man wird es vielleicht für einen wunderlichen Satz halten, wenn ich behaupte, daß die Armuth des gemeinen Mannes in Frankreich, Italien und Spanien einigermaßen dem vorzüglichen Reichtume des Bodens und dem glücklichen Klima dieser Länder bezumessen sey; und doch fehlt

es mir nicht an Gründen, meinen Satz zu beweisen. Bey einem so schönen Erdreiche, als die südlichen Länder haben, ist der Ackerbau eine leichte Kunst; und ein einzelner Mann kann mit einem Paar elenden Pferden in einem Sommer so viel einernnden, daß es dem Eigenthümer etwas Betrachtliches einbringt. Die ganze Kunst, die der Pächter weis, bestehet darinn, daß er sein Feld einige Jahre brach liegen läßt, wenn es erschöpft ist; und die Wärme der Sonne nebst dem gemäßigten Clima bereichern es, und machen es wieder fruchtbar. Diese armen Bauern also, suchen für ihre Arbeit weiter nichts, als den bloßen Unterhalt. Sie haben keine Capitale, keine Reichthümer, die ihnen einen Anspruch auf etwas mehreres als den bloßen Unterhalt geben könnten; und zu gleicher Zeit hängen sie auf ewig von ihrem Herrn ab, der ihnen keinen Pachtbrief zugesteht, und nicht besorgt, daß sein Land durch den schlechten Anbau wird verderbt werden. In England ist der Boden reich, aber grob; er muß mit vielen Kosten gebauet werden; und bringt eine magere Erndte hervor, wenn er nicht sorgfältig, und zwar auf eine Art angebauet wird, die den ganzen Gewinn allererst in einer Folge von verschiedenen Jahren giebt. Ein Pächter in England also muß ein ansehnliches Capital und einen langen Pachtbrief haben, woraus ihm auch ein gemäßer Vortheil erwächst. Die schönen Weinberge in Champagne und Bourgogne, wovon ein  
Morgen

Morgen dem Besizer oft über fünf Pfund einbringt, werden von Bauern gebauet, die kaum Brod haben: die Ursache davon ist diese, weil diese Bauern kein ander Capital, als ihre Gliedmaazen nebst ihren Instrumenten gebrauchen, die sie für zwanzig Schillinge kaufen können. Die Pächter sind gemeiniglich in diesem Lande in etwas bessern Umständen; aber von allen stehen diejenigen, so Viehzucht treiben, am besten. Die Ursache ist eben dieselbe. Die Menschen müssen nach Maaßgebung ihrer Kosten und der Gefahr, die sie laufen, gewinnen. Wo eine so ansehnliche Menge von den arbeitenden Armen in elenden Umständen sind, da muß der ganze übrige Theil an ihrer Armuth theilnehmen, die Regierungsart der Nation mag monarchisch oder republikanisch seyn.

Wir können in Absicht auf die allgemeine Geschichte der Menschen eine ähnliche Anmerkung machen. Warum hat noch kein Volk, das zwischen den Tropicis wohnet, irgend eine Kunst der Gesittung, oder eine Policiey in seiner Regierung und Kriegszucht erreichen können, da doch wenige Nationen unter den gemäßigten Himmelsgegenden dieser Vorzüge gänzlich beraubt gewesen? Es ist wahrscheinlich, daß die eine Ursache hievon die Wärme und Gleichheit der Witterung in dem heißen Erdstriche ist, wodurch den Einwohnern die Kleider und die Wohnung weniger nothwendig

dig gemacht werden, und wodurch also zum Theil die Nothwendigkeit weggeräumet wird, die ein so großer Antrieb zum Fleiße und zur Erfindung ist. *Curis acuens mortalia corda.* Nicht zu gedenken, daß je weniger Güter von dieser Art ein Volk besizet, desto weniger Streitigkeiten unter demselben entstehen, und daß folglich um desto weniger eine wohleingerichtete Policey, oder ein rechtmäßiges Ansehen, es wider auswärtige Feinde, oder gegen sich selbst, zu beschützen und zu vertheidigen, erfordert werde.



Von der Ueppigkeit.

Don der Hebräer



\*\*\*\*\*

## II.

### Von der Ueppigkeit.

**U**eppigkeit ist ein Wort von einer sehr ungewissen Bedeutung, und kann so wohl im guten als bösen Verstande genommen werden. Ueberhaupt drückt es eine große Verfeinerung in den Vergnügungen der Sinnen aus; und ein jeder Grad derselben kann unschuldig oder tadelnswerth seyn, nachdem das Alter, das Vaterland, oder der Zustand einer Person ist, die diesen Vergnügungen nachhängt. Die Gränzen zwischen der Tugend und dem Laster können hier eben so wenig, als in andern moralischen Vorwürfen genau bestimmt werden. Die Einbildung, daß die Befriedigung eines Sinnes, oder eine Wollust in Essen und Trinken, oder in der Kleidung, an und für sich selbst ein Laster sey, kann nie in ein Gehirn kommen, als das durch den Wahnsinn eines schwärmerischen Enthusiasmus verwirrt ist. Ich habe mir in der That von einem Mönche erzählen lassen, der einen Bund mit seinen Augen gemacht hat, sie nie nach einer schönen Aussicht zu wenden, die er von den Fenstern seiner Celle übersehen konnte; weil er sich aus einem so sinnlichen Vergnügen ein Gewissen machte. Von eben der Art ist auch das Verbrechen, daß man lieber

lieber Champagner oder Burgunder trinkt, als dünnes Bier oder schlechten rothen Wein. Diese Vergnügungen sind nur alsdenn Laster, wenn man ihnen auf Kosten einer Tugend, als der Freygebigkeit oder Mildthätigkeit nachhängt: eben so wie sie Thorheiten sind, wenn man sich dadurch zu Grunde richtet und an den Bettelstab bringt. Wenn sie keiner Tugend Eintrag thun, sondern uns noch das Vermögen überlassen, für unsre Freunde, unsre Familie, und sonst für jeden Gegenstand der Großmuth und des Mitleidens zu sorgen; so sind sie vollkommen unschuldig, und zu allen Zeiten von allen Sittenlehrern dafür erkannt worden. Der Ueppigkeit der Tafel gänzlich nachhängen, ohne einen Geschmack an den Vergnügungen des Ehrgeizes, des Studirens, oder des Umgangs zu haben, zeigt eine grobe Dummheit an, und kann mit keinem männlichen und starken Geiste bestehen. Alle seine Ausgaben auf ein solches Vergnügen einschränken, ohne sich um seine Freunde oder Familie zu bekümmern, zeigt ein Herz an, das nicht die geringste Menschlichkeit oder Gutthätigkeit besitzt. Behält man aber noch Zeit zu allen löblichen Bemühungen, und Geld genug zu allen großmüthigen Absichten übrig; so ist man von allem Schatten des Tadels oder des Vorwurfs frey.

Da die Ueppigkeit entweder als unschuldig oder tadelnswerth kann angesehen werden; so muß man sich über die verkehrten Meynungen verwundern,

dern, so die Menschen von derselben gehegt haben; da Leute von freyen Grundsätzen so gar die lasterhafte Ueppigkeit erheben, und sie als vortheilhaft für die Gesellschaft vorstellen; und auf der andern Seite Leute von strengen Grundsätzen selbst die unschuldigste Ueppigkeit tadeln, und sie als die Quelle aller Verderbnisse, Unordnungen und Meutheren ansehen, denen die bürgerliche Regierung ausgesetzt ist. Ich werde mich hier bemühen, diese beyden äußersten Meinungen zu verbessern, indem ich beweisen werde, zuerst, daß die feinen und üppigen Zeiten, sowohl die glücklichsten als tugendhaftesten sind; Zweytens, daß, wo die Ueppigkeit aufhöret, unschuldig zu seyn, sie auch aufhöre, vortheilhaft und wohlthätig zu seyn; und daß sie schädlich sey, wenn sie noch einen Grad weiter getrieben wird, ob sie gleich vielleicht für den Staat nicht der allerschädlichste Umstand ist.

Um den ersten Punct zu beweisen, dürfen wir nur die Wirkungen betrachten, so die Ueppigkeit im Privat- und im öffentlichen Leben hervorbringt. Die menschliche Glückseligkeit scheint, nach der gemeinsten Meinung, in diesen drey Stücken, der Beschäftigung, dem Vergnügen und dem Müßig- gange zu bestehen; und obgleich diese Zusätze im verschiednen Maaße, nach der besondern Gemüths- beschaffenheit eines jeden, mit einander müssen vermischet werden; so darf doch keiner derselben gänzlich fehlen, wofern nicht der Geschmack der ganzen Zusammensetzung soll verloren gehen. Der

Müßiggang, oder die Ruhe, scheint zwar an und für sich selbst zu unsrer Glückseligkeit nicht viel beyzutragen; sondern es scheint, als wenn sie nur so wie der Schlaf, als eine Erquickung der menschlichen Natur, erfordert wird, die einen ununterbrochenen Lauf von Geschäften, oder Vergnügungen, nicht aushalten kann. Der geschwinde Lauf der Lebensgeister, der einen Menschen ihm selbst entreißt, und das größte Vergnügen giebt, erschöpft zuletzt den Geist, und erfordert einige Pausen von Ruhe, die zwar auf einen Augenblick angenehm ist, deren lange Dauer aber eine Trägheit und Schlassucht hervorbringt, die allen Genuß vernichtet. Die Erziehung, die Gewohnheit und das Beyspiel haben sehr viel Gewalt, das Gemüth zu einem von diesen Stücken zu lenken; und wenn sie den Geschmack an der Arbeit und dem Vergnügen befördern, so muß man gestehen, daß sie in sofern zur menschlichen Glückseligkeit beförderlich sind. In den Zeiten, wo der Fleiß und die Künste blühen, werden die Menschen in beständiger Beschäftigung erhalten, und genießen zu ihrer Belohnung sowohl die Beschäftigung selbst, als auch die Vergnügungen, welche die Früchte ihrer Arbeit sind. Der Geist erhält neue Stärke, erweitert seine Kräfte und Fähigkeiten, und befriediget, durch einen Eifer in einem ehrlichen Fleiße, nicht nur seine natürlichen Begierden, sondern kommt auch den unnatürlichen Begierden zuvor, die gemeinlich alsdenn entstehen, wenn sich das Gemüth der Ruhe und dem Müßiggange überläßt. Verbannt man diese  
Künste

Künste aus der Gesellschaft, so beraubt man die Menschen zugleich der Arbeit und des Vergnügens; und da an deren Stelle nichts als der Müßiggang bleibt, so wird selbst das Angenehme desselben vernichtet; indem er niemals vergnügt, als wenn er auf die Arbeit folgt, und die Lebensgeister ersetzt, die durch zu vielen Fleiß und Abmattung erschöpft waren.

Ein andrer Vortheil des Fleißes und der Verbesserung der mechanischen Künste bestehet darin, daß dieselbe auch gemeiniglich einige Verbesserungen in den schönen Künsten hervorbringe; und die erstern können nicht wohl zur Vollkommenheit gebracht werden, ohne daß die andern zu gleicher Zeit vollkommen gemacht werden. Eben dasselbe Zeitalter, das große Philosophen und Staatsleute, berühmte Feldherren und Dichter hervorbringt, hat gemeiniglich einen Ueberfluß an geschickten Webern und Schiffbauern. Wir können vernünftiger Weise nicht erwarten, daß ein Stück von Wolle Tuch von einer Nation zur Vollkommenheit werde gebracht werden, die in der Astronomie unwissend ist, oder die Sittenlehre verabsäumt. Der Geist des Jahrhunderts erstreckt sich bis auf alle Künste; und wenn die Geister einmal aus ihrer Schlassucht erweckt und in Gährung gebracht sind, so wenden sie sich auf alle Seiten, und verbessern jede Kunst und Wissenschaft. Die tiefe Unwissenheit wird gänzlich verbannt; und die Menschen genießen den Vorzug vernünftiger Geschöpfe, daß

sie zugleich denken und handeln, daß sie die Vergnügung des Geistes sowohl als des Leibes befördern und anbauen.

Zemehr diese feinen Künste in Aufnahme kommen, desto geselliger werden die Menschen; und es ist auch unmöglich, daß sie alsdenn, wenn sie durch Wissenschaft bereichert und zum Umgange fähig gemacht sind, sich zur Einsamkeit bequemen, oder auf die entfernte Art mit ihren Mitbürgern leben sollten, die unwissenden und barbarischen Nationen eigen ist. Sie versammeln sich haufenweise in den Städten, geben und empfangen gern Unterricht, und machen sich ein Vergnügen daraus, ihren Wiß und gute Erziehung, ihren Geschmack im Umgange, in der Lebensart, in der Kleidung und in dem Hausgeräthe zu zeigen. Die Neugierde lockt den Weisen an; die Eitelkeit den Thoren; und das Vergnügen Beyde. Besondere Versammlungen und Gesellschaften werden allenthalben errichtet. Beyde Geschlechter gehen auf eine ungezwungene und gesellige Art mit einander um, und die Gemüthsbeschaffenheit sowohl, als das Bezeigen der Mannspersonen wird feiner, so, daß sie, außer der Verbesserung, die sie von den Wissenschaften und schönen Künsten erhalten, nothwendigerweise schon dadurch einen Anwachs der Menschlichkeit fühlen müssen, weil sie beständig gewohnt sind, mit einander umzugehen, und ihr wechselweises Vergnügen zu befördern. Auf diese Art ist Fleiß, Wissenschaft und Menschlichkeit

keit durch ein unauflösliches Band verknüpft; und es lehret sowohl die Erfahrung, als die Vernunft, daß sie den gesittetern und üppigern Zeiten vorzüglich eigen sind.

Es werden auch diese Vortheile von keinen Nachtheilen begleitet, die einiges Verhältniß gegen dieselben haben. Je mehr die Menschen auf das Vergnügen grübeln, desto weniger werden sie sich irgend eine Art der Ausschweifungen erlauben; weil nichts das wahre Vergnügen mehr störet, als solche Ausschweifungen. Man kann sicher behaupten, daß die Tartarn sich öfter einer viehischen Gefräßigkeit schuldig machen, wenn sie ihre todten Pferde verzehren, als europäische Hoflinge bey allen ihren künstlichen Kocharten. Und wenn eine unerlaubte Liebe, oder selbst die eheliche Untreue, in gesitteten Zeitaltern häufiger ist, wenn sie oft nur für eine Galanterie angesehen wird; so ist auch dafür die Trunkenheit weniger gemein, ein Laster, das weit abscheulicher und dem Leibe und der Seele weit schädlicher ist. In dieser Sache kann ich mich nicht nur auf einen Ovid oder Petron, sondern auf einen Seneca oder einen Cato berufen. Man weis, daß Cäsar, zur Zeit der Verschwörung des Catilina gezwungen ward, dem Cato einen Liebesbrief zu überliefern, der ein Liebesverständnis mit der Servilia, der Schwester des Cato, entdeckte; und daß dieser strenge Philosoph es mit Unwillen von sich warf, und ihn in der Hitze seines Zorns für einen Trunkenbold schalt, eine Be-

nennung, die er für weit schimpflicher hielt, als die, so er ihm mit mehreren Rechte bey dieser Gelegenheit hätte geben können.

Aber Fleiß, Wissenschaft und Menschlichkeit sind nicht bloß im Privatleben vortheilhaft. Sie verbreiten ihren wohlthätigen Einfluß auch auf das öffentliche Leben, und machen den Staat eben so groß und eben so blühend, als sie die einzelnen Glieder desselben glücklich und reich machen. Der Anwachs und die Verzehrung aller derer Dinge, die zur Zierde und zum Vergnügen des Lebens dienen, sind der Gesellschaft zuträglich; weil sie zu eben der Zeit, da sie diese unschuldige Vergnügungen einzelner Personen vermehren, eine Art eines Magazins von Arbeit sind, die im Nothfalle zum öffentlichen Dienste kann angewandt werden. Bey einer Nation, wo dergleichen überflüssige Dinge nicht gefodert werden, versinken die Menschen in Trägheit, verlieren allen Genuß des Lebens, und sind dem gemeinen Wesen unnütze, das seine Flotten und Kriegsheere von dem Fleiße solcher faulen Glieder nicht unterhalten kann.

Alle europäische Königreiche haben isund bey nahe eben die Gränzen, die sie vor zweyhundert Jahren hatten; aber was für einen großen Unterschied bemerket man nicht unter der damaligen und ihigen Größe und Macht dieser Reiche? Ein Unterschied, der keiner andern Ursache, als dem Wachstume der Künste und des Fleißes kann beygemessen



sen werden. Als Carl VIII, König von Frankreich, Italien angriff, hatte er ein Heer von zwanzigtausend Mann; und doch erschöpfte diese Kriegesrüstung, wie Guicciardini meldet, die Nation dergestalt, daß sie in vielen Jahren nicht vermögend war, eine so große Macht aufzubringen. Ludwig der XIV hielt zu Kriegszeiten über vierhunderttausend \* Mann auf den Beinen; ob er gleich von Mazarins Tode an, so lange er lebte, in eine Folge von Kriegen verwickelt war, die bey nahe dreyßig Jahre dauerte.

Dieser Fleiß wird sehr durch die Wissenschaft befördert, die von den Zeiten der Künste und der Ueppigkeit unzertrennlich ist; so wie auf der andern Seite diese Wissenschaft das gemeine Wesen in den Stand setzt, den Fleiß der Unterthanen aufs Beste zu nutzen. Gesetze, Ordnung, Policen, Zucht, alle diese Dinge können nie zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht werden, als bis sich die Vernunft durch die Uebung, und durch den Fleiß verfeinert hat, den sie auf die gemeinern Künste, wenigstens auf die Künste der Handlung und der Manufacturen wendet. Können wir erwarten, daß die Regierung von einem Volke gut werde eingerichtet werden, das kein Spinnrad machen kann, noch mit einem Weberstuhle gut umzugehen weiß? Nicht zu gedenken, daß alle unwissende Zeiten mit

\* Die Inschrift auf dem Place de Vendome sagt vierhundert und vierzigtausend Mann.

Aberglauben angesteckt sind, der die Regierung aus dem Gleichgewichte bringt, und die Menschen in ihrem Nachjagen nach ihrem Vortheile und Glückseligkeit störet.

Die Wissenschaft in den Regierungskünsten wirkt natürlicher Weise Gelindigkeit und Mäßigung; indem sie die Menschen die Vorzüge menschlicher Grundsätze vor der Strenge und Härtigkeit lehret, wodurch die Unterthanen zu Empörungen angetrieben werden, und wodurch alle Wiederkehr zur Unterwürfigkeit benommen wird; indem den Rebellen alle Hoffnung der Begnadigung abgeschnitten ist. Wenn die Gemüther der Menschen sanfter werden, und ihre Wissenschaft vermehret wird, so zeigt sich diese Menschlichkeit immer deutlicher, und wird der vorzügliche Charakter, wodurch sich gesittete Zeiten von barbarischen und unwissenden unterscheiden. Die Parteyen sind alsdenn weniger auf einander verbittert; die Staatsveränderungen weniger tragisch; das Ansehen weniger streng, und die Empörungen viel seltener. Selbst auswärtige Kriege lassen etwas von ihrer Grausamkeit nach; und wenn die Streiter das Schlachtfeld verlassen haben, wo Ehre und Eigennuß die Menschen gegen das Mitleiden und die Furcht stälen, so legen sie das Viehische ab, und nehmen den Menschen wieder an.

Es ist auch nicht zu besorgen, daß die Menschen mit der Wildheit zugleich ihren kriegerischen Geist

Geist verlieren, oder weniger unerschrocken und muthig in Vertheidigung ihres Vaterlandes oder ihrer Freyheit seyn werden. Die Künste haben keine solche Wirkung, daß sie den Geist oder den Leib entkräften und entnerven sollten. Es giebt vielmehr ihr beständiger Begleiter, der Fleiß, beyden neue Kräfte. Und wenn der Zorn, den man den Wessstein des Muths nennt, durch die Gesittung und Verfeinerung etwas von seiner Wuth verliert; so erhält dagegen die Empfindung der Ehre, die ein unweit stärkerer beständigerer und biegsamerer Grundsatz ist, neue Stärke durch diese Erhebung des Geistes, die durch die Wissenschaft und die gute Erziehung gewirkt wird. Hiezu kömmt noch dieses, daß der Muth nie anhalten, noch nützlich seyn kann, wosern er nicht von der Kriegszucht und der Kriegskunst begleitet wird, die man selten unter einem barbarischen Volke antrifft. Wie Pyrrhus sah, daß die Römer ihr Heer mit einiger Kunst und Geschicklichkeit in Schlachtordnung stellten, sagte er voller Verwunderung: diese Barbaren haben nichts Barbarisches in ihrer Kriegszucht. Es ist merkwürdig, daß, wie die alten Römer, die sich bloß auf den Krieg legten, das einzige ungesittete Volk waren, das einige Kriegszucht beobachtete, die heutigen Italiener das einzige gesittete Volk unter den Europäern sind, dem es an Muth und einem kriegerischen Geiste fehlet. Diejenigen, die diesen weiblichen Geist der Italiäner ihrer Ueppigkeit, ihrer Gesittung, oder ihrer Aufmerksamkeit und ihrem

Fleiß in den Künsten beyzumessen, dürfen nur die Engländer und Franzosen betrachten, deren Tapferkeit eben so ungezweifelt und unstreitig ist, als ihre Liebe zur Ueppigkeit und ihr Fleiß in der Handlung. Die italienischen Geschichtschreiber geben einen bessern Grund dieser Verurteilung ihrer Landesleute an. Sie zeigen uns, wie die italienischen Prinzen auf einmal das Schwerdt weggeworfen haben, da die venetianische Aristocratie auf ihre Unterthanen eifersüchtig war; die florentinische Demokratie sich gänzlich auf die Handlung legte; Rom von Priestern, und Neapolis von Weibern beherrscht ward. Der Krieg ward damals das Geschäft einiger Soldaten, die vom Kriege lebten, die einander schonten, und zum Erstaunen der Welt, sich, wie sie es nannten, eine Schlacht liefern, und am Abend, ohne das geringste Blutvergießen, in ihr Lager zurück kehren konnten.

Nichts hat strenge Sittenlehrer mehr wider die Ueppigkeit und das Verfeinern der Vergnügungen aufgebracht, als das Beyspiel des alten Roms, welches die Tugend und der patriotische Geist, nebst seiner Armuth und Grobheit, zu einer so vorzüglichen Größe und Freyheit erhoben hatten, das aber in jede Art des Verderbnisses verfiel, da es von seinen eroberten Provinzen die griechische und asiatische Ueppigkeit erlernte; woraus Aufruhr und bürgerliche Kriege entstanden, die endlich von dem gänzlichen Verluste der Freyheit begleitet wurden. Alle die lateinischen Schriftsteller,

ler, die wir in unsrer Kindheit lesen, sind mit diesen Gedanken angefüllt, und schreiben insgesammt den Verfall ihres Staats den Künsten und den Reichthümern zu, die die Römer von Osten holten. Dieses geht so weit, daß Sallust den Geschmack an der Malerey für ein eben so großes Laster hält, als die Liederlichkeit und das Saufen. Und diese Art zu denken, war in den lehtern Zeiten der Republik so allgemein, daß dieser Schriftsteller die strenge Tugend der alten Römer nicht genug rühmen und erheben kann, ob er gleich selbst das berüchtigste Beyspiel der neuern Ueppigkeit und Verderbniß war. Er spricht verächtlich von der griechischen Beredtsamkeit, ob er gleich der zierlichste Schriftsteller von der Welt war; ja, er bedient sich sogar zu dieser Absicht übel angebrachter Ausschweifungen und Declamationen, ob er gleich ein Muster des guten Geschmacks und der richtigen und schönen Schreibart ist.

Aber es würde sehr leicht zu beweisen seyn, daß dieser Schriftsteller sich in der Ursache der Unordnungen des römischen Staats geirret, und daß sie das der Ueppigkeit und den Künsten beygemessen haben, was in der That seinen Grund in einer übeleingerichteten Regierungsform, und in einer unbeschränkten Ausdehnung der Eroberungen hatte. Die Ueppigkeit oder die Verfeinerung der Wollüste führte natürlicher Weise nicht zur Bestechung, und zum Verderbniß. Der Werth, den die Menschen einem besondern Vergnügen beylegen,

legen, hängt von der Vergleichung und der Erfahrung ab; und ein Tagelöhner ist eben so hung- rig nach Geld, welches er für Speck und Brandte- wein ausgiebt, als ein Hofmann, der Champagner und Ortolans dafür kauft. Die Reichthümer sind allen Menschen und zu allen Zeiten schätzbar, weil sie allezeit die Vergnügungen verschaffen, wozu die Menschen gewöhnt sind, und die sie verlangen; es kann auch nichts die Liebe zum Gelde mäßigen, als eine Empfindung der Ehre und der Tugend, welche, wenn sie nicht zu allen Zeiten beynah- gleich sind, natürlicher Weise am meisten in üppi- gen und aufgeklärten Zeiten statt finden.

Von allen europäischen Reichen scheint es Po- len, sowohl an den Künsten des Krieges als des Friedens, an den mechanischen sowohl als freyen Künsten, am meisten zu mangeln; und doch findet man nirgends mehr Neigung, sich bestechen zu lassen, und seine Stimme zu verkaufen. Es scheint, als wenn die Edelleute bloß darum das Recht, ihre Könige zu wählen, beybehalten, da- mit sie ihre Krone dem Meistbietenden verkaufen können. Dieß ist fast die einzige Art von Hand- lung, die diesem Volke bekannt ist.

Die Freyheiten von England haben so wenig seit dem Aufkommen der Ueppigkeit und der Kün- ste gelitten, daß sie vielmehr noch niemals so sehr geblühet haben, als in diesem Zeitpuncte. Und ob es gleich scheint, als wenn das Verderbniß  
seit

seit einigen Jahren zugenommen habe, so muß man es doch vornehmlich unsrer vorgesezten Freyheit zuschreiben, da die Könige die Unmöglichkeit eingesehen haben, ohne die Parlamente zu regieren, oder dem Parlamente durch das Gespenste der Obermacht Schrecken einzujagen. Nicht zu gedenken, daß dieses Verderbniß unendlich mehr unter den Wählenden, als unter den Gewählten herrscht, und folglich der verfeinerten Ueppigkeit mit Rechte nicht kann beygemessen werden.

Wenn wir die Sache in ihr gehöriges Licht sehen, so werden wir finden, daß die Ueppigkeit und die Künste die Freyheit vielmehr befördern, und daß sie die natürliche Wirkung haben, daß sie eine freye Regierung erhalten, wo nicht gar hervorbringen. Bey rauhen und ungesitteten Nationen, wo die Künste verabsäumt werden, wird alle Arbeit auf den Landbau verwandt; und die ganze Gesellschaft theilt sich in die zwo Classen: in Eigenthümer des Landes, und in Vasallen oder Pächter derselben. Diese letztern sind nothwendig abhängig und zur Slaveren und Unterwürfigkeit aufgelegt, vornehmlich wenn sie keine Reichthümer besitzen, noch wegen ihrer Wissenschaft im Ackerbaue hochgeschätzt werden; wie es allemal seyn muß, wenn die Künste verabsäumt werden. Die erstern werfen sich natürlicher Weise zu kleinen Tyrannen auf, und müssen sich entweder, der Ordnung und der Ruhe halber, einem unumschränkten Herrn unterwerfen; oder  
wenn

wenn sie ihre Unabhängigkeit, nach Art der gothischen Baronen, behaupten wollen, müssen sie unter sich in Streitigkeiten und Spaltungen verfallen, und die ganze Gesellschaft in eine solche Verwirrung stürzen, die vielleicht ärger ist, als die willkührlichste Regierung. Aber wo die Ueppigkeit die Handlung und den Fleiß unterhält und belebt, da werden die Bauern durch einen gehörigen Anbau des Landes reich und unabhängig; da zu gleicher Zeit die Kaufleute einen Antheil an dem Eigenthume erlangen, und den Personen vom mittlern Range, so die festesten Säulen der öffentlichen Freyheit sind, Ansehen und Achtung zuziehen. Diese unterwerfen sich der Slaveren nicht aus Armuth und Niederträchtigkeit des Geistes, wie die armen Bauern; und da sie keine Hoffnung haben, wie die Barons, über andre zu tyrannisiren, so haben sie keine Versuchung, sich der Tyranney ihres Monarchen zu unterwerfen, um ihren eignen Ehrgeiz zu befriedigen. Sie streben nach gleichen Gesetzen, die ihr Eigenthum versichern, und sie sowohl vor der monarchischen als aristocratischen Tyranney beschützen können.

Das Haus der Gemeinen ist die Stütze der englischen Verfassung; und alle Welt erkennet, daß es den größten Theil seines Einflusses und seines Ansehens dem Wachstume der Handlung zu danken hat, die eine so ansehnliche Balanz von Eigenthum in die Hände der Gemeinen geworfen hat. Wie ungereimt ist es also, die Ueppigkeit,  
oder



oder eine Verfeinerung der Künste so hefftig zu tadeln, und sie als ein Gift der Freyheit und des patriotischen Geistes vorzustellen.

Die Neigung über die gegenwärtigen Zeiten zu schreyen, und die Tugend der Vorfahren zu erheben, ist der menschlichen Natur beynahе eingepflanzt; und da die Gesinnungen und Meynungen der gesitteten Zeiten allein bis auf die Nachwelt kommen, so finden wir daher so viele strenge Aussprüche, die wider die Ueppigkeit und selbst wider die Wissenschaft gefallen sind; und daher geben wir ihnen ihund so bereitwillig Beyfall. Aber der Irrthum ist leicht zu entdecken, wenn wir verschiedene Nationen, die zu gleicher Zeit leben, mit einander vergleichen, wo wir unparteyischer urtheilen, und die Sitten, die uns zureichend bekannt sind, besser gegen einander halten können. Verrätherey und Grausamkeit, diese zwey schädlichste und am meisten verhaßte Laster scheinen ungesitteten Zeiten eigen zu seyn, und wurden von den aufgeklärten Griechen und Römern allen den barbarischen Nationen vorgeworfen, von denen sie umgeben waren. Sie hatten also mit Recht auf die Gedanken kommen können, daß auch ihre so hoch gepriesene Vorfahren, keine größere Tugenden besessen, und ihren Nachkommen an Ehre und Menschlichkeit eben so viel als an Geschmack und Wissenschaft nachgegeben haben. Man kann einen alten Franken oder Sachsen sehr herausstreichen; aber ich glaube doch, daß ein jeder sein Leben

ben oder sein Glück in den Händen eines Mohren oder Tartarn bey weiten nicht so sicher schätzen wird, als in den Händen eines französischen oder englischen Edelmanns, welche die gesittetste Classe von Menschen unter den gesittetsten Völkern ausmachen.

Wir kommen ist zu dem zweyten Satze, den wir erläutern wollen, nämlich, daß, so wie die Ueppigkeit, oder die Verfeinerung der Bollüste, dem gemeinen Wesen vortheilhaft ist, dieselbe aufhöre wohlthätig zu seyn, wenn sie aufhöret, unschuldig zu seyn; und daß sie anfängt schädlich zu werden, wenn sie einen Grad weiter getrieben wird, ob sie gleich nicht der allerschädlichste Umstand für den Staat ist.

Laßt uns das betrachten, was wir eine lasterhafte Ueppigkeit nennen. Kein Vergnügen, wenn es gleich sinnlich ist, kann an und für sich selbst für lasterhaft gehalten werden. Ein Vergnügen ist nur alsdenn lasterhaft, wenn es alle Ausgaben eines Menschen wegnimmt, und ihm kein Vermögen zu denen pflichtmäßigen und großmüthigen Handlungen läßt, die seine Umstände und sein Glück von ihm erfordern. Man sehe, daß er das Laster verbessert, und einen Theil seiner Ausgaben auf die Erziehung seiner Kinder, auf die Unterstützung seiner Freunde, und auf die Aushelfung der Armen verwendet; wird alsdenn

alsdenn dem Staate daraus ein Nachtheil erwachsen? Es wird vielmehr eben der Absatz erfolgen; und die Arbeit, die in dem erstern Falle angewandt wird, einer einzelnen Person ein geringschätziges Vergnügen zu verschaffen, würde alsdenn den Nothdürftigen zu statten kommen, und hundert befriedigen und vergnügen. Eben dieselbe Sorgfalt und Bemühung, die um Weh'nachten einen Aufsatz von Pfirschen verschafft, würde einer ganzen Familie ein halbes Jahr hindurch mit Brodt versorgen. Wollte man sagen, daß, ohne eine lasterhafte Ueppigkeit, nicht alle die Arbeit würde angewandt werden; so sagt man weiter nichts, als daß die menschliche Natur noch einige andre Fehler, als die Trägheit, den Eigennuß, die Gleichgültigkeit gegen andere, hat, für welche die Ueppigkeit einigermaßen Hülfsmittel schafft, so wie ein Gift das Gegengift eines andern seyn kann. Aber die Tugend ist, gleich den gesunden Speisen, besser als alle Gifte, wenn sie auch noch so sehr verbessert werden.

Man nehme dieselbige Anzahl von Menschen, die isund in Großbritannien sind, und eben den Boden und das Clima an; ich frage, ist es nicht möglich, daß sie, vermöge der vollkommensten Lebensart, die man sich nur einbilden kann, und durch die größte Verbesserung, die die Allmacht allein in ihrer Denfungsart und

Gemüthsbeschaffenheit wirken könnte, nicht glücklicher seyn sollten, als sie igund sind? Es würde offenbar lächerlich seyn, wenn man behaupten wollte, daß es unmöglich sey. Da das Land im Stande ist, mehr, als alle seine Einwohner zu ernähren; so würden sie, in einem solchen utopianischen Zustande, keine andere Uebel empfinden, als Krankheiten des Leibes; und diese machen nicht die Hälfte von dem menschlichen Elende aus. Alle andere Uebel entspringen aus einem Laster, das entweder in uns, oder in andern zu finden ist; und selbst viele von unsern Krankheiten, fließen aus eben der Quelle. Man nehme die Laster weg, so werden die Uebel folgen. Nur muß man ja alle Laster wegnehmen. Nimmt man nur einen Theil derselben weg; so wird die Sache noch ärger.

Verbannt man die lasterhafte Ueppigkeit, ohne die Trägheit und die Gleichgültigkeit gegen andere; so richtet man weiter nichts aus, als daß man den Fleiß im Staate verringert, ohne die Milde und Großmuth der Menschen zu vermehren. Wir müssen uns also damit begnügen, daß wir behaupten, zwey entgegen gesetzte Laster können einem Staate vortheilhafter seyn, als wenn eines derselben allein wäre; aber laßt uns nicht behaupten, daß das Laster an und für sich selbst vortheilhaft sey. Widerspricht sich der Schriftsteller nicht ungemein, der auf einer Seite behauptet, daß alle moralische Unterscheidungen,

gen, Erfindungen der Staatsleute, zum Besten des gemeinen Wesens sind, und der auf der folgenden Seite vorgiebt, daß das Laster dem Staat vortheilhaft sey \*? Und in der That scheint es nach irgend einem moralischen System nicht viel weniger als ein offener Widerspruch zu seyn, wenn man von einem Laster redet, das der Gesellschaft, an und für sich genommen, überhaupt zuträglich ist.

Ich habe diese Betrachtung für nothwendig gehalten, um einer philosophischen Frage, worüber in Großbritannien viel gestritten worden, einiges Licht zu geben. Ich nenne es eine philosophische und nicht eine politische Frage. Denn was für Folgen auch eine so wunderbare Veränderung, die die Menschen mit allen Tugenden begaben, und von jeder Art des Lasters befrehet würde, immer haben möchte; so gehet dieß die Obrigkeit nicht an, die bloß auf mögliche Dinge sieht. Sie kann nicht alle Laster wegschaffen, und Tugenden an deren Stelle setzen. Sehr oft kann sie bloß ein Laster durch das andere heilen; und in diesem Falle muß sie dasjenige vorziehen, das der Gesellschaft am wenigsten schädlich ist. Die ausschweifende Ueppigkeit ist eine Quelle vieler Uebel; aber überhaupt ist sie der Trägheit und dem Müßiggange vorzuziehen, die gemeinlich an ihre Stelle treten

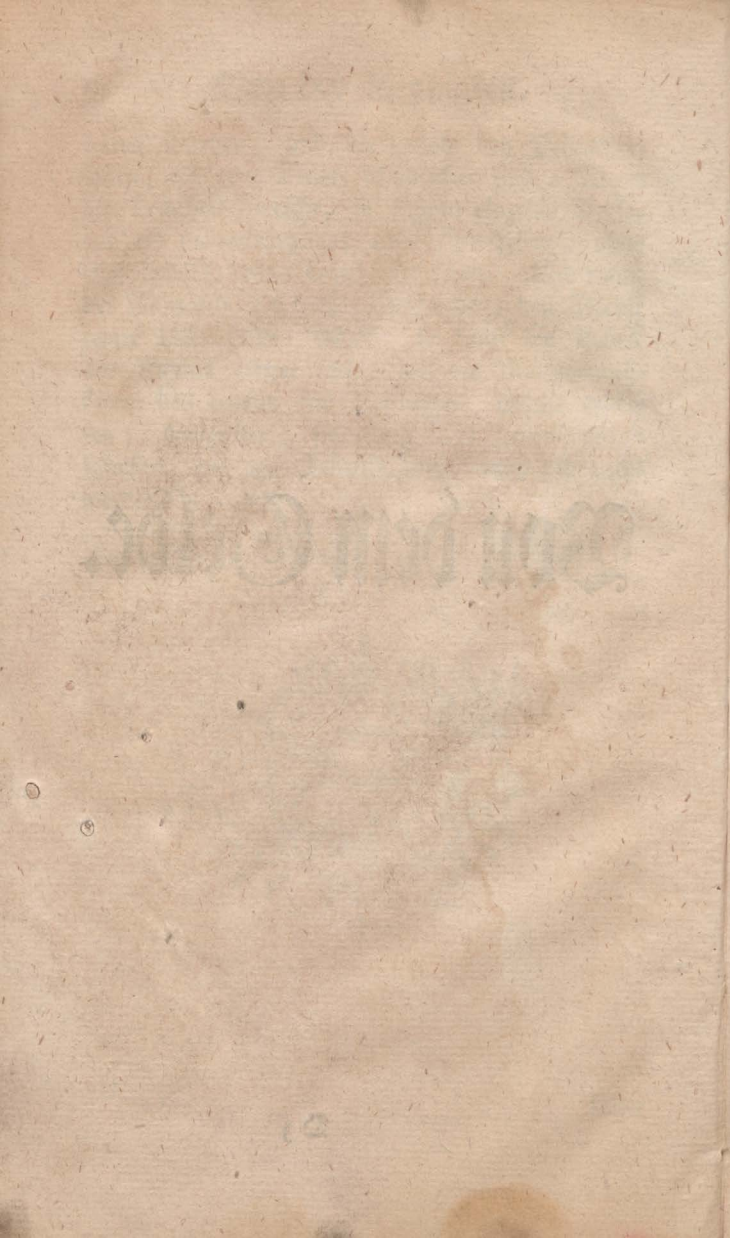
D 2

\* Die Fabel von den Bienen;

treten würden, und die sowohl den Privatpersonen, als dem Staate schädlicher sind. Wenn die Trägheit herrscht, so führen einzelne Personen ein niederträchtiges und rohes Leben, ohne Gesellschaft, ohne Annehmlichkeiten. Und wenn der Monarch, bey diesen Umständen, den Dienst seiner Unterthanen fodert; so kann die Arbeit des Staats weiter nichts als die Nothwendigkeiten des Lebens für diejenigen, welche arbeiten, darreichen; sie kann aber denen nichts schaffen, die zum Dienste des Staats gebraucht werden.



# Von dem Gelde.







## III.

## Von dem Gelde.

Das Geld ist eigentlich zu reden keiner von den Vorwürfen der Handlung; es ist keine Waare, womit man handelt; sondern bloß ein Werkzeug, worüber man sich verglichen hat, um den Umtausch einer Waare gegen die andere zu erleichtern. Es ist keines von den Rädern der Handlung; sondern das Oel, welches die Bewegung der Räder schmeltziger und leichter macht. Betrachten wir ein Reich an und für sich selbst, so ist es offenbar, daß der größere oder geringere Vorrath des Geldes keine Folgen hat; da die Preise der Waaren sich allemal nach der Menge des Geldes richten, und wo man mit einer Krone, zu Heinrichs des VIIten Zeiten, eben das ausrichten konnte, wozu man jetzt ein Pfund Sterling gebraucht. Bloß der Staat zieht einige Vortheile aus der größern Menge des Geldes; und zwar in seinen Kriegen und Unterhandlungen mit fremden Mächten. Und dieß ist die Ursache, warum alle reiche und handelnde Staaten, von Carthago an bis auf Großbritannien und Holland, sich besoldeter Truppen bedienen haben, die sie von ihren ärmern Nachbarn gemiethet haben. Wollten sie sich ihrer eignen Unterthanen bedienen, so

würde ihnen ihr vorzüglicher Reichthum und große Menge an Gold und Silber weniger vortheilhaft seyn; indem der Sold aller ihrer Bedienten, nach Maaßgebung des öffentlichen Ueberflusses, steigen muß. Unsr kleine Armee in Großbritannien kostet eben so viel zu unterhalten, als eine französische Armee, die dreymal zahlreicher ist. Die englische Flotte erforderte in dem letzten Kriege eben so viel Geld zu ihrer Unterhaltung, als alle römische Legionen, die zur Zeit der Kaiser die ganze Welt in der Unterwürfigkeit erhielten \*. Die größere

- \* Ein gemeiner Soldat in der römischen Infanterie hatte täglich einen Denarius, etwas weniger als acht Pence. Die römischen Kaiser hatten gemeiniglich fünf und zwanzig Legionen im Solde, welches hundert und fünf und zwanzig tausend Mann macht, wenn man fünf tausend Mann auf eine Legion rechnet. Tacit. ann. lib. 4. Es ist wahr, es befanden sich auch Hilfsvölker bey den Legionen; aber ihre Zahl ist eben so ungewiß, als ihr Sold. Sehen wir bloß auf die Legionen, so konnte der Sold der gemeinen Soldaten nicht über 1, 600 000 Pfund Sterlinge betragen. Das Parlament aber bewilligte in dem letzten Kriege gemeiniglich 2, 500 000 Pfund Sterlinge zur Unterhaltung der Flotte. Es bleiben also noch neun hundert tausend Pfund für die Bezahlung der Officiers und die andern Kosten der römischen Legionen übrig. Es scheint, als wenn die römischen Legionen, in Vergleichung mit unsern igiten Kriegsvölkern, nur sehr wenig Officiers gehabt haben, wenn man einige schweizerische Truppen ausnimmt, die auch nicht viel Officiers haben: und diese Officiers hatten nur gerin-

größere Anzahl des Volks, und sein größerer Fleiß, sind dem Staate in allen Fällen dienlich und vortheilhaft, zu Hause und auswärtig, in Privat- und öffentlichen Geschäften. Aber der Nutzen des größern Ueberflusses vom Gelde ist sehr eingeschränkt, und kann bisweilen einer Nation in ihrer auswärtigen Handlung zum Nachtheile gereichen.

Zum Glück scheinen in den menschlichen Geschäften viele Ursachen zusammen zu kommen, die das Wachsthum der Handlung und der Reichthümer aufhalten und verhindern, daß sie nicht auf eine Nation allein eingeschränkt werden; wie man anfänglich, wegen der Vortheile einer festgesetzten Handlung, besorgen möchte. Wenn eine Nation in der Handlung über die andere die Oberhand er-

D 5

halten

geringen Sold; ein Centurio z. E. hatte nicht mehr, als noch einmal so viel, wie der gemeine Soldat. Und da die Soldaten von ihrem Sold sich Kleider, Waffen, Zelte und Begage anschaffen mußten; Tacit. ann. lib. 1. so mußten dadurch auch die andern Ausgaben bey dem Kriegsheere sehr vermindert werden. So wenig kostete dieses mächtige Reich, und so leicht war das Joch derselben über die Welt. Und in der That wird dieser Schluß aus der obigen Berechnung um desto natürlicher. Denn nach der Eroberung von Egypten scheint das Geld in Rom beynahе eben so überflüssig und häufig gewesen zu seyn, als es gegenwärtig in dem reichsten Königreiche von Europa ist.

halten hat; so wird es der überwundnen sehr schwer, die Vortheile wieder zu gewinnen, die sie verlohren hat; und zwar wegen des vorzüglichen Fleißes und der größern Geschicklichkeit der erstern, und wegen der größern Capitalien, so die Kaufleute derselben besitzen; und wodurch sie in den Stand gesetzt werden, für so viel geringern Profit zu handeln. Aber diesen Vortheilen hält einigermaßen der niedrige Preis der Arbeit bey einer Nation das Gegengewicht, die keine weitläufige Handlung hat, und keinen Ueberfluß an Gold und Silber besitzt. Die Manufacturen verändern also nach und nach ihren Aufenthalt; sie verlassen die Länder und Provinzen, die sie bereits bereichert haben, und fliehen in andere Länder; wohin sie, durch die wohlfeilen Preise der Lebensmittel, und der Arbeit, gelockt werden, bis sie auch diese bereichert haben, und durch eben dieselben Ursachen wieder verbannet werden. Und überhaupt bemerken wir, daß die Zheurung aller Waaren, wegen des Ueberflusses an Geld, ein Nachtheil ist, der eine festgesetzte Handlung begleitet, und derselben in allen Ländern Gränzen setzt; indem sie es den ärmern Staaten möglich macht, in allen auswärtigen Märkten ihre Waaren wohlfeiler zu lassen, als es die reichern thun können.

Aus dieser Ursache zweifle ich sehr an dem Nutzen der Banken und des Papiercredits, wovon man glaubt, daß sie allen Nationen so vortheilhaft

theilhaft sind. Daß die Lebensmittel und die Arbeit durch das Wachsthum der Handlung und des Geldes theurer werden, ist in vielen Absichten eine Unbequemlichkeit; aber eine Unbequemlichkeit, die unvermeidlich, und zugleich eine Wirkung des öffentlichen Reichthums und Glückes ist, die das Ziel aller unsrer Wünsche sind. Diese Unbequemlichkeit wird auch durch die Vortheile ersetzt, die wir aus dem Besitze dieser kostbaren Metalle ziehen, und die unter andern auch in dem Gewicht bestehen, so sie uns in allen auswärtigen Kriegen und Unterhandlungen geben. Aber wir scheinen keine Ursachen zu haben, diese Unbequemlichkeiten durch nachgemachtes Geld zu vermehren, welches die Fremden nie annehmen werden, und das eine große Unordnung im Staat in Nichts verwandeln kann. Es ist wahr, es giebt in einem jeden reichen Staate viele Leute, die große Summen besitzen, und das papierne Geld mit einer guten Sicherheit dem baaren Gelde vorziehen, weil es leichter fortzubringen und sicherer zu bewahren ist. Wenn das gemeine Wesen nicht für eine Bank sorget, so werden sich Privatleute dieses Umstand zu Nutz machen; wie die Goldschmiede vormals in London thaten, und die Banquiers noch isund in Dublin thun: und daher sollte man denken, daß es besser wäre, wenn eine öffentliche Gesellschaft den Vortheil dieses Papiercredits genösse, der allezeit in jedem reichen Königreiche statt finden wird. Aber es kann niemals einer handelnden Nation nützlich seyn, wenn man einen solchen

solchen Credit durch Kunstgriffe vermehret; sondern es muß derselbe vielmehr nachtheilig seyn; indem dadurch das Geld, über die gehörige Proportion, die es mit der Arbeit und den Waaren haben muß, vermehret wird, wodurch dem Kaufmanne und dem Manufacturier die Preise vertheuert werden. Und in dieser Absicht muß man gestehen, daß keine Bank so vortheilhaft seyn würde, als eine solche, die alles Geld, was sie empfangen würde, einschloffe, und nie etwas davon wieder in die Handlung gäbe, wie sonst gewöhnlich ist. Eine öffentliche Bank würde auf diese Art vieles von den Geschäften des Privatbanquiers und Artienhändlers abschneiden; und obgleich der Staat die Kosten von den Besoldungen der Directeurs und der Zähler dieser Bank tragen müßte, (weil nach dem, was wir angenommen haben; die Bank keinen Vorthail ziehen würde) so würde doch der Vorthail der Nation, der aus den wohlfeilen Preisen der Arbeit und der Auflösung des Papiercredits entspringet, diese Unbequemlichkeit vollkommen ersetzen. Nicht zu gedenken, daß eine so große Summe, die zum Gebrauch fertig liegt, bey einer öffentlichen Gefahr ode Noth sehr bequem seyn würde; da man in Friedenszeiten nach Bequemlichkeit dasjenige wieder in die Bank liefern könnte, was man zum öffentlichen Gebrauche daraus genommen.

Doch von diesem Papiercredit werden wir unten noch weitläufiger handeln; und ich will diesen

diesen Versuch über das Geld mit zwei Anmerkungen beschließen, die ich vortragen und erläutern werde, und die vielleicht die Gedanken unsrer grübelnden Staatsleute beschäftigen werden. Denn bloß an diese sind dieselben gerichtet. Es ist genug, daß ich mich bisweilen dem Lächerlichen unterwerfe, das in unsern Zeiten mit dem Character eines Philosophen verbunden ist, ohne daß ich mich noch als einen Verfertiger neuer Entwürfe lächerlich mache.

I. Es war eine schlaue Anmerkung des Sythen Anacharsis \*, der nie in seinem Vaterlande Geld gesehen hatte, daß es ihm hein, als wenn das Gold und Silber den Griechen weiter keinen Nutzen brächte, als daß es ihnen das Zählen und die Rechenkunst erleichtere. Es ist in der That offenbar, daß das Geld bloß die Arbeit und die Waaren vorstellt, und bloß zu einem Mittel dienet, sie zu berechnen und zu schätzen. Betrachtet man eine Nation an sich selbst, so kann der größere Ueberfluß des Geldes, weil alsdenn eine größere Summe eben dieselbe Menge von Gütern vorstellt, weder gute noch schlimme Folgen haben; eben so wenig als es eine Veränderung in den Büchern der Kaufleute machen würde, wenn man, anstatt der arabischen Art zu zählen, die wenige Characteres erfordert, sich der römischen bedienen

\* Plutarch. Quomodo quis suos profectus in virtute sentire possit.

dienen würde, die deren mehr erfodert. Ja es ist die größere Menge des Geldes gleich den römischen Zahlen vielmehr unbequem und beschwerlich, und erfodert mehr Mühe, es fortzubringen und zu bewahren. Aber ungeachtet dieses Schlusses, dessen Richtigkeit man nicht leugnen kann, ist es gewiß, daß seit der Entdeckung der amerikanischen Bergwerke, der Fleiß sich bey allen europäischen Nationen, nur nicht bey den Besitzern dieser Bergwerke, vermehret hat; und dieß kann man, nächst andern Ursachen, der Vermehrung des Goldes und Silbers zuschreiben. Wir finden auch, diesem zu Folge, daß in einem Reiche, worin das Geld in größerer Menge zu fließen anfängt, alle Dinge eine neue Gestalt bekommen; die Arbeit und der Fleiß erhalten ein neues Leben; der Kaufmann unternimmt mehr; der Manufacturier wird fleißiger und geschickter; und selbst der Bauer folgt seinem Pfluge mit größerer Munterkeit und Aufmerksamkeit. Die Ursache dieser Veränderung ist nicht leicht anzugeben, wenn wir den Einfluß, den eine größere Menge des Geldes in ein Reich hat, nur in so fern betrachten, als dasselbe den Preis der Waaren erhöhet, und einen jeden Einwohner zwingt, eine größere Anzahl dieser gelben oder weißen Stücke für das, was er einkauft, auszugeben. Und was die auswärtige Handlung anbetrifft, so ist diese große Menge des Geldes vielmehr nachtheilig; indem dadurch die Preise von allen Arbeiten gesteigert werden.



Um also die Ursache dieser Veränderung zu bestimmen, müssen wir bedenken, daß, obgleich der hohe Preis der Waaren eine natürliche Folge von der Vermehrung des Goldes und Silbers ist, diese Vertheuerung dennoch nicht unmittelbar auf die Vermehrung des Geldes folget; sondern es wird einige Zeit erfordert, ehe das Geld durch den ganzen Staat circuliren, und seine Wirkungen allen Classen des Volks zu fühlen geben kann. Gleich anfänglich wird keine Veränderung gespürt; nach und nach steigen die Preise, erst von der einen und hernach von andern Waaren; bis endlich das Ganze mit der neuen Menge des Geldes, so in dem Staat ist, ein richtiges Verhältniß bekommt. Meiner Meynung nach, ist bloß in dieser Zwischenzeit, zwischen der Erwerbung der neuen Reichthümer und der Erhöhung der Preise, die Vermehrung des Goldes und Silbers dem Fleiße beförderlich und zuträglich. Wenn eine Menge von Geld unter eine Nation kömmt, so wird es anfänglich nicht in viele Hände zerstreuet, sondern in die Kisten einiger weniger Personen eingeschlossen, die es so gleich auf das beste zu gebrauchen wissen. Man nehme an, daß einige Manufacturiers, oder Kaufleute, für ihre Güter, so sie nach Cadix gesandt haben, Gold und Silber erhalten haben. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, mehr Arbeitsleute als vorher in Dienst zu nehmen, denen es nie einfällt, höhern Arbeitslohn zu fodern, sondern die froh sind, daß sie für so gute Bezahler etwas zu arbeiten haben. Werden die Arbeits-

leute

leute selten, so giebt der Manufacturier mehr Arbeitslohn; aber anfänglich fodert er auch, daß sie mehr dafür arbeiten sollen; und dieses läßt sich der Künstler gern gefallen, der nun für seine mehrere Arbeit auch besser essen und trinken kann. Er bringt sein Geld zu Markt, wo er die Dinge noch alle in den vorigen Preisen findet; er nimmt nun aber mehr und von besserer Art Waaren zum Gebrauch seiner Familie nach Hause. Wenn die Pächter und die Gärtner finden, daß alle ihre Waaren gekauft werden, so legen sie sich unverdrossen darauf, mehr herbey zu schaffen; und zu gleicher Zeit können sie so viel erübrigen, daß sie besser und mehr Tuch von ihrem Kaufmanne nehmen können, der es ihnen noch zu den vorigen Preisen läßt, und also wird ihr Fleiß durch den neuen Gewinn nur noch mehr aufgemuntert. Es ist sehr leicht, den Lauf des Geldes durch den ganzen Staat zu bezeichnen; und wir werden alsdenn finden, daß es erst den Fleiß einer jeden einzelnen Person beleben muß, bevor es die Preise der Arbeit erhöhet.

Und daß das Geld sich ansehnlich vermehren könne, ehe es diese letzte Wirkung hervorbringt, erhellet unter andern auch aus den verschiedenen Veränderungen, so die Könige von Frankreich mit ihrer Münze vorgenommen haben; wo man stets gefunden hat, daß die Vermehrung von dem gangbaren Werth der Münzen keine gemäße Verhöhung der Preise, wenigstens nicht auf eine Zeit lang

lang verursacht hat. In dem letzten Jahre Ludwigs des XIVten war das Geld drey Siebentel gestiegen, aber die Preise waren nur ein Siebentel gesteigert. Das Korn wird ihund in Frankreich zu eben dem Preise, oder für eben die Zahl von Livres verkauft, als im Jahre 1683 geschah, obgleich das Mark Silber damals dreyßig, und ihund funfzig Livres hält \*. Des großen Zuwachses

- \* Was ich hier gesagt habe, gründe ich auf das Ansehen des Herrn Dü Tor, (in seinen Reflexions politiques) eines Schriftstellers der Gewicht hat; ob ich gleich bekennen muß, daß die Sachen, die er bey andern Gelegenheiten vorträgt, oft so verdächtig sind, daß sie sein Ansehen in diesem Falle verringern können. Inzwischen ist die allgemeine Anmerkung, daß die Erhöhung der Münzen in Frankreich im Anfange keine gemäße Erhöhung der Preise verursacht, richtig und gewiß.

Im Vorbeygehen zu sagen: es scheint mir dieß noch der beste Grund zu seyn, den man für eine allmälige und allgemeine Erhöhung des Geldes anführen könnte; obgleich derselbe in allen den Büchern übersehen ist, die Melon, Dü Tor, und Paris de Verney über diese Materie geschrieben haben. Z. E. Wenn alles Geld umgemünzet würde, und von jedem Schilling so viel Silber genommen würde, als ein Penny am Werth ausmachet; so würde man mit dem neuen Schilling vermuthlich alles das bezahlen können, das man mit dem alten kaufen konnte; dadurch würden die Preise der Dinge unvermerkt vermindert werden; die auswärtige Handlung würde ein neues Leben erhalten, und der häusliche Fleiß würde durch die Circulation einer größern Menge

von

wachses nicht zu gedenken, wozu das Gold und Silber seit dem ersten Zeitpuncte in diesem Königreiche gestiegen ist.

Aus allen diesen Betrachtungen kann man den Schluß machen, daß es, in Absicht auf die häusliche Glückseligkeit eines Staats, von keinen Folgen ist, ob das Geld in einer größern oder geringern Anzahl in demselben circulire. Die gute Politik der Regierung bestehet bloß darinn, daß sie es, wo möglich, beständig im Wachstume erhält; weil sie dadurch den Geist des Fleißes in der Nation lebendig erhält, und das Capital von Arbeit vermehrt, worinn alle wahre Macht und aller wahrer Reichthum besteht. Eine Nation, deren Geld abnimmt, ist alsdenn in der That viel schwächer und elender, als eine andre Nation, die nicht mehr Geld hat, aber deren Reichthümer zunehmen. Den Grund hievon wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß auf die Veränderung in der Menge,

vor Pfunden und Schillingen vermehret und aufgemuntert werden. Wenn man einen solchen Entwurf ausführte, so würde man besser thun, wenn man den neuen Schilling für vier und zwanzig halbe Pence gelten ließ, um den Betrug oder die Einbildung zu erhalten, und zu machen, daß man ihn für den alten hielte. Und da die Umprägung unsrer Münzen anfängt, nothwendig zu werden, weil sich unsre Schillinge und sechs Pence beständig abnutzen; so ist es zweifelhaft, ob wir es so machen sollen, wie unter der Regierung des König Wilhelms geschah, da man das ungeprägte Geld nach dem alten Fuß ausmünzte.

Menge, entweder auf der einen oder der andern Seite, die gemäßen Veränderungen in den Preisen der Waaren nicht so gleich und unmittelbar folgen. Es geht immer eine Zwischenzeit hin, ehe die Sachen nach ihrem neuen Zustande eingerichtet werden; und diese Zwischenzeit ist dem Fleiße eben so schädlich, wenn das Gold und Silber abnimmt, als sie demselben zuträglich ist, wenn sich diese Metalle vermehren. Der Arbeitsmann hat alsdenn nicht mehr so viel für den Kaufmann und den Manufacturier zu thun; ob er gleich auf dem Markt noch immer gleichviel für die Waaren, die er einkauft, bezahlen muß. Der Pächter kann sein Korn und sein Vieh nicht unter bringen, ob er gleich seinem Herrn noch eben so viel Pacht, als vorher, geben muß. Man sieht leicht ein, was für Armuth, Bettelley und Trägheit daraus erfolgen müsse.

II. Die zweyte Anmerkung, die ich in Absicht auf das Geld machen will, kann folgendermaßen erläutert werden. Es giebt einige Königreiche, und viele Provinzen in Europa (und vormals waren alle in diesen Umständen) worinn das Geld so selten ist, daß der Besizer des Landes von seinen Pächtern gar keines bekommen kann; sondern gezwungen ist, seinen Pacht in Landfrüchten zu nehmen; und er muß sie entweder selbst verzehren, oder nach einem Orte bringen, wo er sie absetzen kann. In diesen Ländern kann der Prinz wenige oder gar keine Auflagen, als auf eben diese Weise heben; und da er aus den Auflagen, die auf diese

Art entrichtet werden, sehr schlechten Vortheil ziehen kann; so ist es offenbar, daß ein solches Reich auch in sich nicht stark und mächtig seyn kann, und nicht im Stande ist, so große Flotten und Kriegsheere zu unterhalten, als wenn jeder Theil desselben einen Überfluß von Gold und Silber hätte. Deutschland ist seit dreihundert Jahren an Macht und Stärke bey weitem nicht so gewachsen, als es in dieser Zeit an Fleiß, an Leuten und Manufacturen zugenommen hat\*. Die Oesterreichischen Staaten in Deutschland sind überhaupt wohl bevölkert, gut angebauet, und vom großen Umfange; allein, sie haben kein gemäßtes Gewicht in der Bilanz von Europa; welches, wie man gemeinlich glaubt, von der Seltenheit des Geldes herrühret. Wie stimmt aber dieses mit dem Grundsatz der Vernunft überein, daß die Menge des Goldes und Silbers an und für sich selbst von keinen Folgen sey? Nach diesem Grundsatz sollte ein jeder Monarch, der viele Unterthanen hat, welche eine Menge von Waaren und Gütern besitzen, nothwendig groß und mächtig, und seine Unterthanen reich und glücklich seyn, ohne daß die grössere oder geringere Anzahl des Geldes das geringste dazu beitragen könnte. Diese kostbaren Metalle leiden viele Eintheilungen und Unterabtheilungen; und wo diese Abtheilungen so klein werden, daß sie in Gefahr stehen, gänzlich verloren zu werden, da ist es leicht

\* Die Italiäner nannten den Kaiser Maximilian spottweise Pocchidanari. Keine Unternehmung dieses Prinzen ist jemals glücklich ausgeschlagen, weil es ihm am Gelde fehlte.

leicht sie mit schlechtern Metalle zu vermischen, wie in einigen europäischen Ländern geschieht, um sie auf diese Art zu grössern und bequemern Massen zu vergrößern. Sie können auch alsdenn noch zu eben den Absichten dienen, nämlich den Umtausch zu befördern, wie auch ihre Anzahl beschaffen seyn mag, oder was für eine Farbe sie auch haben mögen.

Auf diese Schwierigkeiten und Einwürfe antworte ich: daß die Wirkung, die hier der Seltenheit des Geldes zugeschrieben wird, in der That aus den Sitten und Gewohnheiten des Volks entspringe, und daß wir, wie es nur gar zu gewöhnlich ist, eine Nebenwirkung für die Ursache halten. Der Widerspruch ist bloß anscheinend; aber es wird einiges Nachdenken erfordert, um die Grundsätze zu entdecken, wodurch wir die Vernunft mit der Erfahrung vergleichen können.

Es scheint dieß ein fast ausgemachter und un-leugbarer Grundsatz zu seyn, daß die Preise der Dinge von dem Verhältniß der Waaren zu dem Gelde abhängen; und daß eine jede beträchtliche Veränderung in einem von diesen beyden Dingen dieselbe Wirkung hervorbringt: nämlich, daß sie entweder die Preise erhöhet oder heruntersetzet. Man vermehre die Waaren, so werden sie wohlfeiler; man vermehre das Geld, so werden sie theurer. So wie auf der andern Seite eine Verringerung der Waaren, und eine Verminderung des Geldes die entgegen gesetzten Wirkungen hervorbringen.

Es ist gleichfalls offenbar, daß die Preise, nicht so wohl von der Menge des Geldes und der Waaren überhaupt genommen, abhängen, sondern vielmehr von denen Waaren, die zu Markt gebracht werden, und von dem Gelde, welches in einem Staate circulirt. Wird das Geld in Kisten eingeschlossen, so ist es, in Absicht auf die Waaren, eben so als wenn es gar nicht da wäre; werden die Waaren in Magazinen aufgespart, so sind sie auch gleichsam vernichtet. Weil das Geld und die Waaren in diesem Falle nie zusammen kommen, so können sie keinen Einfluß auf einander haben. Wenn wir durch Muthmaßungen den Preis des Getraides bestimmen wollen, so muß das Korn, so der Landmann zu seinem und seiner Familie Unterhalt gebraucht, niemals mitgerechnet werden. Bloß der Überschuß, der mit dem Bedürfniß verglichen wird, kann den Werth bestimmen.

Wollen wir diese Grundsätze anwenden, so müssen wir bedenken, daß in den erstern und rohern Zeiten eines Staats, ehe die Einbildungskraft ihre Bedürfnisse mit den Bedürfnissen der Natur vermengenget hat, die Menschen mit den Producten ihrer Felder, oder mit den rohen Zubereitungen, wozu sie diese Producte bringen können, zufrieden sind, und nur wenig Gelegenheit zum Tauschen, wenigstens nicht für Geld haben, welches, vermöge eines Vergleichs, das gemeine Maasß des Tausches ist. Die Wolle von den Heerden eines Landmannes, die in seiner eignen Familie gesponnen und von einem benachbarten Weber verarbeitet wird, der seine Bezahlung in Korn oder Wolle bekommt,

ist



ist zum häuslichen Gebrauch und zur Kleidung zu reichend. Der Zimmermann, der Schmidt, der Maurer, der Schneider, alle diese werden mit eben der Münze bezahlt; und der Eigenthümer des Landes, der in der Nachbarschaft wohnet, ist zufrieden, wenn er seinen Pacht in den Producten erhält, die der Pächter aufbringen kann. Den größten Theil derselben verzehrt er in seiner Familie, in Landmännischer Gastfreyheit; das was noch übrig bleibt, verkauft er vielleicht in der Stadt für Geld, aus der er die wenigen Materialien zu seinem Aufwand und zu seiner Ueppigkeit erhält.

Aber wenn die Menschen anfangs über diesen Genuß und über diese Vergnügungen zu grübeln, und nicht immer zu Hause leben, noch mit dem vergnügt sind, was ihnen ihre Nachbarschaft liefern kann; alsdenn giebt es mehr Tausch und Handlung von aller Art, und alsdenn wird zu dem Tausch mehr Geld gebraucht. Die Kaufleute wollen ihre Bezahlung nicht in Korn nehmen, weil sie noch etwas mehr bedürfen, als bloß zu essen. Der Pächter bleibt nicht in seinem Dorfe, wenn er die nöthigen Waaren kaufen will; und er kann seine Waaren nicht immer zu seinem Kaufmanne bringen. Der Eigenthümer des Landes lebt in der Hauptstadt, oder in der Fremde, und fodert seinen Pacht in Gold oder Silber, welches ihm leicht kann übermacht werden. In jeder Art von Waaren thun sich große Unternehmer, Manufacturiers und Kaufleute hervor; und diese können ihre Geschäfte süglich mit nichts als mit baarem Gelde betreiben. Und folglich wird bey

diesen Umständen des Staats das Geld bey weit mehrern Contracten genüßt, und überhaupt weit mehr gebraucht, als in den erstern Umständen.

Die nothwendige Wirkung von allen diesen ist folgende: daß in den fleißigen und feinen Zeiten alle Dinge viel wohlfeiler werden müssen, als in den rohen und ungesitteten Zeiten, wosern anders das Geld nicht vermehret wird. Das Verhältniß zwischen dem circulirenden Gelde und den feilen Waaren bestimmet die Preise. Güter die zu Hause verzehrt, oder mit andern Waaren in der Nachbarschaft vertauscht werden, kommen nicht zu Markt; sie haben nicht den geringsten Einfluß auf die circulirende Münzen; in Absicht auf dieselbe verhalten sie sich, als wenn sie gar nicht da wären; und folglich verringert diese Art, mit den Waaren umzugehen, das Verhältniß auf Seiten der Waaren, und erhöht die Preise. Aber wenn das Geld zu jedem Kauf und Verkauf genommen wird, und allenthalben das Maaß des Tausches ist, alsdenn hat eben dieselbe Casse der Nation weit mehr zu verrichten; alle Waaren sind alsdenn feil; die Sphäre der Circulation oder des Umlaufs wird erweitert; es muß gleichsam dieselbe Summe einem größern Reiche dienen; und da also das Verhältniß auf Seiten des Geldes vermindert wird, so müssen alle Dinge wohlfeiler werden, und die Preise nach und nach fallen.

Nach den genauesten Berechnungen, die man über ganz Europa gemacht hat, nachdem man etwas für die Veränderung in dem gangbaren Werth oder die Benennung der Münzen abgerechnet

net hat, hat man befunden, daß die Preise der Dinge nur drey oder höchstens viermal höher, seit der Entdeckung von America, gestiegen sind. Aber sollte wohl jemand behaupten, daß es und nicht mehr als viermal so viel Geld in Europa sey, als im funfzehnten und den vorhergehenden Jahrhunderten gewesen ist. Die Spanier und Portugiesen bringen von ihren Bergwerken, die Engländer, Franzosen und Holländer bringen durch ihre Africanische Handlung, und durch ihre Unterläuffer in America, jährlich ohngefähr sieben Millionen nach Hause, wovon nicht der zehnte Theil nach Ostindien gehet. Diese Summe allein würde, allem Ansehen nach, in fünf Jahren das alte Capital von Europa verdoppeln. Und man kann keine andre bindige Ursache angeben, warum die Preise nicht zu einer eben so ausnehmenden Höhe gestiegen sind, als die, so von der Veränderung der Sitten und der Lebensart hergenommen wird. Ausser daß durch den größern Fleiß mehr Waaren hervorgebracht sind, kommen auch die vorigen Waaren in größerer Menge zu Markt, wenn die Menschen die alte Einfalt ihrer Sitten ablegen; und obgleich dieser Anwachs nicht so stark gewesen, als die Vermehrung des Geldes; so ist er dennoch beträchtlich gewesen, und hat das alte Verhältniß zwischen dem Gelde und den Waaren einigermaßen auf dem alten Fuß erhalten.

Fragt man, welche von beyden Lebensarten, die einfältige oder die feine und gekünstelte, einem Staate am vortheilhaftesten ist; so werde ich, ohne einiges Bedenken, wenigstens in Absicht auf die

Staatskunst, die letztere vorziehen; und ich würde dieses noch als einen Nebengrund, zur Aufmunterung der Handlung und der Manufacturen anführen.

Wenn die Menschen auf die alte einfältige Art leben, und alle ihre Bedürfnisse durch ihren häuslichen Fleiß, oder durch den Fleiß ihrer Nachbarn ersehen; so kann der Monarch von einem ansehnlichen Theile seiner Unterthanen keine Auflagen heben; und wenn er ihnen Lasten auflegen will; so muß er seine Bezahlung in Waaren nehmen, woran sie allein einen Ueberfluß haben; womit aber so große und in die Augen fallende Beschwerlichkeiten verknüpft sind, daß ich nicht nöthig habe, sie hier weitläufig anzuführen. Alles Geld, was er aufbringen kann, muß er aus den Hauptstädten nehmen, worinn es allein circulirt; und es ist offenbar, daß diese ihm nicht so viel schaffen können, als der ganze Staat liefern könnte, wenn das Gold und Silber durchgehends circulirten. Aber, ausser dieser offenbaren Verringerung der Einkünfte, giebt es in diesem Fall noch eine andre Ursache der Armuth des Staats. Nicht allein der Monarch empfängt weniger Geld, sondern dasselbe Geld reicht auch nicht so weit, als in den Zeiten des Fleißes und der allgemeinen Handlung. Alle Dinge sind theurer, wenn wir annehmen daß in beyden Fällen gleich viel Gold und Silber in dem Staate ist; und zwar aus der Ursache, weil weniger Waaren zu Markt gebracht werden, und die ganze Münze ein höheres Verhältniß zu demjenigen hat, was dafür eingekauft wird; und dieses

ses Verhältniß allein bestimmet die Preise der Dinge.

Hier können wir also die Unrichtigkeit der Anmerkung einsehen, die man oft bey den Geschichtschreibern antrifft, und selbst im gemeinen Leben oft höret: daß ein besondrer Staat, der fruchtbar, volkreich, und wohl angebauet ist, schwach seyn könne, bloß weil es demselben am Gelde fehlet. Es erhellet, daß der Mangel des Geldes einem Staate an und für sich selbst nicht schädlich oder nachtheilig seyn könne: denn Menschen und Waaren sind die wahre Stärke eines Staats. Hier leidet das Gemeinewesen, wegen der einfältigen Lebensart, durch welche das Gold und Silber in wenigen Händen eingeschlossen wird, und die allgemeine Zerstreung und Circulation dieser Metalle verhindert wird. Hingegen werden sie durch den Fleiß und die feinen Künste dem ganzen Staate einverleibt, so klein auch der Vorrath derselben seyn mag; der Fleiß und die Künste verdauen das Geld gleichsam, und führen es jeder Ader zu; Sie machen, daß es sich in jeden Verkauf und Vergleich einmischt. Keine Hand ist ganz leer davon; und da die Preise der Dinge auf diese Art fallen, so zieht der Prinz einen doppelten Vortheil: Er kann durch seine Auflagen mehr Geld einnehmen; und was er empfängt, reicht bey jedem Kauf und bey jeder Bezahlung weiter.

Wir können aus der Vergleichung der Preise schließen, daß das Geld in China nicht häufiger ist, als es vor dreyhundert Jahren in Europa gewesen; aber was für eine ungeheure Macht hat dieses Reich,  
wenn

wenn wir nach der Liste seiner Kriegsheere und bürgerlichen Bedienungen davon urtheilen können. Polybius \* meldet, daß die Lebensmittel zu seiner Zeit so wohlfeil in Italien waren, daß an einigen Orten die gesetzte Zehrung in den Wirthshäusern einen Temis für den Mann ausmachte, nicht vielmehr als einen Drensling; und doch hatte die römische Macht damals die ganze bekannte Welt bezwungen. Ohngefähr hundert Jahr vor diesem Zeitpunkt, sagten die Carthaginensischen Gesandten spottweise, kein Volk lebe unter sich geselliger als die Römer, und zwar darum weil sie bey jeder Mahlzeit, womit man sie bewirthete, immer einerley Gerichte auf allen Tafeln fanden \*\*. Der Vorrath des Geldes überhaupt betrachtet, ist etwas sehr gleichgültiges und von keinen Folgen. Es giebt nur zwo wichtige Umstände dabey, nämlich die allmälige Vermehrung, und die völlige Verdauung und Circulation derselben durch den ganzen Staatskörper. Der Einfluß dieser beyden Umstände ist hier erklärt und gezeigt worden.

In der folgenden Abhandlung werden wir ein Beyspiel eines gleichen Irrthums sehen, als der oben erwähnte war, da man eine Nebenwirkung für die Ursache hielt, und wo der Menge des Geldes eine Folge oder Wirkung zugeschrieben ward, die man in der That einer Veränderung der Sitten und der Lebensart eines Volks beyzumessen muß.

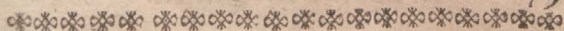
\* Lib. 2. cap. 15.

\*\* Plin. lib. 33. cap. 11.

Von den Zinsen.

1878





## IV.

## Von den Zinsen.

**N**ichts wird für ein gewisseres Kennzeichen von dem blühenden Zustande einer Nation gehalten, als wenn die Zinsen niedrig sind, und zwar mit Recht; ob ich gleich glaube, daß das nicht die wahre Ursache davon sey, die man sich gemeiniglich einbildet. Die Ursache niedriger Zinsen wird gemeiniglich dem Ueberflusse des Geldes zugeschrieben. Aber so überflüssig auch das Geld seyn mag, so hat es doch, wenn es einmal festgesetzt ist, keine andre Wirkung, als daß es die Preise der Arbeit erhöht. Das Silber ist gemeiner als das Gold, und also empfängt man eine größere Menge davon für eben dieselbe Waare: aber bezahlt man darum weniger Zinsen dafür? die Zinsen sind in Batavia und Jamaica zu zehn und in Portugal zu sechs Procent; obgleich diese Derter, wie wir aus den Preisen der Dinge abnehmen können, einen größern Ueberfluß an Gold und Silber haben, als London oder Amsterdam.

Wenn alles Gold in England auf einmal vernichtet würde, und ein und zwanzig Schillinge an die Stelle einer jeden Guinee gesetzt würden, würde alsdenn das Geld häufiger, und die Zinsen niedriger seyn? Nein gewiß nicht; wir würden

den

den bloß das Silber anstatt des Goldes gebrauchen. Wenn das Gold so gemein als das Silber, und das Silber so gemein, als das Kupfer wäre; würde alsdenn das Geld häufiger, oder die Zinsen niedriger seyn? Wir müssen hier dieselbige Antwort geben. Unfre Schillinge würden alsdenn gelb und unfre halbe Pence weiß seyn; und wir würden keine Guineen haben. Weiter würde man keinen Unterschied bemerken. Keine Veränderung würde in der Handlung, den Manufacturen, der Schifffahrt oder den Zinsen vorgehen; wofern wir uns nicht einbilden, daß die Farbe des Metalls von einigen Folgen sey.

Was bey diesen großen Veränderungen in der Menge oder Anzahl des Geldes bemerkt wird, muß auch bey allen kleinern Veränderungen statt finden. Macht es keinen Unterschied, wenn man das Gold und Silber funfzehnmal vermehrt; wie vielweniger kann dasjenige Folgen haben, wenn man es verdoppelt, oder dreyfach vermehrt? Alle Vermehrung hat keine andre Wirkung, als daß sie den Preis der Arbeit und der Waaren erhöhet. Und selbst diese Veränderung ist wenig mehr als eine Veränderung in der Benennung. In dem Fortgange zu diesen Veränderungen, kann die Vermehrung einigen Einfluß haben, indem sie den Fleiß aufmuntert; aber sind die Preise nach Maaßgebung der neuen Menge des Goldes und Silbers erst einmal festgesetzt, so hat diese Vermehrung weiter nicht den geringsten Einfluß.

Eine

Eine Wirkung ist allezeit ihrer Ursache gemäß. Die Preise sind ohngefähr seit der Entdeckung von Indien viermal höher gestiegen, und wahrscheinlicherweise ist das Geld weit höher angewachsen: aber die Zinsen sind nicht viel unter die Hälfte gefallen. Die Zinsen müssen also nicht nach der Menge und Anzahl dieser kostbaren Metalle berechnet werden.

Da das Geld bloß einen eingebildeten Werth hat, worüber sich die Menschen verglichen haben; so kann die größere oder geringere Anzahl desselben keine Folgen haben, wenn wir eine Nation für sich selbst betrachten; und ist die Menge der Münzen, sie mag auch noch so groß seyn, einmal festgesetzt, daß sie nicht mehr zunimmt; so hat sie keine andre Wirkung, als daß sie einen jeden zwingt eine größere Anzahl von den glänzenden Stückchen Metall für Kleider, Hausgeräthe oder Equipage abzuzählen, ohne daß sie eine von denen Waaren vermehret, die das Leben bequemer machen. Wenn ein Mensch Geld borgt, um ein Haus zu bauen, so muß er alsdenn eine größere Last bey sich tragen; weil die Steine, das Holz, das Bley, Glas u. s. f. nebst der Arbeit der Maurer und Zimmerleute, durch eine größere Menge von Gold und Silber vorgestellet werden. Da aber diese Metalle nur so angesehen werden, als wenn sie etwas vorstellen; so kann ihre Maße, oder ihre Menge, ihr Gewicht oder Farbe, weder in ihrem wahren Werth, oder in ihren Zinsen, einen Unterschied machen. Gleiche Zinsen verhalten

ten sich allezeit auf gleiche Art zu der Summe. Und wenn ihr mir so viel Arbeit und Waaren leihet; so empfangt ihr durch fünf Procent allezeit gemäße oder proportionirte Arbeit und Waaren, sie mögen vorgestellt werden, wie sie wollen; entweder durch gelbe oder weiße Münzen; durch ein Pfund, oder durch eine Unze. Man sucht also die Ursache von dem Fallen und Steigen der Procente oder Zinsen vergebens in der größern oder geringern Anzahl des Goldes und Silbers, die bey einer Nation festgesetzt ist.

Die Zinsen werden durch drey Umstände erhöht: durch eine große Noth zu borgen: durch einen kleinen Borrath von Geld, um dieser Noth abzuhelfen: und durch den großen Gewinn bey der Handlung; und diese Umstände sind ein deutlicher Beweis von dem schlechten Fortgange der Handlung und des Fleißes; nicht aber von der Seltenheit des Goldes und Silbers. Hingegen werden die Zinsen durch die drey entgegengesetzte Umstände herunter gesetzt; nämlich durch ein geringes Bedürfniß zum Borgen; durch große Reichthümer, die zum Ausleihen bereit liegen; und durch den geringen Gewinn bey der Handlung. Diese Umstände sind alle mit einander verbunden, und entstehen aus dem Anwachs der Handlung und des Fleißes; aber nicht aus der Vermehrung des Goldes und Silbers. Ich werde mich bemühen, dieses so deutlich, und so vollkommen als möglich, zu beweisen; und ich will mit den Ursachen und den Wirkungen eines großen Bedürfnisses zum Borgen anfangen.

Wenn

Wenn ein Volk sich nur ein wenig aus seinem wilden Zustande emporgeschwungen hat, und zahlreicher geworden, als es ursprünglich gewesen; so muß unmittelbar eine Ungleichheit des Eigenthums erfolgen; und da einige große Striche Landes besitzen; so werden andre in enge Gränzen eingeschränkt; und noch andre besitzen gar kein Land. Diejenigen, die mehr Land haben, als sie bearbeiten können, bedienen sich dererjenigen, die keines besitzen, und vergleichen sich darüber, einen gewissen Theil der Einkünfte anzunehmen. Auf diese Art werden so gleich die Landzinsen eingerichtet; und es ist kein festgesetzter Staat, er mag auch noch so rohe seyn, worinn die Sachen nicht auf diesem Fuße sind. Von diesen Eigenthümern des Landes müssen einige ganz anders gesinnt seyn, als die andern; und wenn der eine einen Theil von seinen Einkünften für die Zukunft aufsparet; so wird der andre das so gleich verzehren, was für viele Jahre zureichen könnte. Aber da die Lebensart eines Menschen, der ein gewisses Einkommen verzehret, vollkommen müßig ist; so haben solche Leute die Beschäftigungen so sehr nöthig, daß der größte Theil derselben den Vergnügungen nachjagen wird, sie mögen auch seyn wie sie wollen; und es wird unter den Eigenthümern des Landes immer mehr Verschwender als Geizige geben. Da also in einem Staate, worinn nichts als Landzinsen gegeben werden, wenig Sparsamkeit ange-troffen wird; so müssen diejenigen, welche borgen, sehr zahlreich seyn; und folglich müssen sich die Zinsen darnach richten. Der Unterschied hängt nicht

von der Menge des Geldes, sondern von den herrschenden Gewohnheiten und Sitten ab. Allein, durch diese wird das Bedürfniß zu borgen vergrößert, oder verringert. Wenn das Geld auch so überflüssig ist, daß man sechs Pence für ein Ey bezahlen muß; so wird es doch viele geben, die borgen; und die Zinsen werden hoch seyn, so lange der Staat bloß aus Landjunkern und Bauern besteht. Es würde alsdenn zwar der Pacht höher und beträchtlicher seyn; aber eben derselbige Mühsiggang des Landjunkers, nebst den hohen Preisen der Waaren, würden diesen Pacht in eben derselbigen Zeit durchbringen, und eine gleiche Noth und Bedürfniß zu borgen verursachen\*.

Eben

- \* Ein berühmter Rechtsgelehrter, der ein Mann von großer Wissenschaft und Einsicht ist, hat mich versichert: es erhellet aus alten Schriften und Urkunden, daß vor ohngefähr vierhundert Jahren, das Geld in Schottland, und vermuthlich auch in andern Theilen von Europa, nur fünf pro Cent gegeben; und daß hernach vor der Entdeckung von America die Zinsen bis zu zehn pro Cent gestiegen. Diese Sache ist merkwürdig; aber sie läßt sich mit dem, was eben gesagt ist, leicht vereinigen. In den ältesten Zeiten lebten die Menschen so viel zu Hause, und auf eine so einfältige und sparsame Art, daß sie kein Geld gebrauchten; und obgleich damals wenige waren, die leihen konnten; so war doch die Zahl dererjenigen, die borgten, noch geringer. Die Geschichtschreiber messen die Ursache, warum die Zinsen in den frühesten Zeiten der römischen Republik so hoch gewesen, dem öftern Verluste beyden die Landleute durch die Einfälle und Streifereyen der Feinde litten.

Eben so verhält es sich mit dem zweyten Umstande, den ich betrachten will, nämlich mit dem geringern oder größern Vorrathe des Geldes, das zum Ausleihen bereit liegt. Auch diese Wirkung hängt von den Sitten und der Lebensart eines Volkes, und keinesweges von der Menge des Goldes und Silbers ab. Um in einem Staate viele Leute zu haben, die leihen sollen, ist es weder zureichend noch nothwendig, daß darinn ein größerer Ueberfluß von diesen kostbaren Metallen sey. Es wird bloß erfordert, daß der Besitz, oder das Vermögen, mit dem Gelde, das in dem Staate ist, zuschalten, es mag viel oder wenig seyn, dergestalt in besondern Händen sey, daß ansehnliche Summen erwachsen, und große Geldzinsen heraus gebraucht werden. Hierdurch entstehet eine große Anzahl von Verleihern, und der Bucher fällt; und ich getraue mir zu behaupten, daß dieses nicht von der Menge der Münzen, sondern von den besondern Sitten und Gewohnheiten abhängt, wodurch große und ansehnliche Summen Geldes in besondere Hände gebracht werden.

Denn man nehme an, daß einem jeden Einwohner Großbritanniens in einer Nacht durch ein Wunderwerk fünf Pfund in die Tasche kämen, so würde dadurch alles Geld, was ikund in dem Königreiche ist, mehr als verdoppelt werden; und dennoch würde es an dem folgenden Tage, oder einige Zeit hernach, nicht mehr Leute geben, die verleihen; noch würden die Zinsen die geringste Veränderung leiden. Und bestünde der Staat bloß

aus Landjunkern und Bauern; so könnte dieß Geld, ob es gleich so überflüssig wäre, doch nie zu Summen aufgehäuft werden, und würde sonst keine Folgen haben, als daß es die Preise erhöhete. Der verschwenderische Land Junker bringt es durch, sobald er es empfängt; und der bettelarme Bauer hat weder Vermögen und Verlangen, noch Ehrgeiz, außer seinem bloßen Lebensunterhalte, noch etwas zu erübrigen. Da also der Ueberschuß dererjenigen, welche borgen, gegen diejenigen, welche leihen, noch immer derselbige bleibt; so kann auch keine Heruntersetzung der Zinsen erfolgen. Dieses hängt von einem andern Grunde ab, und muß durch die Vermehrung und den Wachsthum des Fleißes, der Sparsamkeit, der Künste und der Handlung verursacht werden.

Alles was zum Leben des Menschen nützlich ist, entspringt aus der Erde; aber wenige Dinge sind ursprünglich so beschaffen, daß man sie schon gebrauchen kann. Es wird also, außer den Bauern und Besizern des Landes, eine andere Classe von Menschen erfordert, die von den erstern die rohen Materialien erhalten, denenselben durch ihre Arbeit die gehörige Gestalt geben, und einen Theil derselben zu ihrem Gebrauche und zu ihrem Unterhalte behalten. In der Kindheit der Gesellschaft werden diese Contracte zwischen den Künstlern und den Bauern, und zwischen den Künstlern von verschiedner Art, gemeiniglich unmittelbar durch die Parteyen selbst geschlossen, die als Nachbarn ihre wechselseitige Bedürfnisse wissen,  
und



und sich unter einander Beystand leisten können. Aber wenn der Fleiß der Menschen zunimmt, und ihre Absichten sich erweitern; so findet man, daß die entferntesten Theile des Staats sich eben sowohl, als die nahegelegenen, Beystand leisten können; und diese wechselsweise Dienstleistungen können zu dem größten Umfange und Weitläufigkeit gebracht werden. Dieß ist der Ursprung der Kaufleute, der nützlichsten Art von Menschen, die zwischen denen Theilen des Staats Unterhändler sind, die mit einander nicht bekannt, und ihre beyderseitigen Bedürfnisse nicht wissen. Es sind in einer Stadt funfzig Leute, die Seide und Lein verarbeiten, und tausend Käufer; diese Leute können nie recht zusammen kommen, als bis ein Mann einen Laden aufschlägt, den die Manufacturiers und die Käufer besuchen. In dieser Provinz wächst Gras im Ueberfluß; die Einwohner haben eine Menge von Käse, Butter und Vieh; aber es fehlet ihnen an Brod und Korn, woran eine benachbarte Provinz einen zu großen Ueberfluß hat, als daß die Einwohner alles verbrauchen könnten. Dieß entdeckt jemand. Er bringt Korn aus der einen Provinz, und kehret mit Vieh zurück; und indem er beyder Mangel ersetzt, ist er in sofern ein allgemeiner Wohlthäter. So wie das Volk an Anzahl und Fleiß zunimmt, wird die Schwierigkeit der wechselsweisen Dienstleistung vermehret; die Geschäfte der Unterhandlung, oder der Kaufmannschaft, werden mehr verwickelt, und zu einer größern Mannichfaltigkeit vertheilt, zusammen gesetzt und vermischt. Bey allen diesen Gesellschaften

ten und Unterhandlungen ist es nothwendig und billig, daß ein ansehnlicher Theil der Waaren, und der Arbeit dem Kaufmanne anheim falle, dem man sie größtentheils zu danken hat. Und diese Waaren wird er zum Theil behalten, oder gemeinlich in Geld verwandeln, wodurch sie alle vorgestellt werden. Wenn das Gold und Silber mit dem Fleiße zugleich zugenommen haben; so wird eine größere Menge von diesen Metallen erfordert, um einen großen Vorrath von Waaren und Arbeit vorzustellen. Hat aber der Fleiß allein zugenommen; so müssen die Preise von allen Dingen fallen, und eine sehr geringe Anzahl von Münzen die Waaren vorstellen.

Nach nichts hat das menschliche Gemüthe ein beständigeres und unerfättlicheres Verlangen, als nach der Uebung und Beschäftigung; und diese Begierde scheint der Grund aller unsrer Leidenschaften und Wünsche zu seyn. Man nehme einem Menschen alle Arbeit und ernsthafte Beschäftigung, so wird er unermüdet von einem Zeitvertreibe zum andern laufen; und die Last, womit ihn der Müßiggang niederdrückt, ist so schwer, daß er nicht an den Untergang denkt, der aus seiner unmäßigen Erschöpfung erfolgen muß. Man verschaffe ihm eine unschädlichere Art, seinen Geist oder seinen Körper zu beschäftigen; so ist er zufrieden, und fühlt nicht mehr den unerfättlichen Durst nach Vergnügung. Ist aber die Beschäftigung, die man ihm giebt, von der Art, daß er dabey gewinnt, vornehmlich wenn der Gewinn mit jeder Ausübung des

des Fleißes verknüpft ist; so hat er den Gewinn so oft vor Augen, daß er nach und nach eine Leidenschaft dafür bekömmt, und kein andres Vergnügen kennet, als den täglichen Wachsthum seines Vermögens zu sehen. Und dieß ist die Ursache, warum die Handlung die Sparsamkeit vermehret, und warum es unter den Kaufleuten eben so viel mehr Geizige als Verschwender giebt, als unter den Landjunkern mehr Verschwender, als Geizige, sind.

Die Handlung befördert den Fleiß, indem sie denselben so leicht von einem Gliede des Staats zu dem andern bringt, und kein Glied unkommen oder unnütz sehn läßt. Sie vermehret die Sparsamkeit, indem sie den Menschen Beschäftigung verschafft, und sie mit den Künsten des Gewinns beschäftigt, die sich bald ihre Neigung erwerben, und allen Geschmack an Vergnügen und Aufwand verbannen. Es ist dieß eine unfehlbare Wirkung der fleißigen Lebensarten, oder Professionen, daß sie die Sparsamkeit befördern, und die Liebe zum Gewinn, auf Kosten der Liebe zu den Vergnügungen, nähren. Unter den Rechtsgelehrten und Ärzten, die irgend etwas zu thun haben, giebt es weit mehrere, die etwas von ihrem Einkommen erübrigen, als die mehr verzehren, als sie einnehmen, oder auch nur ihr ganzes Einkommen verzehren. Aber die Rechtsgelehrten und Ärzte befördern den Fleiß nicht; und sie erlangen sogar ihre Reichthümer auf Kosten andrer; so daß sie allezeit das Vermögen eines ihrer Nebenbürger in eben der Maaße verringern, als sie das ihrige vermehren.

gen die Kaufleute befördern den Fleiß, indem sie gleichsam die Canäle sind, wodurch derselbe jedem Winkel des Staats zugeführt wird; und zu gleicher Zeit erlangen sie, durch ihre Sparsamkeit, eine große Gewalt über diesen Fleiß, und sammeln ein großes Eigenthum von Arbeit und Waaren, zu deren Hervorbringung sie die vornehmsten Werkzeuge sind. Außer der Kaufmannschaft also kann keine Profession das Geldinteresse ansehnlich machen; oder in andern Worten, keine Profession, außer der Kaufmannschaft, kann den Fleiß befördern, und durch die gleiche Vermehrung der Sparsamkeit einigen besondern Gliedern der Gesellschaft eine große Gewalt über diesen Fleiß verschaffen. Ohne die Handlung muß der Staat größtentheils aus Landjunkern bestehen; deren Verschwendung und Aufwand das Vorgen immer sehr nothwendig machen muß; und aus Bauern, die keine Summen haben, die sie ausleihen können. Das Geld sammlet sich nie in große Capitalien oder Summen, die man auf Zinsen ausleihen könnte. Es ist in unzähligen Händen zerstreuet, die es entweder durch eitle Pracht und Ueppigkeit verschleudern, oder es zum Einkauf der gemeinen Nothwendigkeiten des Lebens anwenden. Die Handlung allein sammlet es zu beträchtlichen Summen; und diese Wirkung entstehet bloß aus dem Fleiße, den sie hervorbringt, und aus der Sparsamkeit, die sie einflößt; ohne daß die Menge des Goldes und Silbers, das etwa in dem Staate circuliren mag, den geringsten Antheil an allen diesen hat.

Auf diese Art bringt die Vermehrung der Handlung, durch eine unausbleibliche und nothwendige Folge, eine größere Anzahl von solchen Personen hervor, die Geld ausleihen können; und folglich setzt sie auch die Zinsen herunter. Nun müssen wir betrachten, in wiefern diese Vermehrung und Verbesserung der Handlung den Gewinn der Handlung vermindert, und den dritten Umstand hervorbringt, der erfordert wird, wenn die Zinsen niedrig seyn sollen.

Es wird nicht undienlich seyn, wenn wir hie bey bemerken, daß niedrige Zinsen, und ein geringer Gewinn bey laß Handlung zween Fälle sind, die sich unter einander befördern, und beyde ursprünglich aus der weitläufigen Handlung fließen, die die Kaufleute bereichert und das Vermögen der Privatleute an baaren Gelde ansehnlich macht. Wo die Kaufleute große Capitalien besitzen, sie mögen durch wenig oder durch viel Stücke von Metall vorgestellt werden, da muß es sich sehr oft zutragen, daß ein großer Theil dieser Reichthümer entweder von ihnen selbst, wenn sie der Handlung überdrüssig sind, oder von ihren Erben, die nicht im Stande oder Willens sind, die Handlung fortzusetzen, so angelegt wird, daß es ein sicheres und jährliches Einkommen giebt. Die Menge verringert den Preis, und macht, daß der Ausleiher niedrige Zinsen nimmt. Diese Betrachtung treibt manchen an, sein Geld in der Handlung zu lassen, und lieber mit einem schlechten Gewinn zufrieden zu seyn, als das Geld auf eine so nachtheilige Art  
aus

auszuthun. Wenn die Handlung aber sehr weitläufig geworden, und mit großen Summen getrieben wird; so muß auf der andern Seite unter den Kaufleuten eine Nacheiferung entstehen, die den Gewinn der Handlung verringert, zu eben der Zeit, da sie die Handlung selbst vergrößert. Der geringe Gewinn bey der Handlung bewegt die Kaufleute, niedrige Zinsen zu nehmen, wenn sie die Handlung niederlegen und sich zur Ruhe begeben wollen. Es ist also unnütz zu untersuchen, welcher von diesen beyden Umständen, die niedrigen Zinsen, oder der schlechte Gewinn bey der Handlung, die Ursache oder die Wirkung sey. Beyde entstehen aus einer weitläufigen Handlung, und befördern sich unter einander. Niemand wird mit niedrigen Gewinn zufrieden seyn, wenn er hohe Zinsen haben kann; und niemand wird niedrige Zinsen für sein Geld nehmen, wenn er viel damit gewinnen kann. Indem eine weitläufige Handlung große Capitalien zusammenbringt, verringert sie beyde und zwar in gleichem Maße. Ich kann noch hinzusetzen, daß der geringe Gewinn, der durch die Vermehrung der Handlung und des Fleißes verursacht wird, wiederum zu der weitem Vermehrung der Handlung etwas beyträgt, indem dadurch die Waaren wohlfeiler, der Absatz befördert, und der Fleiß vermehrt wird. Und wenn wir auf diese Art den ganzen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen betrachten; so sehen wir, daß die Zinsen der wahre Barometer des Staats sind, und daß sie ein gewisses und untrügliches Kennzeichen von dem blühenden

henden Zustande eines Volks abgeben, wenn sie niedrig sind. Niedrige Zinsen beweisen auf das deutlichste, daß der Fleiß sehr hoch gestiegen, und daß er durch den ganzen Staat circuliret. Und ob es gleich vielleicht nicht unmöglich ist, daß ein plötzlicher und großer Verfall der Handlung auf eine sehr kurze Zeit eben diese Wirkung hervorbringen könne: indem dadurch sehr viel Geld aus der Handlung kömmt; so befinden sich doch die Armen, bey diesem Verfalle der Handlung, in einem solchen Elend und Mangel an Arbeit, daß, außer der kurzen Dauer dieser Wirkung, man unmöglich diesen letztern Fall mit dem erstern vermengen kann.

Diejenigen, welche behauptet haben, daß die Menge des Geldes die Ursache der niedrigen Zinsen sey, scheinen eine Nebenwirkung für die Ursache zu nehmen; indem eben der Fleiß, der die Zinsen heruntersetzt, gemeiniglich einen großen Ueberfluß von Gold und Silber zuwege bringt. Die Mannichfaltigkeit von schönen Manufacturen, nebst wachsamem und unternehmendem Kaufleuten, wird bald Geld in den Staat ziehen, wo es anders noch in der Welt wo anzutreffen ist. Indem durch eben diese Ursache die Bequemlichkeiten des Lebens vermehret werden, und der Fleiß befördert wird, gerathen auch zugleich große Reichthümer in die Hände der Privatpersonen, die keine Ländereyen besitzen; und folglich werden auch, durch eben diese Ursache, die Zinsen heruntergesetzt. Aber, obgleich diese beyden Wirkungen, der Ueberfluß des Geldes und niedrige Zinsen, natürlicherweise aus  
der

der Handlung und dem Fleiße erfolgen, so hängen sie doch von einander nicht ab. Denn man nehme an, ein Volk weit in der stillen See, ohne einige fremde Handlung oder Kenntniß der Schifffahrt; man nehme an, daß dieses Volk allezeit ein gleiches Capital von Geld besizet; aber beständig an Menschen und Fleiß zunimmt; es ist offenbar, daß die Preise aller Waaren nach und nach bey diesem Volke fallen müssen; weil das Verhältniß des Geldes zu den Waaren von allerhand Arten ihren beyderseitigen Werth bestimmt; und weil in dem Falle, den wir angenommen haben, die Bequemlichkeiten des Lebens täglich überflüssiger werden; die Münze aber keine Veränderung leidet. Es wird also ein geringerer Vorrath von Geld in diesen fleißigen Zeiten jemand zu einem reichen Manne machen, als eine größere Menge Geldes in unwissenden und trägen Zeiten thun kann. In diesen fleißigen Zeiten wird weniger Geld ein Haus bauen; eine Tochter ausstatten; ein Landgut kaufen; eine Manufactur, eine Familie, oder einen Hausstand unterhalten. Zu einem solchen Gebrauche borgt man Geld; und folglich hat der größere oder geringere Vorrath desselben in einem Staate, keinen Einfluß auf die Zinsen. Aber es ist offenbar, daß das größere oder kleinere Capital von Arbeit und Waaren einen großen Einfluß haben müsse; weil wir in der That diese borgen, wenn wir Geld auf Zinsen nehmen. Es ist wahr, wenn die Handlung über die ganze Erdfugel verbreitet ist, so haben die fleißigsten Nationen allezeit den größten Ueberfluß von Gold und Silber, so, daß

niedrige



niedrige Zinsen und der Ueberfluß des Geldes fast allezeit unzertrennlich sind. Doch ist es allezeit der Mühe werth, die wahre Ursache eines Verfalles zu wissen, und dieselbe von Nebenwirkungen zu unterscheiden. Außer daß diese Untersuchung angenehm ist, kann sie, bey der Verwaltung der Staatsgeschäfte, von einigem Nutzen seyn. Zum wenigsten muß man gestehen, daß nichts nützlicher seyn könne, als durch die Uebung, die Methode zu verbessern, deren man sich bey Untersuchung dieser Vorwürfe bedient, die die wichtigsten von allen sind; ob sie gleich gemeiniglich sehr nachlässig und unbedachtsam betrachtet und abgehandelt werden.

Eine andere Ursache dieses gemeinen Irrthums in Absicht auf die Ursache der niedrigen Zinsen, scheint das Beyspiel einiger Nationen zu seyn, die man zum Beweise anführt; da die Zinsen, nachdem man durch eine auswärtige Eroberung mit einmal viel Geld bekommen, nicht nur unter dem Volke, das diese Eroberung gemacht, sondern auch in den benachbarten Staaten, gefallen, sobald das Geld zerstreuet worden, und sich allenthalben eingeschlichen hatte. So fielen die Zinsen in Spanien gleich nach der Entdeckung von America bey nahe um die Hälfte, wie uns Garcilasso de la Vega berichtet; und sie haben seit der Zeit, nach und nach, in allen europäischen Reichen abgenommen. Die Zinsen fielen in Rom nach der Eroberung von Egypten, von sechs zu vier pro Cent, wie wir aus dem Dion \* sehen.

Die

\* Lib. 51.

Die Ursachen, warum die Zinsen in diesem Falle geringer werden, scheinen in dem Staate, der die Eroberung gemacht hat, von anderer Art zu seyn, als in den benachbarten Staaten; aber in keinem von beyden können wir mit Recht diese Wirkung bloß der Vermehrung des Goldes und Silbers zuschreiben.

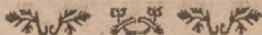
Man kann sich leicht vorstellen, daß in dem Staate, der die Eroberungen gemacht hat, das neu erworbene Geld in die Hände weniger Personen fallen, und in große Summen gesammelt wird, von denen man ein sicheres Einkommen haben will, und sie entweder in Ländereyen anlegt, oder auf Zinsen ausleihet; und folglich erfolgt auf eine kurze Zeit eben die Wirkung, als wenn die Handlung und der Fleiß ansehnlich zugenommen hätten. Wenn sich mehr Leute finden, die leihen, als solche, die borgen wollen; so müssen die Zinsen fallen; und zwar um so viel geschwinder, wenn diejenigen, die große Summen in Händen haben, keinen Fleiß noch Handlung in dem Staate finden, und ihr Geld auf keine andre Art nützen können, als daß sie auf Zinsen ausleihen. Aber wenn diese neue Masse von Gold und Silber verdauet ist, und durch den ganzen Staat circuliret hat, so gerathen die Sachen bald wieder in den vorigen Zustand; indem die Landjunker und die neuen Rentenirer müßig leben, und mehr verzehren, als sie einnehmen; die erstern täglich Schulden machen, und die letztern ihr Capital endlich völlig aufzehren. Es kann noch alles Geld in dem Staate seyn, und seine  
Wir.

Wirkung in Erhöhung der Preise äußern; aber da es nun nicht in große Capitalien gesammelt ist; so fangen die Borgenden an, sich zu den Ausleihern eben so, als vorher, zu verhalten; und folglich fangen auch die Zinsen wieder an zu steigen.

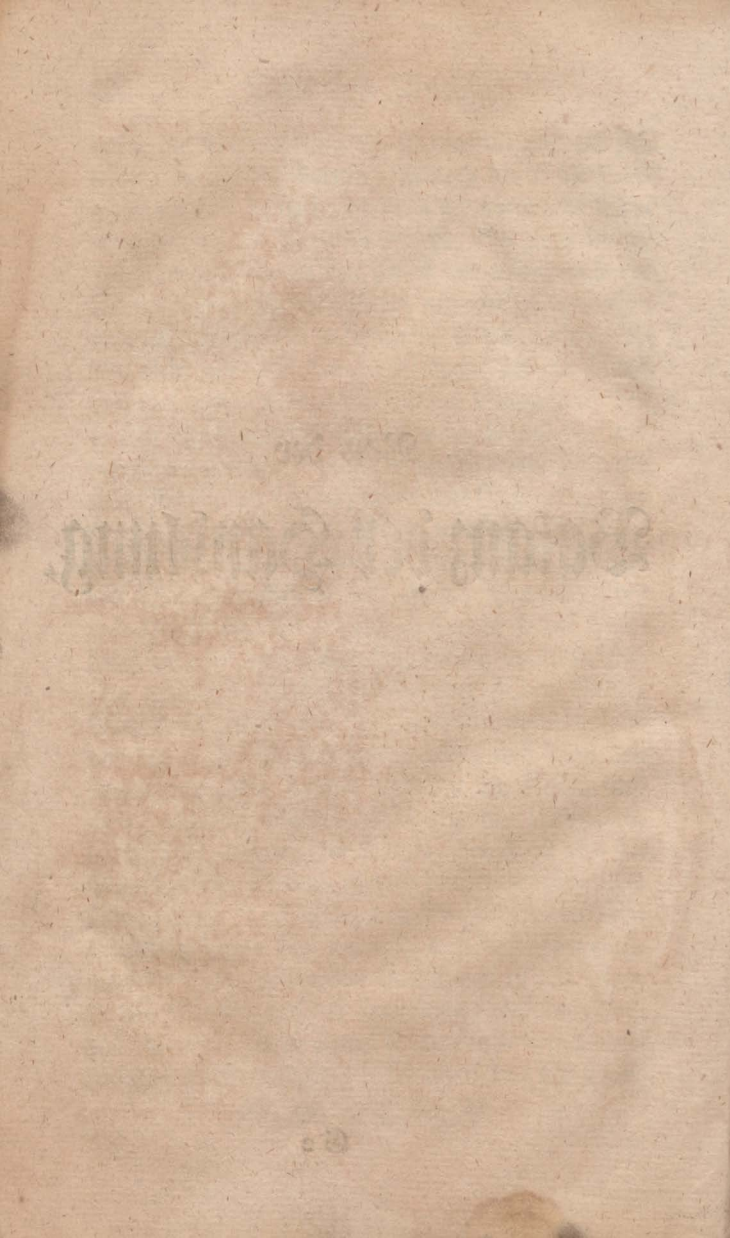
Wir finden auch, daß in Rom, schon zur Zeit des Tiberius, die Zinsen wieder bis zu sechs pro Cent gestiegen; ob sich gleich kein Verfall eräuget hatte, wodurch das Reich von seinen Schätzen entblößt worden. Zu Trajans Zeiten trug das Geld, das auf Hypotheken in Italien verliehen ward, sechs pro Cent, und auf gemeine Hypotheken in Bithynien zwölf pro Cent. Und wenn die Zinsen in Spanien nicht wieder zu der vorigen Höhe gestiegen sind, so muß man es bloß der Fortdauer derjenigen Ursache zuschreiben, die sie zuerst herunter gesetzt hat; nämlich den großen Reichthümern, die noch beständig in America erworben, und von Zeit zu Zeit nach Spanien gebracht werden, und die Bedürfnisse der Borgenden ersetzen. Vermöge dieser zufälligen und fremden Ursache, liegt in Spanien mehr Geld zum Ausleihen bereit, das ist, es wird da mehr Geld in große Summen gesammelt, als man sonst in einem Staate finden könnte, worin es um die Handlung und den Fleiß so schlecht aussieht.

Was die Heruntersetzung der Zinsen anbetrifft, die in England, Frankreich und andern europäischen Reichen, die keine Bergwerke haben, erfolgt ist, so ist sie nach und nach geschehen, und ist nicht

durch die Vermehrung des Geldes an und für sich selbst, verursacht worden, sondern durch die Vermehrung des Fleißes, welches die natürliche Wirkung der erstern Vermehrung ist, und zwar in der Zwischenzeit, ehe sie den Preis der Arbeit und der Lebensmittel erhöheth. Denn, um wieder zu unsern angenommenen Fall zu kommen, so frage ich, müßten nicht alle Wirkungen erfolgen, die wir ihund wahrnehmen, wenn der Fleiß der Engländer eben so sehr durch andre Ursachen wäre befördert, und vermehret worden? (Und dieser Wachsthum hätte leicht statt haben können, wenn das Geld auch nicht vermehrt wäre.) Man würde in diesem Fall eben so viel Menschen in dem Reiche finden, eben so viel Waaren, eben so viel Fleiß, Manufacturen und Handlung, und folglich auch eben so viel Kaufleute mit eben denselbigem Capitalien, die bloß durch eine geringere Anzahl weißer oder gelber Stücke Metall vorgestellt würden; welches ein Umstand von keiner Wichtigkeit seyn würde, und bloß den Fuhrmann, den Träger und die die Kisten machen, angehen würde. Da also die Ueppigkeit, die Manufacturen, die Künste, der Fleiß und die Sparsamkeit, alsdenn eben so blühen würden, als ihund; so ist es offenbar, daß die Zinsen auch eben so niedrig hätten seyn müssen; weil dieses eine nothwendige Folge von diesen Umständen ist; in sofern sie den Gewinn bey der Handlung, und das Verhältniß derer, die in einem Staate leihen, zu denenjenigen, welche borgen, bestimmen und fest setzen.



Von der  
Balanz der Handlung.



\*\*\*\*\*

## V.

# Von der Balanz der Handlung.

**E**s ist unter Nationen, die von der Handlung nichts wissen, sehr gewöhnlich, die Ausfuhr der Waaren zu verbiethen, und alles, was sie für schätzbar und nützlich halten, für sich zu behalten. Sie bedenken nicht, daß sie durch dieses Verboth ihrer Absicht gerade zuwider handeln, und daß, je mehr von einer Waare ausgeführt wird, desto mehr von derselben in ihrem Lande aufgebracht werde, die ihnen doch immer zuerst angeboten wird.

Es ist den Gelehrten bekannt, daß die alten Gesetze der Athenienser die Ausfuhr der Feigen zu einem Verbrechen machten; weil man diese Frucht in Attica für so vortreflich hielt, daß die Athenienser glaubten, sie wären für den Gaum eines Fremden zu köstlich. Und mit diesem lächerlichen Verbothe war es ihnen ein solcher Ernst, daß die Angeber daher bey ihnen Sycophanten genannt wurden, von zwey griechischen Worten, welche Feigen und Entdecker bedeuten. Man hat mir gesagt, daß viele alte Parlamentsacten eben die Unwissenheit in der Handlung verrathen.

Und bis auf diesen Tag ist, in einem benachbarten Königreiche, die Ausfuhr des Kornes fast allezeit verboten, um, wie man sagt, der Hungersnoth vorzukommen; ob es gleich offenbar ist, daß nichts so sehr zu dem ostern Mangel an Lebensmitteln beyträgt, dem dieses fruchtbare Land ausgesetzt ist.

Eben diese eifersüchtige Furcht herrscht in Absicht auf das Geld unter den verschiednen Nationen; und es wird beydes Vernunft und Erfahrung erfordert, um ein Volk zu überzeugen, daß dieses Verboth zu weiter nichts dienet, als ihnen den Umtausch beschwerlich und nachtheilig zu machen, und noch eine weit größere Ausfuhr zu veranlassen.

Diese Irrthümer, möchte man sagen, sind grob und handgreiflich; aber es herrscht noch immer selbst unter den Nationen, die die Handlung verstehen, eine starke Eifersucht in Absicht auf die Balanz der Handlung, und eine Furcht, daß alle ihr Gold und Silber sie verlassen möchte. Dieß scheint mir fast in jedem Falle eine sehr ungegründete Furcht zu seyn; und ich würde eben so leicht befürchten, daß alle unsre Quellen und Ströme möchten erschöpft werden, als daß das Geld ein Reich verlassen sollte, das einen Ueberfluß an Menschen und Fleiß hat. Laßt uns diese letztern Vorzüge sorgfältig bewahren; so haben wir nicht nöthig, den Verlust der erstern zu befürchten.



Man bemerkt leicht, daß alle Berechnungen, die in Absicht auf die Balanz der Handlung gemacht sind, sich auf sehr ungewisse Dinge gründen, die man zum voraus setzt. Man gestehet es, daß die Zollbücher ein sehr unzureichender Grund sind, nur etwas daraus zu schließen. Aus dem Belause des Umtausches läßt sich die Balanz der Handlung nicht viel besser beurtheilen; man müßte denn den Umtausch mit allen Nationen betrachten, und auch die Verhältnisse der verschiedenen Summen wissen, die remittirt werden; welches man, ohne zu irren, für unmöglich ausgeben kann. Ein jeder, der jemals hierüber geschrieben hat, hat seine Theorie, sie möchte auch beschaffen seyn, wie sie wollte, durch Facta und Berechnungen, und Herzáhlung aller derer Waaren bewiesen, die nach allen fremden Ländern geschickt werden.

Die Schriften des Herrn Gee jagten der Nation ein blindes Schrecken ein, da man sah, daß er auf eine sehr umständliche Art bewiesen hatte, daß die Balanz der Handlung um eine so beträchtliche Summe gegen uns sey, daß wir, nach Verlauf von fünf oder sechs Jahren, keinen Schilling mehr haben konnten. Aber zum Glück sind nach der Zeit zwanzig Jahre verflossen, und wir haben zugleich einen kostbaren Krieg ausgestanden; und dennoch ist man der allgemeinen Meynung, daß das Geld isund in größern Ueberfluß sey, als in irgend einem von den vorigen Zeitpuncten.

Nichts kann über diesen Punct lustiger seyn, als was der Dr. Swift darüber schreibt; ein Schriftsteller, der mehr Wiß als Wissenschaft, mehr Geschmack als Beurtheilungskraft, und mehr Galle, Vorurtheile und Leidenschaften, als irgend eines von den ersten Stücken hatte. Er sagt in seinem Short View of the State of Ireland, d. i. Kurze Betrachtung des Zustandes von Irland: daß die ganze Casse dieses Königreichs nur fünfmal hundert tausend Pfund Sterlinge beträgt; daß von dieser Summe jährlich netto eine Million nach England remittiret wird; und daß die Irländer kaum eine andere Quelle haben, woraus sie ihren Abgang ersetzen könnten; und überdem sonst keine fremde Handlung haben, als die Einfuhre der französischen Weine, für die sie baar Geld bezahlen. Die Folge dieser Umstände, von denen man gestehen muß, daß sie sehr nachtheilig sind, war diese, daß die gangbare Münze von Irland in einer Zeit von drey Jahren von fünfmal hundert tausend Pfund bis zu weniger als zweymal hundert tausend gefallen. Und ichund, glaube ich, müßte, nach Verlauf von dreyßig Jahren, von diesem Gelde gar nichts mehr übrig seyn. Ungeachtet dieser Berechnung des Dr. Swifts findet, ich weis nicht wodurch, die Meynung, daß das Geld in Irland immer zunimmt, und worüber sich Swift so sehr ärgerte, noch immer statt, und nimmt täglich mehr überhand.

Kurz,

Kurz, diese Furcht, daß die Balanz der Handlung gegen uns sey, scheint von der Beschaffenheit zu seyn, daß sie alle diejenigen einnimmt, die mit dem Ministerio nicht zufrieden sind, oder sonst misvergnügt sind; und da sie niemals durch eine genaue Herrechnung der Ausfuhrren, die den Einfuhren das Gegengewicht halten, kann widerlegt werden; so ist es vielleicht sehr gut, wenn wir hier einen allgemeinen Grund festsetzen, wodurch man die Unmöglichkeit eines solchen Vorfalls beweisen und darthun kann, daß eine solche Furcht nie gegründet sey, so lange wir unser Volk und unsern Fleiß behalten.

Man nehme an, daß vier Fünftheile von allem Gelde in Großbritannien in einer Nacht vernichtet würden, und daß die Nation, in Absicht auf das Geld, in eben die Umstände gerathe, worinn sie sich unter der Regierung der Heinrichs und Eduarde befunden; was wird die Folge davon seyn? Müssen nicht die Preise aller Arbeit und Waaren nach Maaßgebung fallen, und alles eben so wohlfeil, als in damaligen Zeiten, verkauft werden? Welche Nation konnte uns alsdenn den Absatz auf fremden Märkten streitig machen, oder um so geringen Preis die Schifffahrt treiben, und die Manufacturen verkaufen, der uns dennoch einen zureichenden Gewinn verschaffen würde? In wie kurzer Zeit müßten wir also das Geld wieder einbringen, was wir verloren hätten, und uns zu eben dem Ueberfluß des Geldes wieder erheben,

## 106 Von der Bilanz der Handlung.

der unter unsern Nachbarn herrscht? So bald wir aber wieder dazu gelanget sind, verlieren wir so gleich den Vortheil wieder, den wir aus den wohlfeilen Preisen der Arbeit und der Waaren gezogen hatten; und das Geld kann weiter nicht hineinfließen, weil wir damit überhäuft sind, und zu viel haben.

Hingegen nehme man an, daß alles Geld in Großbritannien in einer Nacht fünffach vermehrt würde; muß alsdenn nicht die entgegengesetzte Wirkung erfolgen? Müssen nicht alle Waaren und Arbeit so ausnehmend theuer werden, daß keine fremde Nation uns etwas abkaufen kann; da ihre Waaren in Vergleichung mit den unsrigen so wohlfeil werden, daß, ungeachtet aller Gesetze, die man etwa machen möchte, wir mit fremden Waaren würden überhäuft werden, und unser Geld dagegen ausflöße; bis wir unsern Nachbarn an Gelde gleich werden, und die große Ueberlegenheit an Reichthümern verlieren, die uns in so nachtheilige Umstände versetzt hatte?

Nun ist es offenbar, daß eben die Ursachen, die diese ausnehmende Ungleichheiten verbessern würden, wenn sie durch ein Wunderwerk gewirkt würden, auch verhindern müssen, daß sie sich nach dem gemeinen Laufe der Natur nicht eräugen können, und daß sie, bey allen benachbarten Nationen, das Geld in einer ziemlichen Proportion, mit der Kunst und dem Fleiße eines jeden Volks, erhalten müssen.

müssen. Alles Wasser, das mit einander zusammen hängt, steht an allen Orten gleich hoch. Man frage die Naturkündiger um die Ursache; so werden sie antworten, daß die größere Schwere des Theils, der höher als die übrigen stünde, weil er kein Gleichgewicht hat, denselben niederdrücken müsse, bis der Theil ein Gleichgewicht findet; und daß eben die Ursache, welche die Ungleichheit aufhebt und verbessert, wenn sie sich eräugen sollte, sie auch auf ewig verhindern müsse, wosern keine äußere und gewaltsame Ursache dazu kommt\*.

Kann man sich wohl vorstellen, daß es jemals möglich gewesen, durch irgend ein Gesetz, einen Kunstgriff, oder Erfindung, alles das Geld in Spanien zu erhalten, das die Gallionen aus America gebracht haben? oder daß alle Waaren in Frankreich für den zehnten Theil des Preises sollten verkauft werden, den sie jenseits der pyrenäischen Gebirge gelten, ohne einen Weg über diese Gebirge zu finden, und etwas von den ungeheuern Schä.

- \* Es giebt noch eine andere Ursache, deren Wirkung aber eingeschränkter ist, die der nachtheiligen Balanz der Handlung mit jeder Nation Einhalt thut. Wenn wir mehr Waaren einbringen, als ausführen, so ist der Umtausch gegen uns; und dieß wird eine neue Aufmunterung zur Ausfuhr, so viel als die Kosten der Fracht und die Affecuranz des Geldes, das man schuldig ist, austragen würde; denn höher kann der Umtausch niemals steigen.

Schätzen der Spanier heraus zu locken? Was hat es auch in der That für eine andre Ursache, daß alle Nationen bey ihrer Handlung mit den Spaniern und Portugiesen gewinnen; als weil es unmöglich ist, das Geld an einem Orte höher aufzuthürmen, als an dem andern; und weil es sich in dieser Absicht mit dem Gelde eben so verhält, als mit dem Wasser, das auch nicht an einem Orte höher, als an dem andern, stehen kann? Die Beherrscher dieser Länder haben gezeigt, daß es ihnen nicht am Willen fehle, ihr Gold und Silber für sich zu behalten, wenn es irgend möglich gewesen wäre.

Aber wie es sich mit dem Wasser verhält, das höher steigen kann, als das Element, von dem es umgeben wird, wenn es von demselben abgesondert ist; so gehet es auch mit dem Gelde, wenn es durch physicalische Verhinderung (denn alle Gesetze allein können dieses nicht ausrichten) von dem andern Gelde abgesondert ist; in diesem Falle, sage ich, kann es an einem Orte in viel größerem Ueberfluß als an dem andern seyn. Auf diese Art wird durch die ungeheure Entfernung von China, und durch die Monopolia unsrer indianischen Compagnien, welche beyde Dinge die Communication abschneiden, das Gold und Silber, und vornehmlich das letztere, in Europa in viel größerer Menge erhalten, als man diese Metalle in China findet. Aber ungeachtet dieser großen Hindernisse zeigt sich die Stärke der oben ange-

angeführten Ursachen augenscheinlich. Die Europäer übertreffen die Chineser überhaupt an Geschicklichkeit in den Manufacturen und Künsten sehr weit; und doch können wir nie anders als mit großem Schaden mit ihnen handeln. Und würden die europäischen Schätze nicht beständig aus America ersetzt; so würde das Geld in Europa bald abnehmen, und in China zunehmen, bis der Vorrath desselben in beyden Ländern bey nahe gleich würde. Es wird auch kein vernünftiger Mensch daran zweifeln, daß diese fleißige Nation uns bald das Geld abnehmen, was wir mehr als sie haben, und einen größern Antheil von den amerikanischen Schätzen an sich ziehen würde, wenn sie uns so nahe läge, als Polen, oder die Barbarey. Um die Nothwendigkeit dieses Erfolgs zu erklären, dürfen wir unsre Zuflucht nicht zu einer Physical-Attraction nehmen. Es giebt eine moralische Attraction, oder Anziehung, die aus dem Eigennuß und den Leidenschaften entspringt, und die eben so kräftig und unfehlbar wirkt.

Wodurch wird unter den verschiedenen Provinzen eines Reichs die Balanz erhalten, wodurch anders, als durch die Stärke dieses Grundsatzes, vermöge dessen es dem Gelde unmöglich ist, sein Gleichgewicht zu verlieren, und über die Proportion der Arbeit und der Waaren, die in jeder Provinz sind, entweder zu steigen, oder unter dieser Proportion zu fallen? Wären die Menschen nicht

## 110 Von der Balanz der Handlung.

nicht durch eine lange Erfahrung über diesen Punct beruhiget; was für traurige Betrachtungen könnte nicht ein schwermüthiger Einwohner von Yorkshire anstellen, wenn er den Summen, die durch die Auflagen, durch den Aufenthalt so vieler Leute aus andern Provinzen, und durch Waaren, nach London gezogen werden, überrechnete und vergrößerte, und bey einer Vergleichung die entgegengesetzte Artikel, die aus seiner Provinz nach London gehen, so viel geringer fände? Bestünde England noch aus sieben Königreichen, so ist nicht daran zu zweifeln, daß die Regierung eines jeden Staats vor einer nachtheiligen Balanz beständig in Furcht stehen würde; und da der wechselseitige Haß dieser Staaten sehr heftig seyn würde, weil sie so nahe an einander liegen; so würde sie durch eine eifersüchtige und unnütze Vorsicht alle Handlung beschweret und unterdrückt haben. Welche von beyden Nationen, die Schotten, oder Engländer, gewinnen durch die freye Handlung, nachdem die Vereinigung von England und Schottland die Schranken geöffnet hat, die beyde Reiche trennte? Oder wenn das Geld in Schottland vermehrt worden, kann man es wohl einer andern Ursache, als der Vermehrung der Kunst und des Fleißes zuschreiben? Vor der Vereinigung herrschte in England, wie uns der Abt Du Bos berichtet, eine allgemeine Furcht, daß Schottland die englischen Schätze bald an sich ziehen würde, wenn man eine freye Handlung erlaubte; und auf der andern Seite der Tweed befürchtete man gerade  
das



## Von der Balanz der Handlung. 111

das Gegentheil. Die Zeit hat gelehret, welche Furcht gegründet gewesen.

Was bey kleinen Abtheilungen der Menschen statt findet, muß auch bey größern eintreffen. Ohne Zweifel erhielten die Provinzen des römischen Reichs unter sich und mit Italien die Balanz, ohne daß die Regierung nöthig hatte, sich darein zu mischen; und zwar eben so gut, als die verschiednen Graffschaften von Großbritannien, oder die Dörfer dieser Graffschaften, sie unter sich erhalten. Und ein jeder, der isund durch Europa reiset, kann wahrnehmen, daß das Geld, ungeachtet der ungereimten Eifersucht der Prinzen, beynah zu einem Gleichgewicht gebracht ist; und daß in dieser Absicht der Unterschied zwischen einem Königreiche und dem andern nicht größer ist, als er oft zwischen den verschiedenen Provinzen eines Königreichs ist. Die Menschen häufen sich gemeiniglich in den Hauptstädten, in den Seehäfen und an den schiffbaren Flüssen. Da finden wir mehr Menschen, mehr Fleiß, mehr Waaren, und folglich auch mehr Geld; aber doch ist der letztere Unterschied allezeit dem erstern gemäß, und das Gleichgewicht wird erhalten\*.

Unfre

\* Man muß wohl bemerken, daß ich allemal das Gleichgewicht des Geldes mit den Waaren, der Arbeit, dem Fleiße und der Geschicklichkeit, die in einem Staate angetroffen werden, verstehe, wenn

Unsre Eifersucht und unser Haß gegen Frankreich hat keine Gränzen; und man muß zugestehen, daß wenigstens der letztere sehr vernünftig und gegründet ist. Diese Leidenschaften haben der Handlung unzählliche Hindernisse verursacht, worinn man uns Schuld giebt, daß wir gemeinlich den ersten Angriff thun. Aber was haben wir dabey gewonnen? Wir haben den französischen Markt für unsre Wollenmanufacturen verloren, und den Weinhandel nach Spanien und Portugall verlegt, wo wir ein weit schlechteres Getränk viel theurer kaufen. Es giebt wenige Engländer, die nicht denken würden, ihr Vaterland sey völlig ruinirt, wenn die französischen Weine in England so Wohlfeil und in solchem Ueber-

wenn ich von einem Gleichgewichte des Geldes rede. Und ich behaupte, daß, wo diese Vortheile zwey, drey oder viermal so groß sind, als sie in den benachbarten Staaten sind, das Geld folglich auch zwey, drey oder viermal so viel seyn wird. Der einzige Umstand, der dieses genaue Verhältniß aufheben kann, ist der Aufwand, der erfordert wird, die Waaren von einem Orte zum andern zu transportiren; diese Kosten sind bisweilen ungleich. So kann das Korn, das Vieh, die Käse und die Butter von Derbyshire aus London nicht so viel Geld ziehen, als die londonschen Manufacturen aus Derbyshire ziehen. Aber dieser Einwurf ist nur anscheinend: denn insofern der Transport der Waaren kostbar ist, insofern ist die Communication zwischen zweern Dertern unvollkommen und gehemmet.

Ueberflusse verkauft würden, daß sie alle Ale und einheimische Getränke aus der Gewohnheit brächten: aber wenn wir die Vorurtheile ablegen wollten; so würde es nicht schwer fallen, zu beweisen, daß nichts unschädlicher und vielleicht gar vortheilhafter seyn könne. Ein jedes neues Morgen Landes, worauf Wein gebauet würde, um England zu versorgen, würde es den Franzosen nothwendig machen, das Product eines englischen Morgen Landes zu nehmen, worauf Weizen oder Gersten gebauet wird, damit sie leben könnten; und es ist offenbar, daß wir in diesem Falle den Vortheil haben würden, daß sie von uns die bessere und nothwendigere Waare nehmen müßten.

Der König von Frankreich hat verschiedene mal Edicte bekannt machen lassen, worinn verboten wird, neue Weinberge zu pflanzen, und befohlen wird, alle die, so neulich gepflanzt worden, auszuräuten. So wohl sieht man in Frankreich den vorzüglichen Werth des Kornes vor allen andern Producten ein.

Der Marschall Vauban beschwert sich oft, und mit Recht, über die ungereimten Abgaben, die auf die Einfuhre der Weine von Langvedoc, Guienne und andrer südlichen Provinzen gelegt sind, so nach Bretagne und Normandie verführet werden. Er zweifelt nicht daran, daß diese letztern Provinzen ihre Balanz erhalten könnten, wenn gleich, wie er es anpreißt, die Handlung völlig frey gegeben würde. Und es ist offenbar,

S

daß

## 114 Von der Balanz der Handlung.

daß wenige Meilen mehr zur See nach England keinen Unterschied machen würden; oder wenn der weitere Weg keinen Unterscheid verursachen könnte, so müßte derselbe auf die Waaren beyder Königreiche auf gleiche Weise wirken.

Es ist in der That ein Mittel, wodurch das Geld in einem Königreiche unter das gehörige Gleichgewicht fallen kann, so wie es auch ein Mittel giebt, dasselbe über dieses Gleichgewicht zu erheben; aber wenn wir diese Fälle untersuchen, so werden wir finden, daß sie sich nach unsrer allgemeinen Theorie auflösen und erklären lassen, und folglich dieselbe noch mehr stärken und befestigen.

Ich wüßte kaum ein Mittel, wodurch das Geld unter das natürliche Gleichgewicht fallen könnte, als die Einrichtung der Banken, der öffentlichen Capitalien und des Papiercredits, wofür wir in England so sehr eingenommen sind. Durch diese Einrichtung wird das Papier dem Gelde am Werth gleich; es circulirt durch den ganzen Staat; es vertritt die Stelle des Goldes und Silbers; es steigert nach dem gehörigen Verhältniß die Preise der Arbeit und der Waaren; und verbannt folglich auf diese Art einen großen Theil dieser kostbaren Metalle, oder verhindert auch derselben weitem Anwachs. Kann auch etwas seichter und einfältiger seyn, als unsre Gedanken über diese Materie? Wir bilden uns ein, weil ein Privatmann reicher seyn würde, wenn sein Capital verdoppelt würde, so würde eben diese gute Wirkung

ung

ung erfolgen, wenn das Geld aller Privatleute verdoppelt würde; und wir bedenken nicht, daß dieß in eben der Verhältniß auch den Preis der Waaren erhöhen, und einen jeden mit der Zeit wieder in seine vorige Umstände versetzen muß. Bloß in unsern öffentlichen Unterhandlungen und Geschäften, mit den fremden Nationen, ist ein größeres Capital von Gelde vortheilhaft und zuträglich; und da unser Papier bey ihnen nichts gilt, so fühlen wir alle die übeln Wirkungen, die aus einem größern Ueberfluß des Geldes erfolgen, ohne einen von den Vortheilen einzuernnden, die dadurch keinen erhalten werden\*.

Man nehme zwölf Millionen an Papier an, die in dem Königreiche als Geld circuliren, (denn wir müssen uns nicht einbilden, daß alle unsre ungeheure Summen in Papier bestehen;) und nehme zugleich an, daß die wahre Case des Reichs achtzehn Millionen ausmache: hier haben wir also einen Staat, der der Erfahrung zu Folge ein Capital von dreyßig Millionen enthalten kann. Ich sage,

S 2

wenn

- Wir haben in der dritten Abhandlung angemerkt, daß das Geld, wenn es sich vermehrt, in der Zwischenzeit zwischen der Vermehrung des Geldes und dem Steigen der Preise, den Fleiß aufmuntert. Diese gute Wirkung kann von dem Papiercredit auch erfolgen; aber es ist gefährlich, den Reichthum zu beschleunigen, da man besorgen muß alles zu verlieren, wenn dieser Credit fallen sollte; welches gewiß geschehen muß, wenn die öffentlichen Angelegenheiten einmal einen gewaltigen Stoß bekommen sollten.

## 116 Von der Bilanz der Handlung.

wenn er im Stande ist, diese Summe in sich zu halten, so müßte er sie nothwendig in Gold und Silber erworben haben, wenn man nicht das Einfließen dieser Metalle durch diese neue Erfindung mit dem Papier verhindert hätte. Woher aber würde der Staat diese Summe gezogen haben? Von allen Königreichen in der Welt. Aber warum? Weil das Geld unter einem Gleichgewichte in Vergleichung mit dem Gelde unsrer Nachbarn stehet, wenn man die zwölf Millionen an Papier wegnimmt; und wir müßten alsdenn von ihnen allen so lange gewinnen, bis wir, so zu reden, voll und gesättigt wären, und nicht mehr Geld halten könnten. Wir bemühen uns sorgfältig durch unsre weise Politik die Nation mit dieser schönen Waare von Bankozeddeln, und Exchequernoten zu überhäufen, als wenn wir befürchteten, mit den kostbaren Metallen überladen zu werden.

Man darf nicht daran zweifeln, daß die große Menge von rohen Golde und Silber in Frankreich, in großer Maasse, dem Mangel des Papierscredits zuzuschreiben sey. Die Franzosen haben keine Banken: die Kaufmannsbillette circuliren bey ihnen nicht so, wie bey uns. Der Wucher oder das Ausleihen auf Zinsen ist nicht gerade zu erlaubt; so daß sehr viele Leute große Summen in ihren Kasten haben; es wird eine große Menge von silbernen Geschirre in Privathäusern gebraucht, und alle Kirchen sind davon angefüllt. Auf diese Art bleiben die Lebensmittel und die Arbeit viel wohlfeiler unter ihnen, als bey Nationen, die nicht  
halb

halb so reich an Gold und Silber sind. Der Vortheil, den sie dadurch bey ihrer auswärtigen Handlung und in öffentlichen Nothfällen gewinnen, ist zu offenbar, als daß man ihn streitig machen könnte.

In Genua herrschte vor einigen Jahren eben die Mode, die noch isund in England und Holland ist, daß man sich chinesischer Waaren, anstatt des Silbergeschirres, bediente; aber der Senat, der die Folgen dieser Mode weislich vorher sah, schränkte den Gebrauch dieser zerbrechlichen Waare auf eine gewisse Maaße ein; dahin gegen der Gebrauch des Silbergeschirres uneingeschränkt gelassen wurde. Und ich glaube, daß die Genueser, bey ihren neulichen Unglücksfällen, die gute Wirkung dieser Einrichtung empfunden haben. Unsre Auflage auf das Silbergeschirr ist, in dieser Absicht betrachtet, vielleicht ein wenig unpolitisch.

Ehe das papierne Geld in unsre Colonien eingeführt ward, hatten sie Gold und Silber genug zum Circuliren. Seitdem aber diese Waare eingebracht worden, ist die geringste Unbequemlichkeit, die daraus entstanden, diese gewesen, daß die kostbaren Metalle ganz aus denselben verbannt worden. Und kann man zweifeln, daß nach der Abschaffung des Papiers das Geld nicht wieder zurück kehren sollte, da diese Colonien Manufacturen und Waaren besitzen, die einzigen Dinge, die in der Handlung einigen Werth haben, und um derentwillen wir einzig und allein Geld wünschen?

## 118 Von der Balanz der Handlung.

Was ist es doch für ein Unglück, daß Lykurg nicht auf den Papiercredit gefallen ist, da er das Gold und Silber aus Sparta verbannen wollte! dadurch würde er seinen Endzweck weit besser erreicht haben, als durch die Klumpen von Eisen, deren er sich statt des Geldes bediente, und zugleich die Handlung mit den Fremden weit besser verhindert haben, da das Papier einen so viel geringern innern und wahren Werth hat.

Aber so wie unsre beliebte Einrichtung des Papiercredits schädlich ist, indem dieselbe fast das einzige Mittel ist, wodurch wir das Geld unter das gehörige Gleichgewicht heruntersetzen können; so besteht, meiner Meynung nach, das einzige Mittel, wodurch wir dasselbe über dieses Gleichgewicht erheben können, in einer Einrichtung, wider die wir alle als höchstverderblich uns auflehnen würden; nämlich, daß man grosse Summen in einem öffentlichen Schatz auflegte, sie einschloße und ganz aus der Circulation wegnähme. Der fleißige Körper, der nicht mit dem nahgelegenen Elemente zusammenhängt, kann durch einen solchen Kunstgriff so hoch erhoben werden, als man nur will. Um dieses zu beweisen, dürfen wir nur noch einmal annehmen, daß die Hälfte oder ein Theil unsrer Casse vernichtet wäre. Wir haben befunden, daß wir in diesem Falle aus allen benachbarten Reichen nothwendig eine so große Summe, als vernichtet wäre, in unser Land ziehen müssen. Es scheint auch nicht, als wenn die Natur der Sache diesem Aufhäuffen von Schätzen  
einige



einige nothwendige Gränzen setze. Eine kleine Republik, als Genf ist, die diese Politik einige Zeitalter hindurch fortsetzte, könnte neunzehn Theile von allem Gelde in Europa an sich ziehen. Es scheint in der That in der Natur des Menschen ein überwindliches Hinderniß gegen diesen ungeheuren Anwachs der Reichthümer zu seyn. Ein schwacher Staat, mit einem ungeheuren Schatze, würde bald die Beute eines seiner ärmern aber mächtigern Nachbarn werden. Ein großer Staat würde seinen Reichthum durch übel ausgedachte und gefährliche Entwürfe durch bringen, und vielleicht mit dem Schatze zugleich auch den Fleiß, die Sitten und die Zahl des Volkes vermindern und verderben, Dinge die unendlich schätzbarer sind. In diesem Falle zerbricht und zerspaltet der flüssige Körper, der gar zu hoch angewachsen ist, das Gefäß, worinn er enthalten ist; und indem er sich mit dem umgebenden Element vermischt, fällt er bald zu dem natürlichen Gleichgewichte.

So schlecht sind wir von diesem Grundsatz unterrichtet, daß, obgleich alle Geschichtschreiber, eine so neue Sache, als der unermäßliche Schatz ist, den Heinrich der VIIte aufgespart hat, den sie auf eine Million, und siebenmal hundert tausend Pfund rechnen, einhellig bezeugen, wir doch lieber ihr einmütziges Zeugniß verwerfen, als eine Nachricht für wahr halten wollen, die mit unsern eingewurzelten Vorurtheilen so schlecht übereinstimmt. Es ist in der That wahrscheinlich, daß

diese Summe drey Viertel von allem Gelde in England ausgemacht hat. Aber was hat es für Schwierigkeiten, daß ein arglistiger, räuberischer und sparsamer Monarch in zwanzig Jahren eine solche Summe nicht aufhäuffen könnte? Es ist auch nicht einmal wahrscheinlich, daß die Verringerung des circulirenden Geldes von dem Volke gemerkt worden, oder daß dadurch demselben ein Nachtheil erwachsen sey. Das Fallen der Preise mußte diese Summe sogleich wieder einbringen; indem England dadurch bey seiner Handlung mit allen benachbarten Reichen Vorthelle erhielt.

Giebt uns nicht die kleine Republik Athen mit ihren Bundsgenossen ein ähnliches Beyspiel an die Hand; da wir finden, daß dieselbe mit ihren Bundsgenossen, in einer Zeit von ohngefähr fünfzig Jahren, zwischen dem persischen und dem peloponesischem Kriege, eine Summe zusammen brachte, die mehr betrug, als der Schatz Heinrichs des VIIten? \* Denn alle griechische Geschichtschreiber \*\* und Redner \*\*\* berichten einmüthig, daß die Athenienser in ihrem Schlosse mehr als zehntausend Talente auffammelten, die sie hernach, zu ihrem eignen Verderben, mit unbesonnenen Unternehmungen verschwendeten. Aber was erfolgte, als dieses Geld anfieng zu circuliren und sich mit dem umgebenden Element vermischte?

\* Ein Pfund Sterling hielt zu Heinrichs des VIIten Zeiten ohngefähr acht Unzen Silber.

\*\* Thucydidis lib. 2. und Diod. Sic. lib. 12.

\*\*\* vid Aeschinis et Demosthenis epist.

te? Blieb es noch in dem Staate? Nein; denn wir sehen aus der merkwürdigen Schatzung, deren Demostenes † und Polybius †† gedenkt, daß, ohngefähr fünfzig Jahr hernach, das ganze Vermögen der Republik, die Ländereyen, Häuser, Waaren, Slaven und das Geld mit gerechnet, noch nicht sechs tausend Talente betragen hat.

Wie ehrgeizig und herrschsüchtig muß dieses Volk nicht gewesen seyn, daß es, in der Absicht Eroberungen zu machen, eine Summe zusammen gespart und aufbewahrt hat, die die Bürger alle Tage durch eine einzige Stimme unter sich theilen konnten; eine Summe, die eines jeden Bürgers Vermögen bey nahe dreyfach würde vermehret haben. Denn wir müssen bemerken, daß die Anzahl und die Privatreichthümer der Athenienser, nach dem Berichte der alten Geschichtschreiber, zu Anfang des peloponesischen Krieges, nicht größer gewesen, als zu Anfang des medischen.

Das Gold war in Griechenland, zur Zeit des Philippus und Perseus, nicht viel häufiger und in größerer Menge, als in England zur Zeit Heinrichs des VIIten: doch sammleten diese zween Monarchen, in dreyßig Jahren \*, in dem kleinen Königreiche Macedonien, eine weit größere Summe als der Schatz des englischen Monarchen beträgt.

H 5

Pau-

† *περὶ συμφορῶν.*

†† Lib. 2. cap. 26.

\* Tit. Liv. lib. 45. cap. 40.

Paulus Aemilius brachte ohngefähr eine Million, siebenmal hundert tausend Pfund Sterling nach Rom \*\*. Plinius sagt, zwey Millionen, viermal hundert tausend \*\*\*. Und dieß war nur ein Theil des macedonischen Schazes. Der Rest gieng durch den Widerstand und die Flucht des Perseus † verloren.

Wir können aus dem Stanyan sehen, daß der Canton Bern drey mal hundert tausend Pfund auf Zinsen ausstehen, und über sechsmal so viel in seiner Schatzkammer hat. Hier ist also eine Summe von einer Million, achtmal hundert tausend Pfund Sterling aufgespart; welches zum wenigsten viermal so viel ist, als was in einem so kleinen Staat natürlicherweise circuliren sollte; und dennoch kann niemand, der durch das Päs de Vaux oder einen andern Theil dieses Cantons reiset, einen größern Geldmangel bemerken, als man in einem Lande von diesem Umfange, Boden und Lage vermuthen kann. Vielmehr wird man kaum einige inländische Provinzen in Frankreich oder Deutschland finden, wo die Einwohner ihund so begütert sind; obgleich dieser Canton seit 1714, da Stanyan seine mit vieler Beurtheilungskraft geschriebne Nachricht von der Schweiz herausgegeben, seinen Schaz ungemein vermehret hat \*.

Die

\*\* Vellej. Patere. lib. 2. cap. 9.

\*\*\* lib. 33. cap. 3.

† Tit. Liv. l. c.

\* Die Armuth wovon Stanyan redet, wird bloß in den gebirgichten Contons gefunden, die keine  
Waa-

Die Nachricht, die Appian \* von dem Schatze der Ptolomäer giebt, ist so ungeheuer, daß man sie nicht glauben kann; um so viel weniger, da der Geschichtschreiber meldet, daß die andern Nachfolger des Alexanders gleichsam sehr sparsam gewesen, und daß viele von denselben fast eben so große Schätze gesammelt haben. Denn diese Neigung der benachbarten Prinzen, Geld zu sammeln, mußte nothwendig der Sparsamkeit der egyptischen Monarchen, nach der vorangeführten Theorie, Hindernisse in den Weg legen. Die Summe, die Appian anführt, besteht aus siebenhundert und vierzig tausend Talenten oder 191, 166, 666 Pfund, dreyzehn Schilling und vier Pence, nach Dr. Arbuthnots Ausrechnung. Und doch sagt Appian, daß er diese Nachricht aus den öffentlichen Urkunden genommen; und er war noch dazu selbst aus Alexandrien gebürtig.

Aus diesen Grundsätzen können wir lernen, was man von den unzähllichen Hindernissen, Einschränkungen und Auflagen denken müsse, womit alle europäische Nationen, und keine mehr als die englische, die Handlung beschwert haben; und zwar aus einer unersättlichen Begierde Geld aufzuhäufen, welches doch nie über das natürliche Gleichgewicht steigen kann, so lange es circulirt, oder

Baaren haben, die Geld einbringen konnten; und selbst da sind die Einwohner nicht ärmer als in dem Stifte Salzburg auf der einen, und in Savoyen auf der andern Seite.

\*\* Proem.

## 124 Von der Balanz der Handlung.

oder aus einer ungegründeten Furcht, ihr Geld zu verlieren, welches nie unter dieses Gleichgewicht fallen wird. Könnten wir ja unsere Reichthümer verlieren, so würde es durch solche unkluge Anstalten geschehen. Aber wenigstens erfolgt doch diese allgemeine schlimme Folge aus diesen Anstalten, daß benachbarte Nationen dadurch der freyen Communication und Handlung beraubt werden, die der Urheber der Natur hat haben wollen, indem er ihnen so verschiedne Boden, Himmelsgegenden, und Genies gegeben hat.

Unsre heutigen Politici bedienen sich des einzigen Mittels, wodurch das Geld kann weggeschafft werden, nämlich des Papiercredits; sie verwerfen das einzige Mittel das Geld aufzuhäuffen, nämlich das Aufsparen und Einschließen der Schätze; und zugleich machen sie hundert Anstalten, die weiter zu nichts dienen, als den Fleiß zu hemmen, und uns und unsre Nachbarn der allgemeinen Wohlthaten der Kunst und der Natur zu berauben.

Indessen müssen nicht alle Auflagen auf fremde Waaren als nachtheilig oder unnütz angesehen werden; sondern nur die, so auf die obgedachte Eifersucht und Furcht gegründet sind. Eine Auflage auf die deutsche Leinwand bringt die einheimischen Manufacturen in Aufnahme, und vermehrt dadurch unser Volk und unsern Fleiß. Eine Taxe auf den Brandtwein befördert den Absatz des Rum, und unterhält unsre südliche Colonien. Und da  
noth

nothwendig zum Behuf der Regierung Auflagen müssen gehoben werden; so scheint es zuträglicher zu seyn, fremde Waaren damit zu beschweren, die im Hafen leicht können aufgefangen und dem Zolle unterworfen werden. Inzwischen müssen wir uns immer an den Grundsatz des Dr. Swifts erinnern, daß in der Rechenkunst der Zölle zweymal zwey nicht vier, sondern oft nur eins macht. Man kann wohl nicht daran zweifeln, daß die Rechte auf den Wein der Regierung weit mehr einbringen würden, wenn sie um ein Dritttheil niedriger gesetzt würden; durch diese Mittel würde unser Volk ein besseres und gesunderes Getränk haben können; und die Balanz der Handlung, worauf wir so eifersüchtig sind, würde gar nicht darunter leiden. Die Manufactur von Ale ist außer dem Ackerbau nicht beträchtlich und beschäftigt nur wenige Hände. Der Transport des Weins und Korns würde nicht viel weniger einbringen.

Aber, wird man sagen, hat man nicht häufige Beispiele, von Königreichen und Staaten, die vormals reich und begütert gewesen, und die ihund bettelarm sind? Hat das Geld sie nicht verlassen, woran sie vorher einen so großen Ueberfluß hatten? Ich antworte hierauf, wenn sie ihre Handlung, ihren Fleiß, und die Menge ihrer Einwohner verlieren, so dürfen sie sich keine Hoffnung machen, ihr Gold und Silber zu behalten: denn diese kostbaren Metalle stehen immer mit den erstern Vorzügen in einem genauem Verhältnisse. Als Lissabon und Amsterdam den Venetianern und Genuesern die Ostindische Handlung abnahm, zogen auch

auch beyde Städte den Gewinn und das Geld an sich, so diese Handlung einbrachte. Wo der Sitz der Regierung verlegt wird; wo kostbare Kriegsheere in einer Entfernung unterhalten werden; wo von fremden große Capitalien besessen werden; an diesen Orten muß nothwendig eine Verringerung des Geldes erfolgen. Aber wie man sieht, so sind dieses gewaltsame Mittel das Geld wegzuschaffen, und werden gemeiniglich auch durch den Abgang des Volks und des Fleißes begleitet. Aber wo diese bleiben, und das Wegschaffen des Geldes nicht anhält, da wird das Geld seinen Weg durch hundert Canäle wieder zurück finden, worauf wir nicht einmal denken, noch die wir vermuthen können. Was für unermäßliche Schätze sind seit der englischen Regierungsveränderung in drey langen Kriegen von so vielen Nationen in Flandern verzehrt worden? Vielleicht mehr als die Hälfte von allem Gelde, das ikund in Europa ist. Aber wo ist es ikund hingekommen? Ist es in dem engen Bezirk der Oesterreichischen Niederlande? Nein gewiß nicht: es ist größtentheils in die verschiedne Länder zurückgekehrt, woraus es gekommen ist, und ist der Kunst und dem Fleiße gefolget, wodurch es zuerst erworben ist.

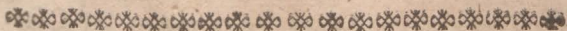
Kurz, eine Regierung hat große Ursache, ihr Volk und ihre Manufacturen sorgfältig zu erhalten. Ihr Geld aber kann sie dem Lauf menschlicher Dinge ohne Eifersucht oder Furcht anvertrauen. Oder wenn sie ja auf diesen letzten Umstand aufmerksam ist, so muß es nur in sofern geschehen, als derselbe einen Einfluß in den erstern hat.



Von der  
Balanz der Macht.

THE

GENIUS OF BRITAIN



## VI.

## Von der Balanz der Macht.

**E**s fragt sich, ob man den Begriff von einer Balanz der Macht bloß der neuern Staatskunst zu danken habe, oder ob nur der Ausdruck in den neuern Zeiten erfunden worden. So viel ist gewiß, daß Xenophon \* in seiner Cyropädie sagt, die asiatischen Mächte hätten sich aus Eifersucht und Furcht, wegen der anwachsenden Macht der Meder und Perser, mit einander verbunden; und wenn man gleich diese zierliche Schrift ganz für einen Roman halten sollte, so ist doch diese Art zu denken, die der Verfasser derselben, den morgenländischen Prinzen zuschreibt, ein Zeugniß von den damaligen Begriffen.

In der ganzen Staatskunst der Griechen, zeigt sich ihre Besorgniß, in Ansehung der Balanz der Macht, sehr deutlich; und wir werden selbst von den alten Geschichtschreibern darauf verwiesen. Thucydides \*\* stellet den Bund, der wider Aethen geschlossen ward, und der den peloponesischen Krieg veranlaßte, als eine bloße Wirkung dieses Grundgesetzes vor. Und als nach dem Verfall von Athen

\* Lib. I.

\*\* Lib. I.

die Thebaner und Lacedämonier wegen der Oberherrschaft mit einander stritten, finden wir, daß die Athenienser, sowohl als viele andre Republiken, sich immer in die leichtere Schale warfen, und sich bemüheten, das Gleichgewichte zu erhalten. Sie unterstützten Theben gegen Sparta so lange, bis Epaminondas den großen Sieg bey Leuctra erfochte, worauf sie sich sogleich zu den Ueberwundenen schlugen, wie sie vorgaben, aus Großmuth; aber in der That aus Eifersucht gegen die Ueberwinder\*.

Wer die Rede des Demosthenes für die Megalopolitaner liest, wird so feine Grübelen über diesen Grundsatz darinn antreffen, als nur jemals in den Kopf eines venetianischen oder englischen Staatsmannes gekommen sind. Und wie die macedonische Macht sich zuerst erhob, entdeckte dieser Redner sogleich die Gefahr; er blies durch ganz Griechenland Lärm, und versammlete endlich die Bundesgenossen unter die atheniensischen Fahnen, die die große und entscheidende Schlacht bey Cheronäa lieferten.

Es ist wahr, die griechischen Kriege werden von den Geschichtschreibern mehr für Kriege der Nacheiferung, als für politische Kriege ausgegeben; und ein jeder Staat scheint mehr die Ehre, der Anführer der übrigen zu seyn, als einige wohlgegründete Hoffnung, des Ansehens und der Herrschaft

\* Xenoph. hist. Graec. Lib. 6 et 7.

schaft zur Absicht gehabt zu haben. In der That, wenn wir die geringe Anzahl der Einwohner einer Republik in Vergleichung mit dem ganzen Griechenlande; die große Schwierigkeit, in den damaligen Zeiten Belagerungen zu unternehmen; und die außerordentliche Tapferkeit und Kriegszucht eines jeden Freygebornen unter diesem edlen Volke, in Betrachtung ziehen; so müssen wir den Schluß machen, daß die Balanz der Macht in Griechenland für sich selbst zureichend gesichert gewesen, und nicht bedorfte, mit solcher Vorsicht bewacht zu werden, die vielleicht zu andern Zeiten nothwendig ist. Aber wir mögen das öftere Verändern der Bundsgenossen und Parteyen bey allen griechischen Republiken einer neidischen Nacheiferung, oder einer vorsichtigen Staatsklugheit beymessen, so waren die Wirkungen immer gleich; und die Partey, die die Oberhand hatte, konnte sich immer Rechnung auf ein Bündniß machen, das wider sie geschlossen ward, und das oft aus ihren vorigen Anhängern bestund.

Eben dieser Grundsatz, man mag ihn Neid, oder Klugheit nennen, der den atheniensischen Ostracismus, und syracusanischen Petalismus hervorbrachte, und alle die Bürger verbannte, die durch Gewalt, oder durch Ruhm, über die andern erhaben waren; eben dieser Grundsatz, sage ich, äußerte sich natürlicherweise in der fremden Staatskunst, und erweckte einem Staate, der andre anführte, Feinde, so mäßig er sich auch seines Ansehens bedienen mochte.

Die persischen Monarchen waren in der That, in Ansehung gegen die griechischen Republiken, kleine Prinzen; und daher mußten sie mehr aus Absicht auf die Sicherheit, als wegen Eifersucht, sich in ihre Handel mischen, und in jedem Kriege die schwächere Partey unterstützen. Dieß war der Rath, den Alcibiades dem Tissaphernes gab, und dieser Rath erhielt das persische Reich bey nahe noch hundert Jahre; da endlich die Verabsäumung desselben zu der Zeit, da der kühne und herrschsüchtige Geist des Philippus sich zuerst äußerte, dieses hohe aber schwache Gebäude mit einer Geschwindigkeit umstürzte, wovon man wenig Beyspiele in der Geschichte findet.

Die Nachfolger des Alexanders bewiesen eine unendliche Eifersucht wegen der Balanz der Macht; eine Eifersucht, die sich auf wahre Staatsflugheit gründete, und die einige Zeitalter hindurch die Abtheilung, die nach dem Tode dieses berühmten Eroberers unter seinen Nachfolgern gemacht worden, ihren Besitzern erhielt. Das Glück, und der Ehrgeiz des Antigonus drohete ihnen vom neuen mit einer allgemeinen Monarchie\*, aber ihre Vereinigung, und ihr Sieg bey Ipsus, errettete sie davon. Und in der Folgezeit finden wir, daß die östlichen Prinzen beständig über die Griechen und Macedonier ein wachsames Auge hatten; weil sie diese Völker für die einzige wahre Kriegsmacht hielten. Insonderheit unterstützten die Ptolomäer

erst

\* Diod. Sic. Lib. 20.

erst den Aratus, und die Achäer, und hernach den Cleomenes, König von Sparta, aus keiner andern Absicht, als um den macedonischen Monarchen das Gleichgewichte zu halten. Denn diese Nachricht giebt uns Polybius von der egyptischen Staatskunst \*.

Die Ursache und der Grund, warum man glaubt, daß die Alten von der Balanz der Macht nichts gewußt haben, scheinen mehr aus der römischen, als aus der griechischen Geschichte hergenommen zu seyn; und da die erstere uns gemeinlich am meisten bekannt ist, so ziehen wir daraus alle unsre Schlüsse. Man muß gestehn, daß die Römer nie eine solche allgemeine Vereinigung und Bündniß wider sich gehabt haben, als man wohl vermuthen sollte, wenn man ihre geschwinde Eroberungen, und ihre offenbare Herrschsucht, die sich so frühzeitig äußerte, betrachtet; man ließ sie vielmehr ganz ruhig ihre Nachbarn, einen nach dem andern, unter das Joch bringen, bis sie ihre Herrschaft endlich über die ganze bekannte Welt ausbreiteten. Der fabelhaften Geschichte ihrer italiänischen Kriege \*\* nicht zu gedenken, so war die

J 3

Zeit,

\* Lib. 2. cap. 51.

\*\* Es ist seit einiger Zeit bey den Critikverständigen, wegen der ersten Zeitalter der römischen Geschichte, ein starker Verdacht entstanden, der, meiner Meynung nach, nicht ungegründet ist; es kömmt ihnen nämlich fast ganz fabelhaft vor, bis auf

Zeit, als Hannibal den römischen Staat anfiel, so merkwürdig und so entscheidend, daß sie alle gesittete

auf die Zeit, nachdem die Gallier die Stadt geplündert hatten; und sie halten dieselbe sogar noch auf eine gewisse Zeit nach dieser Begebenheit, für zweifelhaft, bis die Griechen anfiengen, auf die römischen Sachen aufmerksam zu werden, und die Geschichte dieses Volks zu schreiben. Indessen kommt es mir vor, als wenn sich dieser Zweifel an der einheimischen Geschichte der Römer nicht wohl vertheidigen lasse, indem dieselbe einen gewissen Anschein der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit hat, und schwerlich die Erfindung eines Geschichtschreibers seyn kann, der so schlechte Sitten, und so wenig Urtheilskraft müßte gehabt haben, wenn er sich eine solche Erdichtung oder Roman erlaubt hätte. Die Staatsveränderungen scheinen ein zu gutes Verhältniß mit ihren Ursachen zu haben: der Fortgang der Parteyen ist der politischen Erfahrung so gemäß; die Sitten und Grundsätze der Zeiten sind so einförmig und natürlich; daß kaum eine wahre Geschichte mehr richtige Anmerkungen an die Hand giebt, und größern Nutzen schafft, als eben diese frühe Geschichte der Römer. Sind nicht die Anmerkungen des Machiavelli über den Livius, (ein Werk, das gewiß viel Genie und Beurtheilungskraft zeigt,) ganz auf diesen Zeitpunkt gegründet, den man für fabelhaft ausgeben will? Ich möchte mich also, meiner besondern Meinung nach, mit diesen Criticis so vergleichen, daß ich ihnen zugestünde, daß die Schlachten, Siege und Triumphe dieser Zeiten, nach den Familiennachrichten, von denen uns Cicero berichtet, daß man sie gehabt hat, ungemein verfälscht worden;



sittete Nationen hätte aufmerksam machen sollen. Es erhellte nach der Zeit, (auch war es damals nicht schwer zu bemerken \*,) daß dieser Streit um die allgemeine Herrschaft geführt ward; und dennoch scheint es nicht, als wenn irgend ein Prinz, oder ein Staat, um den Ausgang desselben bekümmert, oder unruhig gewesen. Philippus von Macedonien blieb neutral, bis er Hannibals Siege sah; und da machte er auf eine höchst unvorsichtige Art einen Bund mit dem Ueberwinder, und zwar auf Bedingungen, die noch unvorsichtiger waren. Er machte sich anheischig, den Carthaginensern zu der Eroberung von Italien behülfflich

I 4

worden; aber da von den einheimischen Parteyen der Nachwelt immer zwei entgegen gesetzte Nachrichten hinterlassen wurden, so verhinderte dieser Umstand die Erdichtung, und setzte zugleich die spätern Geschichtschreiber in den Stand, einige Wahrheit durch Hilfe der Vergleichung und des Nachdenkens heraus zu bringen. Die Hälfte von dem Blutbade, das Livius unter den Aequi und Volsci anrichtete, würde Frankreich und Deutschland entvölkern; und ob man gleich diesem Geschichtschreiber sonst vielleicht mit Recht den Vorwurf macht, daß er obenhin erzählt, so kommt ihm diese blutige Erzählung doch endlich selbst als unglaublich vor. Eben dieselbe Neigung zu vergrößern, scheint die Zahl der Römer in ihren Kriegsbeeren, und bey ihren Schätzungen, (census) vergrößert zu haben.

\* Es ward von einigen bemerkt, wie aus der Rede des Agelaus bey einer allgemeinen Versammlung von Griechenland erhellet.

lich zu seyn; und sie verbanden sich, ihm darauf Hülfsvölker nach Griechenland zu übersenden, um ihm bey der Bezwingung der griechischen Republiken Beystand zu leisten\*.

Die rhodischen und achaischen Republiken werden von den alten Geschichtschreibern, wegen ihrer Weisheit und gesunden Staatskunst, sehr gerühmet; und dennoch hielten beyde es mit den Römern in ihren Kriegen wider den Philippus und Antiochus. Und was noch ein größerer Beweis ist, daß die Grundsätze von der Balanz der Macht in diesen Zeiten nicht sehr bekannt gewesen, ist dieses, daß keiner von den alten Schriftstellern jemals die Unvernunft dieser Maaßregeln bemerkt, noch den obgedachten ungereimten Tractat getadelt hat, den Philippus mit den Carthaginensern schloß. Prinzen und Staatsleute können sich zu allen Zeiten in denen Betrachtungen und Schlüssen, die sie zum voraus über noch künftige Begebenheiten machen, irren; aber es ist etwas außerordentliches, daß die Geschichtschreiber von schon vergangnen Dingen kein gesundes Urtheil fällen.

Indem Masinissa, Attalus und Perseus ihren besondern Leidenschaften nachhiengen, waren sie alle Werkzeuge der römischen Größe; und es scheint, als wenn sie nie auf die Vermuthung gerathen sind, daß sie in der That ihre Ketten schmiedeten, indem sie die Eroberungen ihrer Bundesge-

nossen

\* Liv. Lib. 23. Cap. 33.

nossen beförderten. Ein bloßer Bund und Vergleich zwischen dem Masinissa und den Carthaginensern, den ihrer beyder Vorthail so sehr nothwendig machte, würden den Römern den Eintritt in Africa versperrt, und das menschliche Geschlecht vor der Knechtschaft bewahrt haben.

Der einzige Prinz, den wir in der römischen Geschichte antreffen, von dem es scheint, daß er die Balanz der Macht verstanden, ist Hiero, König von Syracus. Ob er gleich ein Bundsgenosse der Römer war, leistete er doch den Carthaginensern in dem Kriege mit den Hülfsvölkern Beystand. „Indem er, wie Polybius schreibt\*, die Erhaltung der carthaginensischen Republik für nothwendig erachtete, sowohl um seine Länder in Sicilien zu erhalten, als auch, um die Freundschaft der Römer nicht zu verlieren; damit, nach dem Falle dieser Republik, die überbleibende Macht nicht im Stande seyn möchte, ohne einigen Gegenstand, oder Gegner, jede Absicht und jede Unternehmung auszuführen. Und hierinn handelte er sehr weise und klug. Denn diese Betrachtungen müssen nie aus der Ache gelassen werden; noch muß eine so große Macht jemals in eine Hand gebracht werden, daß die benachbarten Staaten dadurch unvermögend gemacht werden, ihre Rechte wider dieselbe zu vertheidigen.“ Hier finden wir den Zweck und den Grundsatz der neuern Staatskundigen mit ausdrücklichen Worten.

\* Lib. I. cap. 83.

Kurz, der Grundsatz, die Balanz der Macht zu erhalten, ist so sehr auf die allgemeine Vernunft gegründet, und kann so leicht eingesehen werden, daß er unmöglich dem Alterthume ganz hat entwischen können; da wir bey demselben in andern Fällen so vielerley Merkmale einer durchdringenden und tiefen Einsicht entdecken. War gleich dieser Grundsatz nicht so allgemein bekannt, als ihund; so hatte er doch wenigstens einen Einfluß auf alle klügere und erfahrene Prinzen und Staatsleute jener Zeiten. Und selbst ihund hat dieser Grundsatz, so allgemein er auch von grübelnden Staatsleuten erkannt und angenommen ist, in der Ausübung unter denen, die die Welt regieren, ein nicht viel größeres Ansehen, als in den alten Zeiten.

Nach dem Falle des römischen Reichs, machte die Regierungsform, die von den nordischen Erobern festgesetzt ward, sie in großer Maaße zu weitem Eroberungen unfähig, und erhielt jeden Staat lange Zeit bey seinen Gränzen. Aber, als das Lehurecht und die Lehnmiliz abgeschafft waren, wurde das menschliche Geschlecht vom neuen durch die Gefahr einer allgemeinen Monarchie beunruhigt, da so viele Königreiche und Fürstenthümer, in der Person des Kaisers Carls des Vten vereinigt wurden. Aber es war weit eher zu vermuthen, daß das österreichische Haus, das auf große, aber zertheilte Staaten, gegründet war, und dessen Reichthümer, die vornehmlich aus Gold, und  
Sil-

Silberbergwerken kamen, von selbst und wegen innerer Mängel verfallen würde; als daß dieses Haus alle die Bollwerke, die wider dasselbe aufgerichtet wurden, hätte umreißen sollen. In weniger als hundert Jahren, ward die Macht dieser gewaltsamen und stolzen Familie erschüttert, ihre Schätze zerstreuet, und ihr Glanz verdunkelt. Es entstand eine neue Macht, die der Freyheit Europens weit gefährlicher war, die alle Vortheile der erstern Macht, und keinen von ihren Mängeln hatte; wenn man einen Antheil von dem Geiste des Aberglaubens und der Verfolgung ausnimmt, wovon das Haus Oesterreich so lange besessen gewesen, und noch ist und so sehr besessen ist.

Europa hat sich nun über hundert Jahre gegen die größte Macht vertheidigt, die vielleicht jemals durch die bürgerliche oder politische Vereinigung der Menschen zusammen gebracht ist. Und einen so kräftigen Einfluß hat der Grundsatz, von dem wir hier handeln, daß, obgleich diese ehrgeizige Nation in vier \* von den fünf letzten Kriegen glücklich, und nur in einem \*\* unglücklich gewesen, dieselbe doch ihre Staaten nicht sehr erweitert, noch ein ganzliches Ansehen über Europa erlangt hat. Vielmehr kann man noch immer hoffen, daß man so

\* Die Kriege, die durch den pyrenäischen, den nimwegischen, den ryswickischen und den rader Friede geendiget sind.

\*\* Der Krieg, der durch den utrechter Frieden geendiget ward.

so lange im Stande seyn wird zu widerstehen, bis die natürliche Abwechslung menschlicher Dinge, nebst unvorhergesehenen Vorfällen, uns vor einer allgemeinen Monarchie bewahren, und die Welt vor einem so großen Unglück in Sicherheit setzen werden.

In den drey letzten allgemeinen Kriegen hat Großbritannien in dem rühmlichen Kampfe an der Spitze gestanden; und noch erhält es sich bey seinem Stande, daß es der Vormund der allgemeinen Freyheit Europens, und der Schutzengel des menschlichen Geschlechts ist. Außer den Vortheilen, die es durch seine Reichthümer und durch seine Lage hat, werden seine Einwohner von einem solchen patriotischen Geiste belebt, und sehen die unschätzbare Glückseligkeit ihrer Regierung so völlig ein, daß wir hoffen, ihre Stärke und ihr Muth werden in einer so nothwendigen und gerechten Sache nie ermüden. Es scheint vielmehr, wenn wir nach dem Vergangnen urtheilen sollen, daß ihre eifrige Hitze einiger Mäßigung bedarf; und daß sie öfter durch eine löbliche Uebermaße, als durch eine tadelhafte Nachlässigkeit etwas versehen haben.

Zum ersten, es scheint, daß wir mehr von dem alten griechischen eifersüchtigen Geiste, als von einer klugen Einsicht in die neuere Staatskunst beseelt worden. Unfre Kriege mit Frankreich sind mit Gerechtigkeit, und selbst vielleicht aus Noth,  
ange-

angefangen; aber sie wurden allemal aus Halsstarrigkeit und Leidenschaft zu weit getrieben. Eben derselbe Friede, der hernach zu Ryswick im Jahre 1697 geschlossen ward, ward uns schon im Jahre 1692 angebothen; der Utrechter Friede, der 1712 geschlossen ward, hätte schon 1708 zu Gertrundenberg, auf eben so gute Bedingung, können zu Stande gebracht werden; und wir hätten zu Frankfurt im Jahre 1743 eben die Bedingungen erhalten können, die wir 1748 zu Aachen mit Freuden annahmen. Wir sehen also, daß über die Hälfte von unsern Kriegen mit Frankreich, und alle unsre öffentliche Schulden mehr unsrer unverständigen Hitze, als dem Ehrgeize unsrer Nachbarn, zuzuschreiben sind.

Zum zweyten. Wir sind so offenbar für die Gegner der französischen Macht bekannt, und so wachsam zur Vertheidigung unsrer Bundsgenossen, daß sie allemal auf unsre Macht so gut, als auf ihre eigne, rechnen; und indem sie sich Rechnung machen, den Krieg auf unsre Kosten zu führen, schlagen sie alle billige Bedingungen zum Vergleiche aus. *Habent subiectos, tanquam suos; viles, vt alienos.* Alle Welt weiß, daß die parteyische Stimme des Hauses der Gemeinen, nebst der bekannten Gesinnung der Nation, die Ursachen waren, warum die Königin von Ungarn, bey ihren vorgeschlagenen Bedingungen, so unbeweglich blieb; und daß sich aus dieser Ursache der Vergleich mit dem Könige von Preußen zer-

schlug,

schlug, wodurch die allgemeine Ruhe in Europa sogleich wieder würde hergestellt seyn.

Zum dritten. Wir sechten so getreu, daß, wenn wir uns einmal eingelassen haben, wir alle Sorge für uns selbst und unsre Nachkommen aus den Augen setzen, und nur darauf denken, unserm Feinde Abbruch zu thun. Die öffentlichen Einkünfte so tief zu verschulden, und zu versetzen, als wir in Kriegen gethan haben, worinn wir nicht die Hauptparteyen waren, ist gewiß die unglücklichste Verblendung, worinn eine Nation, die auf Staatsklugheit Anspruch macht, nur immer fallen kann. Das Hülfsmittel, öffentliche Fonds aufzurichten, wosern es ein Mittel, und nicht vielmehr ein Gift ist, muß bis zur äußersten Noth verschoben werden; und nichts, als das größte und dringendeste Uebel sollte uns bewegen, zu einem so gefährlichen Mittel Zuflucht zu nehmen.

Diese Ausschweifungen, wozu wir uns haben hinreißen lassen, sind schädlich; und werden vielleicht mit der Zeit auf eine andre Art noch weit schädlicher werden; indem sie schuld daran seyn werden, daß wir, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, auf das entgegengesetzte Ueßerste verfallen, und ganz sorgenlos und gleichgültig gegen das Schicksal Europens seyn werden. Da die Athenenser einsahen, wie viel Schaden sie sich gethan hatten, da sie sich in alle Handel mischten; so verlor dieses Volk, das vorher so unruhig und frige-

risch



risch war, und sich so gern um fremde Angelegenheiten bekümmerte, alle Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Sachen, und nahm auf keine Weise Theil an irgend einem Streite, außer daß es dem Sieger schmeichelte.

Solche ungeheure Monarchien, als die sind, worein Europa zu gerathen in Gefahr stehet, sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, der menschlichen Natur nachtheilig und schädlich, so wohl in ihrem Fortgange und Dauer \*, als auch selbst in ihrem Falle, der niemals von ihrer Gründung weit entfernt seyn kann. Der kriegerische Geist, der die Monarchie groß macht, verläßt bald den Hof, die Hauptstadt, und den Mittelpunct einer solchen Regierung; da die Kriege in einer so weiten Entfernung geführt werden, und einen so kleinen Theil des Staats angehen, oder berühren. Der alte Adel, der seinem Prinzen aus Neigung zugethan ist, lebt ganz am Hofe, und wird nie Kriegsbedienungen annehmen, die ihn in weit entlegne und barbarische Gränzen bringen würden, wo er, so wohl von seinem Vergnügen, als von seinem Glücke, entfernt ist. Die Waffen des Staats müssen also gemietheten Ausländern anvertrauet werden, die keinen Eifer, keine Neigung für den Prinzen, und

\* Wenn die römische Monarchie einigen Nutzen stiftete, so kann es bloß daher kommen, daß die Menschen vor der Stiftung derselben überhaupt in einem sehr rauhen und ungestütteren Zustande waren.

und keine Ehre haben; die bereit sind, die Waffen gegen den Prinzen zu richten, und sich zu jeden verzweifelten Rebellen zu schlagen, der ihnen Sold und Raub anbietet. Dieß ist der nothwendige Erfolg in menschlichen Dingen; so thut sich die menschliche Natur selbst in ihrer gar zu hohen Erhebung Einhalt; und so arbeitet der Ehrgeiz blindlings an dem Untergange des Eroberers, seiner Familie, und aller der Dinge, die ihm angelegen und werth sind. Die Bourbonen, die sich auf den Beystand ihres braven, getreuen und gut gesinnten Adels verlassen, würden sich ihres Vortheils, ohne Zurückhaltung und ohne alle Einschränkung bedienen. Der Adel, der durch Ruhm und Macheiferung angefeuert wird, kann die Beschwerlichkeiten und Gefahren des Krieges ertragen; aber nie würde er es sich gefallen lassen, in den Besatzungen von Ungarn und Lithauen zu schmachten, und den Staatsstreichen eines jeden Lieblings, oder der Maitresse des Prinzen aufgeopfert zu werden. Alsdenn werden die Truppen mit Croaten und Tartarn, mit Husaren und Cossaken angefüllt, die vielleicht noch mit wenigen Soldaten, aus den besten Provinzen, die ihr Glück machen wollen, untermischt sind; und das traurige Schicksal der römischen Kaiser würde aus einerley Ursachen ganz wiederholt und erneuert werden, bis endlich die Monarchie ganz verfallen würde.



Von den Auflagen.

1701



## VII.

## Von den Auflagen.

**U**nter den Leuten, die mit der Vermehrung der öffentlichen Einkünfte zu thun haben, und die in Frankreich Financiers und Maltoliers heißen, herrscht der Grundsatz: daß jede neue Auflage dem Unterthanen eine neue Fähigkeit verschaffe, sie zu ertragen, und daß jede Vermehrung der öffentlichen Lasten in gleichem Verhältnisse auch den Fleiß des Volks vermehre. Dieser Grundsatz ist von der Art, daß er sehr leicht bis auf das äußerste kann gemisbraucht werden, und ist um so viel gefährlicher, da man die Wahrheit und Richtigkeit desselben nicht ganz und gar leugnen kann; sondern gestehen muß, daß er sich auf Vernunft und Erfahrung gründe, so lange er in gewisse Gränzen eingeschränkt wird.

Wenn auf die Waaren, die das gemeine Volk verzehret, eine Taxe gelegt wird; so scheint dieß die natürliche Folge davon zu seyn, daß der Arme entweder von seiner Lebensart etwas abbricht, oder auch mehr Lohn fodert, so daß die Last der Taxe gänzlich auf den Reichen fällt. Aber es giebt noch eine dritte Folge, so die Auflagen oft nach

sich ziehen, nämlich daß die Armen fleißiger werden, mehr Arbeit thun, und eben so gut, als vorher, leben, ohne daß sie mehr für ihre Arbeit fordern. Wo die Taxen mäßig sind, wo sie nach und nach, und nicht auf die Nothwendigkeiten des Lebens gelegt werden, erfolgt diese Wirkung natürlicherweise; und es ist gewiß, daß solche Schwierigkeiten oft dazu dienen, den Fleiß eines Volks zu beleben, und dasselbe reicher und arbeitfamer zu machen, als andre Völker sind, so die größten Vortheile genießen. Als ein Beyspiel von ähnlicher Art, bemerken wir, daß die Nationen, die sich am meisten der Handlung beflissen haben, nicht allemal die größten und fruchtbarsten Länder besessen haben; sondern daß sie vielmehr viele natürliche Nachteile und Schwierigkeiten wider sich hatten. Tyrus, Athen, Carthago, Rhodus, Genua, Venedig, Holland geben hievon einen starken Beweis ab. Und in der ganzen Geschichte finden wir nicht mehr, als drey Beyspiele von großen und fruchtbaren Ländern, die viel Handlung gehabt haben, nämlich die Niederlande, England und Frankreich. Es scheint, als wenn die beyden erstern durch die Vortheile ihrer Lage an der See, und durch die Nothwendigkeit, worinn sie waren, fremde Häfen zu besuchen, um sich das zu verschaffen, was ihnen ihr Klima versagte, zur Handlung angelockt worden. Und was Frankreich anbetrifft, so ist die Handlung sehr spät in dieses Königreich gekommen, und scheint mehr die Wirkung des Nachdenkens und der Anmerkung eines sinnrei.

sinnreichen und kühnen Volks zu seyn, das die ungeheuren Reichthümer sah, die von den benachbarten Nationen, welche sich auf die Schifffahrt und Handlung legten, erworben waren.

Die Derter, von denen Cicero \* meldet, daß sie zu seiner Zeit die größte Handlung besaßen, sind Alexandrien, Colchos, Tyrus, Sydon, Andros, Cypren, Pamphilien, Lycien, Rhodus, Chios, Byzanz, Lesbos, Smyrna, Meletum, Coos. Alle diese, Alexandrien ausgenommen, waren entweder kleine Inseln, oder auch schmale Districte. Und die Stadt Alexandrien hatte ihre Handlung bloß ihrer glücklichen Lage zu verdanken.

Da man also glauben kann, daß natürliche Bedürfnisse und Nachtheile den Fleiß befördern, warum sollten auch nicht künstliche Lasten und Beschwerlichkeiten eben dieselbe Wirkung haben? William Tempel schreibt in seiner Nachricht von den Niederlanden \*\* den Fleiß der Holländer bloß der Nothwendigkeit zu, die aus ihren natürlichen Nachtheilen und Schwierigkeiten erwächst; und erläutert seinen Satz durch eine sehr in die Augen fallende Vergleichung mit Irland, „wo, wie er sagt, wegen der Größe und Fruchtbarkeit des Bodens, und wegen des Mangels an Leuten, alle Nothwendigkeiten des Lebens so wohlfeil

R 3

\* Epist. ad Attic. lib. 9. ep. 11.

\*\* cap. 6.

„wohlfeil sind, daß ein fleißiger Mann in zween  
 „Tagen so viel verdienen kann, daß er für die  
 „ganze übrige Woche genug zu leben hat: wel-  
 „ches ich für den offenbaren Grund der Faulheit  
 „halte, die man diesem Volke schuld giebt.  
 „Denn die Menschen ziehen natürlicherweise  
 „die Ruhe der Arbeit vor; und sie werden sich  
 „keine Mühe geben, wenn sie müßig leben kön-  
 „nen; ob sie gleich, wenn sie durch die Noth-  
 „wendigkeit dazu gewöhnt worden, dieselbe nicht  
 „unterlassen können; nachdem sie zu einer Gewohn-  
 „heit geworden, die ihnen zur Gesundheit und  
 „selbst zum Zeitvertreib nothwendig ist: und  
 „vielleicht ist der Wechsel von einer beständigen  
 „Ruhe zur Arbeit nicht beschwerlicher, als die  
 „Veränderung von einer beständigen Arbeit zur  
 „Ruhe und zum Müßiggange.“ Hierauf be-  
 mühet sich dieser Schriftsteller, seinen Satz durch  
 die Anführung der obgedachten Dertter zu bestä-  
 tigen, worinnen in den alten und neuern Zeiten  
 die Handlung am meisten geblühet hat; und  
 von denen man gemeiniglich finden wird, daß  
 sie so enge und eingeschränkte Districte gewe-  
 sen, daß ihren Einwohnern der Fleiß nothwen-  
 dig geworden.

Man hat allezeit angemerkt, daß in schlech-  
 ten und unfruchtbaren Jahren, wenn der öffent-  
 liche Mangel nur nicht gar zu groß gewesen, die  
 Armen mehr arbeiten, und in der That besser  
 leben,



leben, als in guten und fruchtbaren Jahren, da sie sich der Schwelgeren und dem Müßiggange ergeben. Ein angesehenner Manufacturier hat mir erzählt, daß im Jahre 1740, da das Brod und alle Lebensmittel sehr theuer waren, seine Arbeitsleute nicht nur so viel verdient, daß sie leben konnten; sondern daß sie auch so gar Schulden bezahlet hätten, so sie in den vorhergehenden Jahren, die weit besser und überflüssiger waren, gemacht hatten\*.

Dieser Lehrsatz, in Absicht auf die Auflagen, kann folglich in einem gewissen Grade angenommen werden. Aber man hüte sich ja vor dem Misbrauche. Ausnehmende Taxen unterdrücken, so wie die äußersten Nothfälle, den Fleiß ganz und gar, indem sie die Leute zur Verzweiflung bringen; und selbst, ehe sie den höchsten Grad erreichen, steigern sie den Lohn des Arbeitsmannes und Manufacturiers, und erhöhen die Preise aller Waaren. Eine aufmerksame und uneigenmäßige Regierung wird den Punct bemerken, wo der Nutzen aufhört, und der Nachtheil anfängt; aber, da der entgegengesetzte Character viel gemeiner ist, so steht zu besorgen, daß man die Auflagen in Europa so erhöhen und vervielfältigen wird, daß sie allen Fleiß und alle Kunst niederdrücken werden; obgleich die erste Vermehrung

K 4

dieselben,

\* Man sehe hiervon auch die erste Abhandlung bey dem Beschlusse.

dieselben, nebst noch einigen andern Umständen, zu dem Wachstume dieser beyden Vorthelle vielleicht etwas beytragen möchte.

Das sind die besten Taxen, die auf die Consumption oder Verzehrung gelegt werden, sonderlich solcher Waaren, die zur Ueppigkeit gehören; weil diese Taxen von dem Volke am wenigsten gefühlt werden. Sie scheinen gewissermaassen freywillige Abgaben zu seyn; indem es bey einem jeden steht, in wiefern er sich der Waare bedienen will, die mit Auflagen beschweret ist; sie werden nach und nach und unvermerkt bezahlt; und da sie mit dem natürlichen Preise der Waare vermengt werden; so werden sie kaum von dem bemerkt, der die Waare verbraucht. Der einzige Nachtheil, den sie haben, besteht darinn, daß sie viel einzufodern und zu heben kosten.

Auflagen auf liegende Gründe werden ohne Kosten eingehoben; aber sie haben sonst jeden andern Nachtheil. Indessen sind die meisten Staaten gezwungen, zu denselben die Zuflucht zu nehmen, und durch diese Auflage das einzubringen, was die andern nicht liefern wollen.

Aber die allerschädlichsten Auflagen, sind die willkührlichen. Die werden gemeiniglich so eingerichtet, daß sie Strafen des Fleißes werden; sie

sie sind auch wegen ihrer unvermeidlichen Ungleichheit weit beschwerlicher, als wegen der wirklichen Last, die sie aufbürden. Man muß sich also sehr verwundern, wenn man solche Auflagen bey einem gesitteten Volke sieht.

Ueberhaupt müssen alle Kopfsteuern, selbst wenn sie nicht willkürlich sind, wie sie doch gemeinlich zu seyn pflegen, für gefährlich gehalten werden; weil es dem Monarchen so leicht ist, immer noch ein wenig mehr zu der gefoderten Summe hinzu zu fügen, daß diese Auflagen sehr leicht ganz unerträglich werden können. Hingegen die Rechte auf die Waaren schränken sich selbst ein; und ein Prinz wird bald einsehen, daß eine Vermehrung der Imposten, keine Vermehrung seiner Einkünfte sey. Durch dergleichen Taxen also kann ein Volk nicht leicht gänzlich zu Grunde gerichtet werden.

Die Geschichtschreiber lehren uns, daß eine von den vornehmsten Ursachen von der Zerstörung des römischen Staats die Veränderung gewesen, die Constantin mit den Finanzen vornahm; indem er, anstatt der Zehnten, der Zölle und andrer Abgaben, die bisher die öffentlichen Einkünfte ausgemacht hatten, eine allgemeine Kopfsteuer einführte. Das Volk in allen Provinzen ward von den Zöllnern (Publicanis) so geschunden und unterdrückt, daß es mit Freuden unter den

siegreichen Waffen der Barbaren Schuß suchte; deren Herrschaft, weil sie nicht so viel Künste hatten, und weniger gebrauchten, sie der feinen und gekünstelten Tyranney der Römer vorzogen.

Sehr viele Leute sind der Meynung, daß alle Auflagen, sie mögen gehoben werden, auf was für eine Art sie wollen, zuletzt auf das Land fallen. Eine solche Meynung hat in Großbritannien ihren Nutzen; indem sie die Landedelleute, die die Macht, Gesetze zu geben, in Händen haben, von gar zu großen Auflagen zurück halten, und bewegen kann, für die Handlung und den Fleiß große Achtung zu behalten. Aber ich muß gestehen, daß dieser Grundsatz, ob er gleich von einem berühmten Schriftsteller herührt, so wenig Wahrscheinliches hat, daß ihn niemand würde angenommen haben, wenn es ihm das Ansehen des Urhebers nicht glaublich gemacht hätte. Gewiß, ein jeder will die Last der Taxen, die aufgelegt werden, von sich auf andre wälzen; aber da ein jeder eben diese Neigung hat, und auf seiner Hut gegen dieses Unternehmen ist; so kann man von keiner Classe der Unterthanen sagen, daß sie in diesem Streite die Oberhand haben. Und warum der Landjunker alles bezahlen, und nicht im Stande seyn sollte, sich eben so gut, als die andern, zu vertheidigen, das kann ich nicht begreifen. Alle Handelsleute würden ihn zwar gern anfallen, und ihn

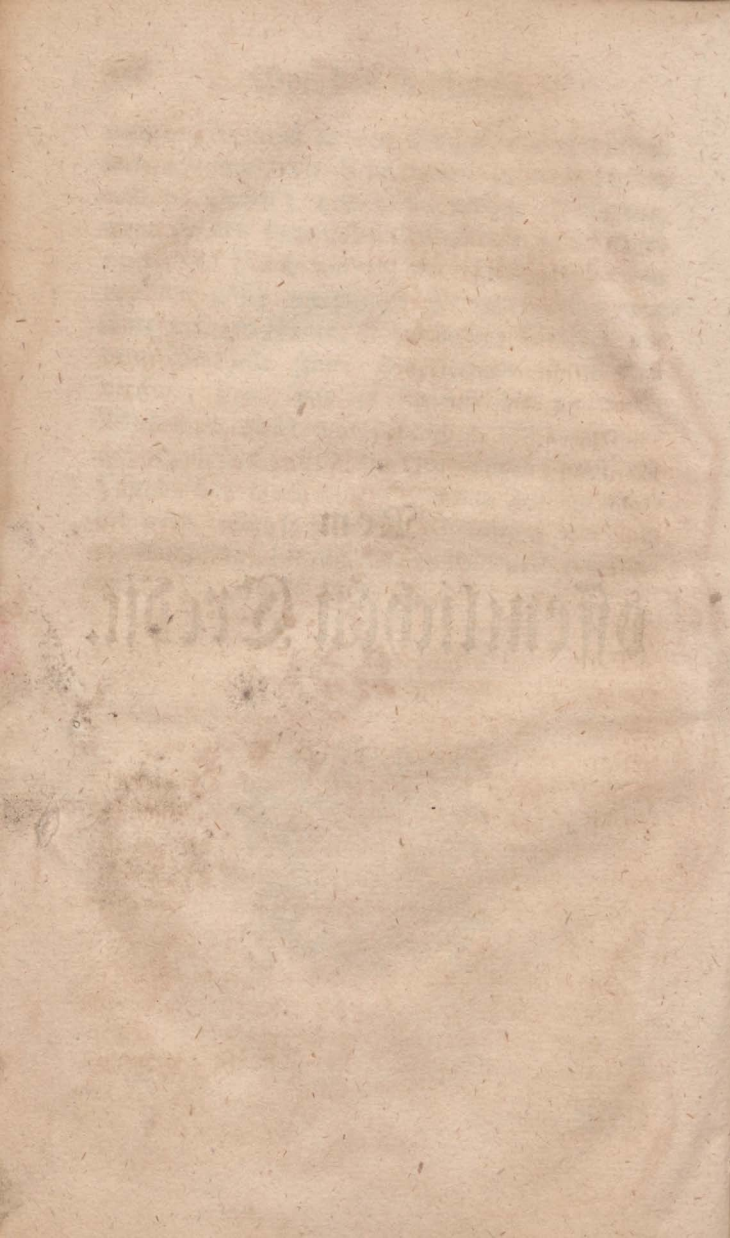
ihn unter sich theilen, wenn es ihnen möglich wäre: Aber dazu haben sie immer Lust, wenn auch keine Auflagen gehoben würden. Und eben die Mittel, durch die er sich vor den Auflagen und dem Schinden der Kaufleute in Acht nimmt, ehe Taxen aufgelegt werden, müssen ihm auch nachgehends dienen, und einen Theil der Last den Kaufleuten auflegen.

Ich will zum Beschlusse noch anmerken, daß wir, in Absicht auf die Auflagen, ein Beispiel von dem haben, was gemeiniglich bey politischen Einrichtungen zu geschehen pflegt; daß nämlich die Folgen der Dinge demjenigen gerade entgegen gesetzt sind, was man im Anfange vermuthen sollte. Man sieht es als einen Hauptgrundsatz der türkischen Regierung an, daß der Großherr, ob er gleich unumschränkter Herr von dem Leben und den Gütern eines jeden Unterthanen ist, dennoch nicht die Macht hat, eine neue Taxe aufzulegen; und alle ottomannische Prinzen, die dieses haben versuchen wollen, sind entweder gezwungen worden, davon abzustehen, oder haben auch die unglückliche Folge ihrer Halsstarrigkeit erfahren. Man sollte denken, daß dieses Vorurtheil, oder einmal festgesetzte Meynung, das stärkste Bollwerk wider die Unterdrückung sey; und dennoch ist es gewiß, daß die Wirkung ganz anders ausfällt. Da der Sultan kein gesetzmäßiges Mittel hat, seine Einkünfte zu vermehren,

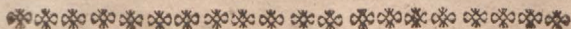
mehren, so muß er den Vassen und Statthaltern erlauben, die Unterthanen zu unterdrücken, und zu plagen; und diesen nimmt er alsdenn, wenn sie von ihrer Statthalterschaft zurück kommen, den Raub wieder ab. Hingegen, wenn er, wie unsre europäische Prinzen, eine neue Taxe auflegen könnte; so würde sein Vortheil mit dem Vortheile seiner Unterthanen in so fern vereinigt seyn, das er sogleich die schlimmen Wirkungen dieser unordentlichen Gelderpressungen empfinden, und einsehen würde, daß ein Pfund, das durch eine allgemeine Auflage gehoben wird, nicht so schädliche Wirkungen habe, als ein Schilling, der auf eine willkührliche und ungleiche Art geraubt wird.



Vom  
öffentlichen Credit.







## VIII.

## Vom öffentlichen Credit.

**E**s scheint die gemeine Gewohnheit des Alterthums gewesen zu seyn, in Friedenszeiten die Kriegsbedürfnisse, und den dazu gehörigen Borrath, zum Voraus anzuschaffen, und Schätze zu sammeln, um dieselben entweder zur Eroberung, oder auch zur Bertheidigung anzuwenden, ohne sich in unruhigen und verwirrten Zeiten auf außerordentliche Auflagen, und noch weniger auf das Borgen zu verlassen. Außer den obgedachten ungeheuern Summen \*, so von den Athenisern, von den Ptolomäern, und andern Nachfolgern des Alexanders aufgelegt wurden, berichtet uns Plato \*\*, daß die sparsamen Lacedämonier gleichfalls einen großen Schatz gesammelt hatten, und Arrian \*\*\* und Plutarch † gedenken der Reichthümer, die Alexander bey

der

\* Siehe die fünfte Abhandlung.

\*\* Alcib. 1.

\*\*\* lib. 3.

† Plutarch. in vita Alex. Er rechnet diese Schätze auf achtzig tausend Talente, oder ohngefähr funfzehn Millionen Esterlinge. *Qu. Curtius* (lib. 5. c. 2.) sagt, daß Alexander in Susa über funfzig tausend Talente gefunden.

der Eroberung von Susa und Ecbatana erbeutete, die zum Theil noch von Cyrus Zeiten aufgehoben waren. Wenn ich mich recht erinnere, so erwähnt auch die Schrift der Schätze des Hiskias und anderer jüdischen Prinzen, so wie die Profanscribenten die Schätze der Könige von Macedonien, des Philippus und Perseus anführen. Die alten gallischen Republiken bewahrten gemeiniglich große Summen auf \*. Ein jeder weis, was für eines Schatzes sich Cäsar in Rom, während der bürgerlichen Kriege, bemächtigte; und wir finden nach der Zeit, daß die weisen Kaiser, Augustus, Tiberius, Vespasian, Severus u. s. w. allezeit die kluge Vorsicht anwandten, große Summen auf den Nothfall aufzusparen.

Hingegen ist in den neuern Zeiten der sehr allgemein gewordne Gebrauch eingeführt, die öffentlichen Einkünfte zu versetzen, und es der Nachkommenschaft zu überlassen, in Friedenszeiten die Schulden zu bezahlen, die in dem vorhergehenden Kriege gemacht sind; und die Nachkommen, die ein so gutes Beyspiel ihrer weisen Väter vor Augen haben, setzen auf ihre Nachkommenschaft eben diese kluge Zuversicht, die endlich mehr aus Noth, als aus freyer Wahl, gezwungen ist, eben dieses Zutrauen auf eine neue Nachkommenschaft zu setzen. Aber um keine Zeit mit diesem Tadel einer Gewohnheit zu verlieren, der schon für sich verderblich scheint, ohne daß es nöthig ist, es  
erst

\* Strabo lib. 4.

erst durch viele unleugbare Beweise darzuthun, will ich nur sagen, daß es mir sehr wahrscheinlich ist, daß die alten Grundsätze in dieser Absicht viel klüger, als die neuern gewesen sind; selbst wenn auch die letztern in vernünftige Gränzen wären eingeschränkt worden, oder auch jemals mit einer solchen Sparsamkeit wären begleitet gewesen, daß man in Friedenszeiten die Schulden abgetragen hätte, wovon man durch einen kostbaren Krieg gerathen. Denn, warum sollte der Fall bey dem gemeinen Wesen, und einem Privatmanne, so sehr verschieden seyn, daß sich beyde nach so verschiedenen Grundsätzen verhalten müßten? Wenn die Capitalien des erstern größer sind, so sind auch die nothwendigen Ausgaben desselben nach Maaßgebung weit ansehnlicher; wenn der Staat mehr Quellen hat, so sind sie doch nicht unendlich; und da er zu einer längern Dauer bestimmt ist, als das Leben einer einzelnen Person, oder die Dauer einer Familie, so sollte er ja weit aussehende, dauerhafte, und solche Grundsätze annehmen, die sich zu seiner Bestimmung schicken. Sich auf ohngefähre Zufälle und solche Mittel, die nur auf eine Zeitlang Dienste thun, zu verlassen, ist eine Sache, wozu uns die Nothwendigkeit menschlicher Sachen oft zwingt; aber diejenigen, die sich freywillig auf solche Hülfsmittel verlassen, die müßten nicht die Nothwendigkeit, sondern ihre eigne Thorheit anklagen, wenn ihnen ein Unfall begegnet.

Wenn der vielfältige Misbrauch der Schätze gefährlich ist, indem sie den Staat zu unvorsichtigen Unternehmungen verleiten, oder schuld daran sind, daß er, aus Zutrauen auf seine Reichthümer, seine Kriegszucht verabsäumt; so sind dagegen die Misbräuche des Verpfändens der öffentlichen Einkünfte weit gewisser und unvermeidlicher; und dahin gehören die Armuth, das Unvermögen, und die Unterwerfung unter fremde Mächte.

Nach dem neuern Gebrauche wird der Krieg von allen verderblichen Umständen begleitet: nämlich von dem Verlust der Menschen; der Vermehrung der Auflagen; der Abnahme der Handlung; der Verschwendung des Geldes und dem Plündern zur See und zu Lande. Nach dem alten Grundsatz diente die Eröffnung der öffentlichen Schätze, indem dieselbe einen ungewöhnlichen Ueberfluß an Gold und Silber verursachte, auf eine Zeitlang zu einem Antriebe und Aufmunterung zum Fleiße, und ersetzte einigermaßen das unvermeidliche Ungemach des Krieges.

Was sollen wir also zu dem neuen paradoxen Satze sagen, daß öffentliche Schulden an und für sich selbst vortheilhaft sind, wenn auch die Nothwendigkeit, sie zu machen, nicht in Betrachtung gezogen wird; und daß ein Staat selbst, wenn er nicht von einem auswärtigen Feinde in die Enge getrieben würde, kein weiseres Mittel, die Handlung und die Reichthümer zu vermehren, ersinnen konnte,

konnte, als Fonds, Schulden und Auflagen, ohne Einschränkung zu machen? Natürlicherweise würde man dergleichen Sätze und Reden zur Uebung des Wises unter den Wohlrednern, gleich den Lobreden auf die Thorheit, auf das Fieber, auf den Nero und den Busiris, gehalten haben; wenn wir nicht gesehen hätten, daß diese unge reimte Grundsätze von großen Ministern und einer ganzen Partey unter uns behauptet worden. Und obgleich diese verwirrende Gründe (denn sie verdienen nicht, scheinbar genannt zu werden) den Lord Oxford zu seinen Ausspruch nicht bewegen konnten; denn dazu hatte er zu viel Verstand; so dienten sie doch, wenigstens, seinen Anhängern zur Vertheidigung und Beschönigung, und verwirrten Verstande der Nation.

Laßt uns die Folgen der öffentlichen Schulden so wohl in unsrer einheimischen Regierung, vermöge ihres Einflusses in die Handlung und den Fleiß, als auch in unsern auswärtigen Angelegenheiten und Geschäften, vermöge ihres Einflusses in die Kriege und Unterhandlungen, untersuchen.

Es giebt ein gewisses Wort, das hier in aller Munde ist, und das, wie ich finde, auch auswärts bekannt geworden, und von fremden Schriftstellern \* angenommen, und häufig gebraucht wird; dieses Wort heißt *Circulation*: Fragt man nach

\* Melon, Du Tot, Law, in den Schriften, so in Frankreich herausgekommen sind.

der Ursache eines Dinges, so wird dieses Wort als der Grund desselben angegeben; und ob ich gleich bekenne, daß ich die Bedeutung desselben in der gegenwärtigen Materie schon von meinen Schuljahren gesucht und nachgeforscht habe, so habe ich sie doch nie entdecken können. Was kann die Nation für Vortheil von dem leichten Transport des Geldes aus einer Hand in die andre ziehen? oder kann man die Circulation, oder den Umlauf andrer Waaren, mit der Circulation der Exchequernoten und der Actien der indianischen Compagnie, in ihren Wirkungen vergleichen? Wo ein Manufacturier seine Waaren an den Kaufmann, der Kaufmann an den Krämer, und der Krämer an seine Kundleute, bald und geschwinde verkaufen kann; da wird der Fleiß belebt, und der Manufacturier und alle seine Handelsleute werden vom neuen aufgemuntert und angetrieben, mehrere und bessere Waaren von eben der Art zu liefern. In diesem Falle ist ein Stillstand immer schädlich, er mag sich eräugen, wo er will; weil derselbe zurück wirket, und der fleißigen Hand, in Hervorbringung der Dinge, die dem menschlichen Leben nützlich sind, Einhalt thut, und sie träge macht. Aber was für Producte wir der Change Alley zu danken haben, oder welchen Absatz sie auch nur befördert, außer dem Absatze von Caffee, Federn, Dinte und Papier, habe ich bisher noch nicht erfahren können. Und niemand darf den Verlust oder den Verfall von irgend einer vortheilhaften Handlung oder Waare befürchten, wenn

wenn auch dieser Ort mit allen seinen Einwohnern auf ewig in die See begraben würde.

Aber, obgleich dieses Wort noch nie von denen erklärt worden, die so sehr auf die Vortheile einer Circulation bestehen; so scheint doch ein ähnlicher Vortheil aus unsern öffentlichen Schulden zu fließen. Und in der That, welches menschliche Uebel ist nicht von einigen Vortheilen begleitet? Laßt uns diesen Vortheil aus einander setzen, damit wir seinen Werth bestimmen lernen.

Die öffentlichen Hypotheken sind bey uns eine Art von Geld geworden, und gelten eben so viel um den gangbaren Preis, als Gold und Silber. Wenn sich nur irgend eine Gelegenheit zu einer vortheilhaften Unternehmung zeigt, so fehlt es nie an Händen, dieselbe zu ergreifen; es darf auch kein Kaufmann, der Summen in den öffentlichen Fonds hat, sich ein Bedenken daraus machen, die weitläufigste Handlung zu unternehmen; indem er Capitalien besitzt, wodurch er alle Summen und Forderungen bestreiten kann, so bald sie an ihn gethan werden. Kein Kaufmann hält es für nothwendig eine große Casse im Hause zu haben. Durch die Bank, oder die Actien der indianischen Compagnie, vornehmlich durch die letztern, kann er eben das ausrichten; weil er damit schalten, und die Actienzettel in einer Viertelstunde bey einem Banquier zu Gelde machen kann; und zu gleicher Zeit sind diese Verschreibungen oder Ban-

cozeddel nicht müßig, selbst wenn sie in seinem Comtoir liegen, sondern bringen ihm ein beständiges Einkommen ein. Kurz, unsre Nationalschulden verschaffen unsern Kaufleuten eine Art von Geld, das sich beständig in ihren Händen vermehret, und außer dem Gewinn bey der Handlung, noch sichere Einkünfte einbringt. Hierdurch werden sie in den Stand gesetzt, um geringern Gewinn zu handeln. Der geringe Gewinn des Kaufmanns macht die Waaren wohlfeiler; verursacht einen größern Absatz; belebt den Fleiß des gemeinen Mannes, und befördert die Ausbreitung der Künste und des Fleißes durch den ganzen Staat.

Man bemerkt auch in England sowohl, als in allen andern Staaten, die Handlung und öffentliche Schulden haben, eine Art von Leuten, die halb Kaufleute, und halb Rentenirer sind, und von denen man glauben muß, daß sie gern um geringen Gewinn handeln; weil die Handlung nicht die vornehmste oder einzige Quelle ihrer Einkünfte ist, und weil ihre Einkünfte aus den öffentlichen Fonds ein sicherer Unterhalt für sie und ihre Familie sind. Hätten wir keine Fonds, so würden große Kaufleute einen Theil ihres Gewinnes auf keine andre Art in Sicherheit bringen, oder anlegen können, als durch den Ankauf von Ländereyen; und die Ländereyen haben viele Nachtheile, wenn man sie mit den Fonds vergleicht. Da sie mehr Sorge und Aufsicht erfordern, so theilen sie die Zeit und die Aufmerksamkeit des Kaufmanns; wenn sich



sich eine reizende Gelegenheit, oder eine außerordentliche Conjunctur, in der Handlung zeigt, so können sie nicht so leicht in Geld verwandelt werden; und da die Ländereyen sowohl durch die vielen natürlichen Vergnügungen des Landlebens, als auch durch das Ansehen, so sie verschaffen, zu anzüglich sind, so würden sie bald die Bürger in Landjunker verwandeln. Man kann also annehmen, daß, wo öffentliche Schulden sind, mehr Leute mit größern Capitalien und Einkünften bey der Handlung bleiben werden; und man muß gestehen, daß dieses der Handlung überhaupt vortheilhaft ist, indem dadurch der Gewinn der Handlung verringert, die Circulation der Waaren befördert, und der Fleiß aufgemuntert wird\*.

Aber laßt uns diesen zween letzten Vortheilten, die vielleicht von keiner so großen Wichtigkeit sind, die vielfältigen Nachtheile entgegen setzen, die in der ganzen innern Deconomie des Staats mit den öffentlichen Schulden verknüpft sind: man wird alsdenn finden, daß das Gute und Böse, so dar-

§ 4

aus

\* Ohne den Faden der Materie zu unterbrechen, will ich bloß bemerken, daß die Bervielfältigung unsrer öffentlichen Schulden vielmehr dazu dienet, die Zinsen herunter zu setzen, und daß die Regierung um desto wohlfeiler borgen kann, je mehr sie borgt; ob man gleich dem ersten Anscheine und der gemeinen Meynung nach, das Gegentheil vermuthen sollte. Der Gewinn der Handlung hat einen Einfluß auf die Zinsen. Siehe Abh. IV.

aus entspringt, gar nicht mit einander könne verglichen werden.

**Erstlich:** es ist gewiß, daß die Nationalschulden eine große Menge von Leuten und Reichthümern in die Hauptstadt ziehen, und zwar wegen der großen Summen, die in den Provinzen zur Abtragung der Zinsen dieser Schulden gehoben werden; und vielleicht geschieht es auch durch die obgedachten Vortheile bey der Handlung, so die öffentlichen Schulden den Kaufleuten in der Hauptstadt vor denen verschaffen, die sich in den übrigen Theilen des Königreichs aufhalten. Hier fragt es sich, ob es der Vortheil des Staats ist, daß London so viele Vorrechte und Vorzüge bekommt, das bereits zu einer so ungeheuren Größe gediehen ist, und sich noch stets zu vergrößern scheint. Einige Leute sind wegen der Folgen besorgt. Was mich anbetrifft, so kann ich nicht anders denken, als daß diese Stadt, die freylich ein zu großer Kopf für den Körper ist, dennoch eine so glückliche Lage hat, daß ihre ausnehmende Größe weniger Nachtheil und Schaden verursacht, als in einem andern größern Königreiche eine kleinere Hauptstadt veranlassen würde. Es ist ein größerer Unterschied zwischen den Preisen der Lebensmittel in Paris und Languedoc, als zwischen den Preisen derselben in London und Yorkshire.

**Zweytens:** da die öffentlichen Fonds eine Art von Papiercredit sind, so haben sie auch alle die

die Nachtheile, die mit dieser Art des Geldes verbunden sind. Sie verbannen das Gold und Silber aus der beträchtlichsten Handlung des Staats, und schränken dasselbe bloß auf die gemeine Circulation ein; und auf diese Art machen sie alle Lebensmittel und Arbeit theurer, als sie sonst seyn würden.

Zum dritten: die Auflagen, die gehoben werden, um die Zinsen dieser Schulden zu bezahlen, thun dem Fleiße Einhalt, erhöhen die Preise der Arbeit, und drücken die Armen nieder.

Zum vierten: da die Fremden einen Theil von unsern Nationalfonds besitzen, so machen sie sich den Staat gewissermaßen zinsbar, und können mit der Zeit verursachen, daß wir unsern Ueberfluß an Leuten, und unsern Fleiß verlieren.

Zum fünften: da der größte Theil der öffentlichen Fonds in den Händen müßiger Leute sind, die von ihren Einkünften leben, so befördern unsre Fonds die müßige und träge Lebensart ungemein.

Aber obgleich der Nachtheil, der der Handlung und dem Fleiße aus unsern öffentlichen Fonds erwächst, im Ganzen betrachtet, sehr beträchtlich scheinen wird, so ist er doch nur geringe, wenn man ihn mit dem Schaden vergleicht, der daraus für den Staat, als einen politischen Körper betrachtet, entspringet. Der sich in der Gesellschaft

der Nation erhalten, und in Friedens- und Kriegszeiten verschiedene Unterhandlungen und Handel mit andern Nationen auszumachen hat. Hier ist das Uebel allein und unvermischt; indem es durch keinen Vortheil ersetzt wird; und es ist zugleich ein Uebel von der höchsten und wichtigsten Art.

Man hat uns in der That sagen wollen, daß der Staat wegen seiner Schulden nicht schwächer sey; indem wir sie größtentheils unter uns selbst aufgenommen haben; und weil sie dem einen eben so viel Eigenthum verschaffen, als sie dem andern nehmen. Es ist eben so, sagt man, als wenn man das Geld aus der rechten in die linke Hand nimmt, wodurch die Person, die es hat, weder reicher noch ärmer wird. Solche lose Schlüsse und scheinbare Vergleichenungen können immer gelten, so lange man nicht nach gewissen Grundsätzen schließt. Ich frage, ist es der Natur der Sache nach möglich, eine Nation mit Auflagen zu überladen, selbst alsdenn, wenn sich der Monarch unter derselben aufhält? Schon der Zweifel scheint unvernünftig zu seyn; da in jedem Staate ein gewisses Verhältniß zwischen dem müßigen und dem arbeitsamen Theile desselben muß beobachtet werden. Aber wenn nun alle unsre Auflagen schon verpfändet sind, müssen wir alsdenn nicht neue erfinden? und kann diese Sache nicht zu einer Länge und Ausschweifung getrieben werden, die schädlich und verderblich ist?

Bei einem jeden Volke giebt es immer gewisse Mittel, Geld zu heben, die leichter sind, als andre, und die sich zu der Lebensart des Volks, und den Waaren, die es braucht, schicken. In Großbritannien bringt die Accise auf das Malz und Bier sehr viel ein; weil das Mälzen und Brauen sehr beschwerlich und weiltläufig ist, und unmöglich verborgen bleiben kann; und zugleich sind diese beyden Waaren zum Lebensunterhalte nicht so unumgänglich nothwendig, daß die Armen bey der Bertheuerung derselben sehr viel leiden sollten. Wie schwer hält es, neue Auflagen auszufinden, da diese alle verpfändet sind? Wie sehr müssen dieselben die Armen drücken und zu Grunde richten!

Die Rechte auf die Consumtion der Waaren, sind viel gleicher und leichter, als Vermögensteuern. Wie viel verliert der Staat dabey, daß die erstern alle erschöpft sind, und daß wir zu der beschwerlichen Art, Taxen einzuhoben, Zuflucht nehmen müssen!

Wenn alle Eigener des Landes nichts als Bewalter oder Pächter des Staats wären, würden sie alsdenn nicht gezwungen seyn, alle die Künste der Unterdrückung anzuwenden, die von den Bewaltern ausgeübt werden, wenn die Abwesenheit und Nachlässigkeit des Eigenthümers sie vor der Untersuchung und Ahndung in Sicherheit sezet?

Man wird schwerlich behaupten, daß man den Nationalschulden niemals Gränzen setzen müsse; und daß der Staat nicht schwächer, als ihund seyn würde, wenn zwölf oder funfzehn Schillinge in jedem Pfund Sterling, die Landtaxe, nebst allen andern Zöllen und Abgaben verpfändet wäre. Es ist also in diesem Falle von etwas mehrern, als von dem bloßen Uebertrage des Eigenthums aus einer Hand in die andere, die Rede. In funfhundert Jahren werden die Nachkommen dererjenigen, die ihund in der Kutsche fahren, und dererjenigen, die auf dem Bocke sitzen, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Plätze mit einander verwechselt haben, ohne daß der Staat durch diese Veränderung etwas sollte gelitten haben.

Ich muß gestehen, es hat sich durch die lange Gewohnheit eine wunderliche Gleichgültigkeit gegen die öffentlichen Schulden in alle Classen der Einwohner eingeschlichen, die derjenigen Gleichgültigkeit nicht ungleich ist, worüber sich die Geistlichen, in Absicht auf ihre Lehre, so sehr beklagen. Wir bekennen alle, daß selbst die feurigste Einbildungskraft nicht hoffen könne, daß entweder das ihige, oder irgend ein künftiges Ministerium, eine so genaue und strenge Sparsamkeit beobachten wird, als erfordert wird, wenn wir einen beträchtlichen Fortgang in der Bezahlung unsrer Schulden machen wollen, oder daß der Zustand der auswärtigen Angelegenheiten der Regierung auf eine lange Zeit so viel Muße und Ruhe verstatten werde, als zu einem

einem solchen Unternehmen erfordert wird \*. Was wird denn aus uns werden? Wenn wir auch noch so gute Christen wären, und uns in den Willen der Vorsehung faßten; so wäre dieses doch, meiner Meynung nach, noch immer eine sehr merkwürdige Frage, wenn man sie auch nur bloß als eine Frage zum Nachdenken betrachtet; und ich glaube, daß es nicht ganz unmöglich ist, eine mutmaßliche Auflösung oder Beantwortung derselben zu geben. Die Begebenheiten, worauf es hiebey ankommt, werden wenig von dem Ohngefähr der Schlachten, der Unterhandlungen, der Intriquen, und

\* Zur Zeit des Friedens und der Sicherheit, wenn es allen möglich ist, Schulden zu bezahlen, wollen die Leute, deren Vermögen im baaren Gelde besteht, sich nicht zum Theil bezahlen lassen, weil sie nicht wissen, wie sie das Geld vortheilhaft anlegen sollen; und die Leute, deren Vermögen in Ländereyen besteht, wollen nicht gern fortfahren, die Taxen zu bezahlen, die zu dieser Absicht erfordert werden. Warum sollte also ein Minister auf Maasregeln bestehen, die allen Parteyen so zuwider sind? Es müßte bloß der Nachkommenschaft wegen geschehen, die er nie sehen wird, oder einigen wenigen nachdenkenden Personen zu gefallen, deren vereinigt Ansehen ihn vielleicht nicht des kleinsten Dorfes in England versichern kann. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir jemals einen Minister haben werden, der ein so schlechter Staatsmann sey. Was dergleichen kleine und schädliche politische Maximen anbetrifft, so sind alle Minister zur Genüge darinn erfahren.

und der Parteyen abhängen. Es scheint ein natürlicher Fortgang der Dinge zu seyn, der unsern Schlüssen zu einem Leitfaden dienen kann. So wie es nur einen mäßigen Antheil von Klugheit erforderte, damals, wie zuerst der Gebrauch die öffentlichen Einkünfte zu verpfänden, eingeführt ward, aus der Natur der Menschen und der Minister vorher zu sehen, daß die Dinge nothwendig so weit gerathen würden; so wird es auch ihund, da die Sachen den Grad erreicht haben, nicht schwer seyn, die Folgen vorher zu sagen. In der That muß eines von beyden erfolgen, entweder muß die Nation den öffentlichen Credit aufheben, und zu Grunde richten, oder der öffentliche Credit wird die Nation zu Grunde richten. Es ist unmöglich, daß beyde nach der Art, wie man sowohl unter uns, als unter andern Nationen, damit umgegangen, mit einander bestehen können.

Wir haben in der That einen Entwurf zur Bezahlung der Nationalschulden gehabt, den ein vortrefflicher Bürger, der Herr Hutchinsohn vor dreyßig Jahren in Vorschlag brachte, und der von einigen verständigen Leuten sehr gebilligt ward; allein, es hatte nicht das Ansehen, daß er jemals könnte ausgeführt werden. Er behauptete, daß man sich fälschlich einbilde, daß der Staat Schulden habe; sondern eine jede einzelne Person sey einen proportionirten Theil dieser Summe schuldig; und bezahle in ihren Abgaben einen proportionirten Theil



Theil der Zinsen, außer den Kosten, die zur Hebung derselben erfordert werden. Thäten wir also nicht besser, sagt er, wenn wir eine proportionirte Vertheilung der Schulden unter uns machten, und daß jeder von uns, nach Maaßgebung seines Vermögens, eine Summe bestrüge, und wenn wir auf diese Art mit einmal alle unsre Fonds und öffentlichen Hypotheken einlöseten. Es scheint, als wenn er nicht bedacht hat, daß die arbeitsamen Armen durch ihre jährliche Consumtion einen beträchtlichen Theil der Auslagen bezahlen, ob sie gleich nicht im Stande sind, auf einmal den erforderlichen proportionirten Theil herzuschießen. Nicht zu gedenken, daß das Vermögen, so im baaren Gelde und Handlungscapitalien bestehet, leicht verborgen und verhöht werden kann; und daß das sichtbare Vermögen von Ländereyen und Häusern zulezt für alles stehen müßte. Hieraus würde eine Ungleichheit und Unterdrückung erfolgen, wozu sich niemand bequemen würde. Aber, obgleich dieser Vorschlag wohl nie statt finden wird; so ist es doch nicht ganz unwahrscheinlich, daß nicht alsdenn, wenn die Nation recht sehr krank an ihren Schulden darniederliegen, und gewaltig dadurch wird gedrückt werden, ein kühner Projectmacher sich mit einigen phantastischen Entwürfen, zur Bezahlung derselben, hervorwagen sollte. Und da der öffentliche Credit durch diese Mittel ein wenig schwächlich werden wird; so wird der geringste Stoß ihn ganz vernichten, wie es in Frankreich

gegan-

gegangen ist, und alsdenn wird derselbe durch das Versehen des Arztes sterben \*.

Aber es ist wahrscheinlicher, daß der Verfall des Nationalcredits die natürliche Folge von Kriegen, Niederlagen, und öffentlichen Unglücksfällen, oder vielleicht gar die Wirkung der Siege und der Eroberungen seyn wird. Ich muß es gestehen, wenn ich Prinzen und Staaten mitten unter ihren Schulden, Fonds und versehten Einkünften

- \* Einige benachbarte Staaten bedienen sich eines leichten Mittels, ihre öffentliche Schulden zu vermindern. Die Franzosen haben die Gewohnheit, so die Römer vormals hatten, daß sie das Geld vermehren; und dazu ist die Nation so sehr gewöhnt, daß der öffentliche Credit nichts darunter leidet, ob es gleich in der That nichts anders ist, als wenn durch ein Edict auf einmal so viel von den Schulden aufgehoben wird. Die Holländer setzen, ohne die Einwilligung der Gläubiger, die Zinsen herunter; oder welches einerley ist, sie taxiren die Fonds willkürlich sowohl, als andere Güter. Könnten wir uns eines von diesen beyden Mitteln bedienen, so würden wir nie von den öffentlichen Schulden gedrückt werden; und es ist nicht unmöglich, daß man nicht eines derselben, oder sonst ein andres Mittel, auf gut Glück versuchen sollte, wenn unsre Schulden und Beschwerden zu hoch anwachsen werden. Aber hier zu Lande denken die Leute, was ihrem Vortheil anbelangt, gar zu richtig, als daß ein solcher Kunstgriff jemanden betriegen sollte; und der öffentliche Credit würde vermuthlich, nach einem so gefährlichen Versuche, auf einmal fallen.

ten streiten und fechten sehe, so kömmt es mir eben so vor, als wenn sich ein paar Leute in einem Laden von chinesischen Porcellain mit Prügeln herum schlagen. Wie kann man erwarten, daß Prinzen eine Art von Eigenthum schonen werden, die ihnen und dem Staat schädlich, da sie mit dem Leben und den Gütern der Menschen, die beyden so nützlich sind, so wenig Mitleiden haben? Man lasse die Zeit kommen (und sie wird gewiß kommen) wenn die neuen Fonds, die zur Bestreitung der Bedürfnisse des Jahrs aufgerichtet sind, nicht mehr bewilligt werden, und das Geld, worauf man gerechnet hat nicht mehr liefern kann. Man nehme an, daß entweder die Casse der Nation erschöpft ist, oder daß unser Credit, der bisher so groß gewesen, anfängt uns zu mangeln. Man nehme an, daß die Nation in dieser Noth mit einem Ueberfall bedrohet wird; daß eine Rebellion befürchtet wird, oder bereits ausgebrochen ist; daß eine Flotte, wegen Mangel der Bezahlung, mit Lebensmitteln und dem übrigen Borrath nicht kann ausgerüstet werden; oder daß man nicht einmal fremde Hülfe erhalten kann. Was muß ein Prinz, oder ein Minister in dieser Noth anfangen? Dem Recht der Selbsterhaltung kann kein Mensch, noch vielweniger ein ganzer Staat entsagen; und unsere Staatsleute müßten alsdenn noch thörichter seyn, als die gewesen sind, die zuerst Schulden gemacht haben; oder was noch mehr ist, sie müssen noch thörichter seyn, als diejenigen, die dem Staat getrauet haben, oder noch fortfahren dem-

selben zu trauen; wenn sie die Mittel der Erhaltung in Händen haben, und sich derselben nicht bedienen. Die Fonds, die aufgerichtet und versetzt sind, werden alsdenn ein großes jährliches Einkommen bringen, das zur Vertheidigung und Sicherheit der Nation zureichend ist; es wird vielleicht in der Erchequer Geld zur Abtragung der vierteljährigen Zinsen bereit liegen. Die Noth ruft; die Furcht treibt; die Vernunft ermahnt; nur das Mitleiden schreyet dagegen: man wird sich des Geldes so gleich zu dem dringenden Gebrauch versichern, und zwar mit den heiligsten Betheurungen, es alsobald wieder zu erstatten. Aber weiter wird nichts erfordert. Der ganze Bau, der bereits wanket, stürzt ein, und begräbt Tausende unter seinen Ruinen. Und dieß kann man, wie mir deucht, den natürlichen Tod des öffentlichen Credits nennen; denn diesem Zeitpunkt nähert sich derselbe eben so natürlich, als ein thierischer Körper sich seiner Auflösung und Vernichtung nähert \*.

Die

- \* So leicht, und so sehr läßt sich der größte Theil der Menschen betriegen, daß, ungeachtet des gewaltigen Stoßes, den der öffentliche Credit durch einen freywilligen Bankerot in England leiden würde, sich derselbe doch in kurzer Zeit in eben so blühenden Umständen wieder befinden würde, als er jemals gewesen. Der istregierende König von Frankreich, borgte in dem letzten Kriege für geringere Zinsen Geld, als sein Uelternater jemals gethan hat, und die eben so niedrig waren, als die, so das Großbrittannische Parlament

Diese zween Zufälle, die wir oben vorausgesetzt haben, sind unglücklich und schädlich; aber doch nicht die schädlichsten. Tausende werden alsdenn der Sicherheit von Millionen aufgeopfert.

M 2

Aber

ment bezahlet, wenn man den Zustand der Zinsen in beyden Königreichen mit einander vergleicht. Und obgleich die Menschen sich mehr nach dem richten, was sie gesehen haben, als nachdem was sie vorher sehen, wenn sie es auch mit der größten Gewißheit vorher sehen; so haben doch Verheißungen, Bethuerungen, ein guter Anschein und die Reizung des gegenwärtigen Vortheils, einen so mächtigen Einfluß, daß wenige denselben widerstehen können. Die Menschen lassen sich zu allen Zeiten durch einerley Lockspeisen fangen: eben dieselben Kunstgriffe und Streiche, die schon so oft gespielt sind, berücken sie noch beständig. Der höchste Grad des patriotischen Geistes und der Einschmeichlung in die Gunst des Volks sind noch immer die gebahnte Straße zur Macht und Tyranny; die Schmeicheleyen zur Verräthey; stehende Kriegsheere zur willkührlichen Gewalt; und die Ehre Gottes zu dem zeitlichen Vortheil der Geistlichkeit. Die Furcht, daß der Credit auf ewig falschen würde, ist, wenn man auch zugiebt, daß es ein Uebel ist, dennoch nur ein unnöthiges Schreckbild. Ein kluger Mann wird in der That dem Staat, so gleich, nachdem er sich von seinen Schulden losgemacht hat, lieber Summen vorschießen, als igund; in sofern nämlich ein reicher Betrüger, selbst wenn man ihn auch nicht zur Bezahlung zwingen kann, als Schuldner, einem ehrlichen Bankerotirer vorzuziehen ist: denn der erstere kann es für den Vortheil seiner Geschäfte für zuträglich halten, seine Schulden zu bezahlen,

Aber wir sind nicht auffer aller Gefahr, daß nicht der widrige Erfolg statt habe, und daß mit Millionen der kurzen Wohlfahrt von Tausenden, auf ewig aufgeopfert werden \*. Unfre demokratische Regierungsart, wird es einem Minister vie-

leicht,

len, wenn sie nicht gar zu ungeheuer groß sind; der letztere hingegen kann es nicht, wenn er auch wollte. Das was Tacitus hist. lib. 3. sagt, ist ewig wahr und schickt sich sehr gut hieher. Sed vulgus ad magnitudinem beneficiorum aderat: stultissimus quisque pecuniis mercabatur: apud sapientes cassa habebantur, quae neque dari, neque accipi, salua republica, poterant. Der Staat ist ein Schuldner, den Niemand zur Bezahlung zwingen kann. Das einzige, wodurch die Gläubiger ihn zur Bezahlung anhalten können, ist der Vortheil den er dadurch erlangt, wenn er seinen Credit erhält; ein Vortheil, der sehr große Schulden und eine aufferordentliche große Noth leicht überwiegen kann, wenn man auch vorher sähe, daß der Credit auf immer verlohren wäre. Nicht zu gedenken, daß die gegenwärtige Noth die Staaten oft zu Maasregeln zwingt, die im eigentlichen Verstande wider ihren Vortheil sind.

\* Man hat mir gesagt, daß man die ganze Zahl der Gläubiger des Staats, sowohl der einländisch als auswärtigen nur auf siebzehn tausend Personen rechnet. Diese leben izund sehr gut, von ihren Einkommen; aber im Fall eines öffentlichen Bankerots, würden sie die niedrigsten und unglücklichsten Personen unter der ganzen Nation werden. Die Würde und das Ansehen des niedrigen und höhern Landadels ist weit besser gegründet, und würde den Streit sehr ungleich machen, wenn wir jemals so weit kommen sollten.

Man

leicht schwer oder gefährlich machen, ein so verzweifeltes Mittel zu wagen, als ein freywilliger Bankerot ist. Und obgleich das Oberhaus ganz und gar, und das Unterhaus größtentheils aus Eignern des Landes bestehet; und man also glauben kann, daß keines von beyden Häusern ein großes Vermögen in den Fonds stehen habe; so können sie doch vielleicht mit denenjenigen, deren Vermögen in den Fonds ist, in so großen Verbindungen stehen, daß sie eifriger und halsstarriger auf den öffentlichen Credit bestehen, als es die Klugheit, die Staatskunst und selbst die Gerechtigkeit, wenn wir es genau nehmen wollen, zuläßt. Und vielleicht können auch unsre auswärtigen Feinde, oder vielmehr unser auswärtiger Feind, (denn wir haben nur einen zu fürchten) so staatsklug seyn, entdecken, daß unsre Sicherheit von der Verzweiflung abhängt, und uns zu dem Ende, die Gefahr nicht eher deutlich und offenbar zeigen, als bis sie unvermeidlich ist. Unsre Großväter,

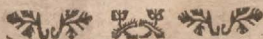
M 3

unsre

Man sollte in Versuchung kommen, diesem Erfolg einen sehr nahen Zeitpunkt, z. E. in funfzig Jahren, zu bestimmen, wenn die Prophezeeyungen unserer Väter von dieser Art nicht bereits falsch befunden worden, da sich der öffentliche Credit wider alle vernünftige Erwartung, noch immer erhalten hat. Als die Astrologi in Frankreich alle Jahre den Tod Heinrichs des IVten vorher verkündigten, sagte dieser König; diese Leute werden es doch einmal treffen. Ich werde also vorsichtiger seyn, und keine genaue Zeit bestimmen, indem ich mich damit begnüge, den Erfolg überhaupt vorher zu sagen.

unsre Väter und wir selbst haben eingesehen, daß die Balanz der Macht in Europa zu ungleich sey, als daß sie, ohne unsre Aufmerksamkeit und Bemühungen, könne erhalten werden. Aber vielleicht werden unsre Kinder des Streitens müde werden, die Hände in den Schoos legen, und die Unterdrückung und Bezwingung ihrer Nachbarn geruhig ansehen; bis sie endlich selbst, samt ihren Gläubigern, in der Gewalt des Eroberers sind. Und dieß kann man eigentlich genug den gewaltsamen Tod unseres öffentlichen Credits nennen.

Dieses scheinen die Zufälle zu seyn, die nicht sehr weit mehr entfernt sind, und die die Vernunft so deutlich zum voraus sieht, als sie nur irgend eine Begebenheit, die noch in dem Schooße der Zeit liegt, vorher sehen kann. Und obgleich die Alten behaupteten, daß zu dem Prophezeungen eine gewisse Wuth oder ein gewisser göttlicher Unsinn erfordert werde; so kann man doch sicher behaupten, daß zu solchen Prophezeungen, als die gegenwärtigen sind, weiter nichts erfordert wird, als gesunden Verstand zu haben, und frey von dem Einflusse des Unsinns und der Verblendung des Pöbels zu seyn.





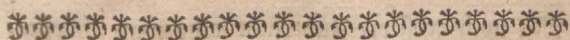
Von  
einigen merkwürdigen  
Gewohnheiten.

1872

Copyrighted material

© 1872

1872



## IX.

Von einigen

## merkwürdigen Gewohnheiten.

**S**ch werde drey merkwürdige Gewohnheiten in drey berühmten Regierungen betrachten, und aus dem Ganzen den Schluß ziehen: daß man alle allgemeine Sätze in der Staatskunst mit großer Vorsicht festsetzen müsse; und daß in der moralischen Welt eben sowohl, als in der physikalischen, nur regelmässige und ausserordentliche Erscheinungen wahrgenommen werden. Den Grund der erstern können wir vielleicht aus der Triebfeder derer Dinge, von denen ein jeder in sich selbst oder aus leichten Anmerkungen, die stärkste Versicherung und Ueberzeugung hat, den Grund besser und leichter angeben, nachdem sie sich eräuet haben; aber es ist der menschlichen Klugheit oft ganz unmöglich, sie zum Voraus zu sehen, und vorher zu sagen.

I. Man sollte es bey einer jeden Versammlung, die rathschlägt, für ein wesentliches und nothwendiges Stück halten, daß allen Gliedern die Freyheit zu reden vergönnt sey; und daß alle Vorstellungen und Gründe müßten angenommen werden, die einigermaßen zur Erläuterung und Aufklärung des streitigen Puncts abzielen könnten.

Mit noch größerer Zuversicht sollte man schließen, daß, nachdem eine Vorstellung gethan worden, welche die Versammlung, so die Macht hat, Gesetze zu geben, gebilligt hat, dasjenige Glied derselben, so die Vorstellung gethan hat, niemals deswegen zur Rechenschaft könne gezogen werden. Aber kein politischer Grundsatz kann, dem ersten Ansehen nach, unläugbarerscheinen, als daß ein solches Glied zum wenigsten vor aller niedrigen Gerichtsbarkeit gesichert seyn müsse, und daß keine andre Gesellschaften, als die Höchste, so die Gesetze geben kann, in ihren folgenden Versammlungen Rechenschaft, wegen der Reden und Vorstellungen, so sie vorher selbst gebilligt hatten, von ihm fordern könne. Aber so unwidersprechlich auch diese Grundsätze scheinen mögen, so sind sie doch bey der atheniensischen Regierung, aus Ursachen und Gründen, die ganz unvermeidlich scheinen, nicht eingetroffen.

Bermitteltst der *γραφη παρανομων* oder der Anklage der Ungesetzmäßigkeit konnte ein jeder, (ob es gleich von den Kennern des Alterthums und den Commentarienschreibern nicht angemerkt worden) vor einem gemeinern Gerichte, wegen eines Gesetzes, so auf sein Anstiften in der Versammlung des Volks gegeben worden, abgehört und bestraft werden, wenn dieses Gericht glaubte, daß das Gesetz ungerecht oder dem Staate schädlich sey. Wir sehen davon ein Beyspiel am Demosthenes; weil er sah, daß das Geld für die Schiffe auf

auf eine unrechtmäßige Art gehoben ward, und daß die Armen zur Ausrüstung der Galeeren eben so viel hergeben mußten, als die Reichen, so half er dieser Ungleichheit durch ein sehr nützlichcs Gesetz ab, wodurch die Ausgaben einer Person, nach Maaßgebung ihrer Einkünfte bestimmt wurden. Er brachte dieses Gesetz in der Versammlung des Volks in Vorschlag \*, er bewies die Vortheile desselben, er überzeugte das Volk, welches allein in Athen die Macht hatte Gesetze zu geben; kurz das Gesetz ward gebilligt und vollzogen: und doch ward er vor einem heimlichen Gerichte, wegen dieses Gesetzes zur Rede gestellt; und zwar auf die Anklage der Reichen, die sich, wegen der Veränderung, so er in die öffentlichen Einkünfte eingeführt hatte, an ihm rächen wollten. Er ward zwar frey gesprochen; aber er mußte doch erst vom neuen beweisen, daß dieses Gesetz nützlich und vortheilhaft sey.

Ctesiphon brachte bey der Versammlung des Volks in Vorschlag, dem Demosthenes als einem wohlgesinnten und dem Gemeinenwesen nützlichen Bürger, eine besondere Ehre zu erweisen. Das Volk, das von dieser Wahrheit überzeugt war, bewilligte diese Ehrenbezeugungen; und doch ward Ctesiphon, vermöge des *ἡρώδη παρανομῶν* gerichtlich belangt. Man führte unter andern gegen ihn an, daß Demosthenes kein guter und

\* Man hat noch die Rede, so er bey dieser Gelegenheit gehalten, *πρὸς συμφορίας*.

und gegen das Gemeinewesen wohlgesinnter Bürger sey: und der Redner ward gerufen, seinen Freund und folglich sich selbst zu vertheidigen; welches er durch das erhabne Meisterstück der Beredsamkeit verrichtete, das stets von allen Menschen bewundert worden.

Nach der unglücklichen Schlacht bey Chäronea ward auf den Vorschlag des Hyperides ein Gesetz gegeben, wodurch die Sklaven frey gemacht und zu Soldaten angeworben wurden \*. Wegen dieses Gesetzes ward der Redner nach der Zeit auf obgedachte Art vor Gericht gezogen, und vertheidigte sich unter andern auch durch den beredten Zug, den Plutarch und Longin gepriesen haben. Nicht ich, sagte er, sondern die Nothwendigkeit, worein uns der Krieg versetzte, die Schlacht bey Chäronea bestand auf diesem Gesetz. Die Reden des Demosthenes sind voll von dergleichen gerichtlichen Untersuchungen, und zeigen deutlich, daß dieses ungemein gewöhnlich gewesen.

Die

\* Plut. in vita decem oratorum. Demosthenes giebt eine andere Nachricht von diesem Gesetze. Contra Aristogiton. Orat. II. Er sagt, die Absicht desselben sey gewesen, die ἀτιμοὶ ἐπιτιμοὶ zu machen, oder denenjenigen, die als unfähig zu den öffentlichen Bedienungen erklärt waren, das Recht sie zu bekleiden, wieder zu verschaffen. Vielleicht sind beyde Stücke in diesem Gesetze begriffen gewesen.

Die atheniensische Demokratie war dergestalt dem Pöbel unterthan, daß wir uns kaum in den heutigen Zeiten einen Begriff davon machen können. Die ganze Gesellschaft des Volks hatte bey der Gebung eines jeden Gesetzes ihre Stimme, ohne einigen Unterschied des Vermögens oder des Ranges, und ohne von einer Obrigkeit, oder einem Senate, eingeschränkt zu werden \*; und folglich hatte man bey diesen Gelegenheiten nur wenig Achtung für die Ordnung, Gerechtigkeit oder Klugheit. Die Athenienser sahen die Uebel, die mit dieser Verfassung verknüpft waren, bald ein; weil sie sich aber durch keine Regel, oder Einschränkung, die Hände binden wollten; so entschlossen sie sich, doch wenigstens ihre Anführer oder Rathgeber, durch die Furcht einer künftigen Bestrafung und gerichtlichen Untersuchung, einzuschränken. Aus dieser Absicht machten sie dieß merkwürdige Gesetz; ein Gesetz, das bey ihrer Regierung für so wesentlich gehalten ward, daß Aeschines als eine bekannte Wahrheit behauptet, die Demokratie könne unmöglich bestehen, wenn dieß Gesetz abgeschafft würde \*\*.

Das

\* Der Senat der Bahne war bloß ein weniger zahlreicher Pöbel, der durch das Loos aus dem Volke erwählt ward, und dessen Ansehen nicht groß war.

\*\* In Ctesiphontem. Es ist merkwürdig, daß der erste Schritt, den man that, nachdem die Demokratie von dem Critias und den Dreyßigen auf-

Das Volk befürchtete von dem Ansehen der heimlichen Gerichte keine schlimmen Folgen für die Freyheit; indem sie aus sehr vielen Personen bestanden, die durch das Loos aus dem Volke genommen wurden. Und es betrachtete sich mit Recht als unmündig; und glaubte, daß, nachdem es zu Verstande gekommen, es nicht allein das Recht hätte, alles, was festgesetzt worden, wieder zu untersuchen und umzustossen; sondern auch die Vormünder, wegen der Maasregeln, zu bestrafen, die es auf ihre Ueberredung genommen hätte. Eben dieses Gesetz war auch in Theben, und zwar aus eben der Ursache als in Athen \*.

Es scheint ein sehr gewöhnlicher Gebrauch in Athen gewesen zu seyn, bey Gebung eines Gesetzes, das für sehr nützlich oder dem Volke angenehm gehalten ward, auf ewig desselben Abschaffung und Wiederrufung zu verbieten. So machte der Demagogus, der alle öffentliche Einkünfte, vermöge eines Gesetzes, auf die Schauspiele verwandte, ein Verbrechen daraus, die Abschaffung dessel-

aufgehoben worden, dieser war, daß man die *γραφη παρανομων* für ungültig erklärte, wie wir aus dem Demosthenes *κατα τιμων*. sehen. Der Redner meldet uns in dieser Rede die Worte des Gesetzes, wodurch die *γραφη παρανομων* fest gesetzt wird. pag. 293. ex edit. Ald. Und er giebt eben die Ursachen desselben an, die wir hier zu erweisen suchen.

\* Plut. in vita Pelop.



besselden in Vorschlag zu bringen \*. Auf diese Art schlug Leptines ein Gesetz vor, wodurch nicht nur alle Immunitäten, die vormals bewilligt worden, sollten widerrufen werden; sondern auch dem Volke die Macht benommen werden, dergleichen ins künftige zuzugestehen \*\*. So wurden auch alle Gesetze, die einen Athenienser angien, ohne sich auf das ganze Gemeinwesen zu erstrecken, verbothen. Diese ungereimten Clauseln, wodurch die Gesetzgeber sich selbst vergebens auf immerdar die Hände zu binden suchten, rührten von einer allgemeinen Empfindung und Ueberzeugung von der leichtsinnigkeit und Unbeständigkeit des Volks her.

II. Ein Rad in einem Rade, wie man es in dem deutschen Reiche bemerkt, wird von dem Lord Shaftsbury als eine Ungereimtheit in der Staatskunst angesehen †. Aber was sollen wir zu zwey gleichen Rädern sagen, die eine politische Maschine treiben, ohne sich unter einander zu verhindern, einzuschränken, oder von einander abzuhängen, und dennoch die größte Harmonie und Einigkeit erhalten? Zwo besondre Gesellschaften fest zu setzen, die beyde die Macht haben, Gesetze zu geben, wovon keine den Beystand der andern bedarf,

\* Demosth. Olynth. 1. 2.

\*\* Demosth. Contra Lept.

\*\*\* Demosth. contra Aristocratem.

† Essay on The Freedom of Wit and humour, Part. 3.

bedarf, um ihre Schlüsse geltend zu machen; dieß kann vielleicht, vor dem Erfolg betrachtet, ganz unmöglich scheinen, so lange die Menschen von den Leidenschaften des Ehrgeizes, der Nacheiferung und des Geizes regiert werden, die bisher ihre herrschende Bewegungsgründe gewesen. Und wenn ich sagte, daß der Staat, auf den ich ziele, in zwei verschiedene Parteien getheilt gewesen, wovon jede in einer besondern Gesellschaft der gesetzgebenden Macht die Oberhand gehabt hat, und daß dennoch kein Streit unter diesen unabhängigen Mächten entstanden; so wird man den Satz beynahе für ganz ungläublich halten. Und wenn ich, um das Paradoxe noch zu vermehren, behaupten würde, daß diese getheilte unregelmäßige Regierung die geschäftigste, siegreichste und berühmteste Republik gewesen, die noch jemals auf dem Schauplatze der Welt erschienen; so würde man wir gewiß sagen, daß eine solche politische Chimäre eben so ungereimt sey, als irgend ein Gesicht der Dichter. Aber ich darf nicht lange suchen, um die Wirklichkeit aller dieser Dinge zu beweisen; denn alles dieses fand in der römischen Republik statt.

Die Macht, Gesetze zu geben, hatten in dieser Republik beyde, die *Comitia centuriata* und die *Comitia tributa*. In den ersten votirte das Volk, wie bekannt, nach seinem Censur, so, daß die erste Classe, wenn sie einstimmig war, (welches sich gemeiniglich zutrug) das Ganze bestimmte,  
und

und ob sie gleich vielleicht nicht den hundersten Theil der Republik ausmachte, mit dem Ansehen des Senats, ein Gesetz gab. In den letztern galt eine Stimme so viel, als die andere; und da das Ansehen des Senats dabey nicht erfordert ward, so hatte der niedrige Pöbel völlig die Oberhand, und gab dem ganzen Staate Gesetze. In allen Trennungen der Parteyen, dergleichen im Anfange zwischen den Patriciern und den Plebejanern, und nach der Zeit zwischen dem Adel und dem Volke waren, hatte der Vortheil der Aristocratie in dem erstern, und das Interesse der Democratie in dem zweyten die Oberhand. Die eine Versammlung konnte immer das aufheben, was die andere fest gesetzt hatte. Ja die eine konnte durch eine plötzliche und unversehene Bewegung der andern den Rang ablaufen, und ihre Nebenbuhlerin durch eine Stimme aufheben, die, vermöge der Beschaffenheit der Verfassung, die völlige Kraft eines Gesetzes hatte. Aber man findet gar keine Beyspiele von einem solchen Streite in der römischen Geschichte; niemals liest man, daß diese zwey Gesetzgebende Versammlungen sich mit einander überworfен haben: obgleich oft die Parteyen, die in beyden herrschten, mit einander gestritten haben. Woher entstand diese Einigkeit, die uns so außerordentlich vorkommen muß?

Die Gesetzgebende Gesellschaft, so Servius Tullius in Rom gründete, waren die Comitia centuriata, wodurch die Regierung eine Zeit-

lang hindurch, nach der Verjagung der Könige, ganz aristocratisch gemacht ward. Aber das Volk, das die Menge und die Stärke auf seiner Seite hatte, und das durch die häufigen Siege und Eroberungen in den auswärtigen Kriegen übermüthig geworden war, behielt immer die Oberhand, wenn es bis aufs äußerste getrieben ward, und zwang dem Senat erst die Tribunen ab, und hernach die gesetzgebende Macht der Comitia tributa. Nun mußte sich also der Adel mehr als jemals in Acht nehmen, das Volk nicht zu reizen. Denn, außer der Macht, die dasselbe allezeit besaß, hatte es nun eine gesetzmäßige Gewalt erhalten, und konnte sogleich eine Anordnung oder Einrichtung, die ihnen zuwider war, aufheben und vernichten. Durch Intriguen, durch Einfluß, durch Geld, durch Verbindung, und durch die Ehrfurcht, die man für ihren Character hegte, konnten die Edeln oft die Oberhand erhalten, und die ganze Maschine der Regierung nach ihrem Gefallen bewegen; aber hätten sie ihre Comitia centuriata dem tributa gerade entgegen gesetzt, so hätten sie den Vortheil dieser Einrichtung nebst ihren Consuln, Prätoern, Bauherren, und allen den obrigkeitlichen Personen eingebüßt, die in dieser Versammlung erwählt wurden. Aber da die Comitia tributa nicht eben die Ursache hatten, die centuriata zu schonen, so schafften sie oft die Gesetze ab, die zur Aristocratie beförderlich waren. Sie schränkten das Ansehen des Adels ein, beschützten das Volk vor  
 der

der Unterdrückung; und untersuchten und beurtheilten die Handlungen des Senats und der obrigkeitlichen Personen. Die *centuriata* hielten es immer für rathsam, nachzugeben; und ob sie gleich ein eben so großes Ansehen hatten, so waren sie doch an Macht schwächer, und durften niemals die andere Gesetzgebende Versammlung so vor den Kopf stoßen, daß sie entweder ihre Gesetze aufgehoben, oder Gesetze gegeben hätten, von denen sie vorher sehen konnten, daß sie bald von der andern Versammlung würden aufgehoben werden.

Man findet kein Beyspiel von einer Widersetzung oder von einem Streite zwischen diesen Comitien; wenn man einen geringen Versuch einer solchen Unternehmung ausnimmt, dessen Appian in dem dritten Buche der bürgerlichen Kriege Meldung thut. Marcus Antonius, der sich vorgenommen hatte, dem Decimus Brutus die Statthalterschaft des Gallien diesseits der Alpen abzunehmen, ließ den Forum besetzen, und rief einen von der Comitia, um zu verhindern, daß die andere Art der Comita nicht möchte zusammen berufen werden, die der Senat angeordnet hatte. Aber damals waren die Sachen in eine solche Verwirrung gerathen, und die römische Verfassung war ihrem Ende so nahe, daß man hieraus keine Folgerungen ziehen kann. Ohnedem gründete sich dieser Streit mehr auf eine gewisse Förmlichkeit, als auf den Streit der Par-

teyen. Der Senat hatte die *Comitia tributa* angeordnet, damit sie die Zusammenkunft der *centuriata* verhindern möchten, die, vermöge der Verfassung oder wenigstens der Form oder des Gebrauchs der Regierung, allein die Provinzen vergeben konnten.

Cicero ward durch die *Comitia centuriata* zurück berufen, ob er gleich durch die *tributa*, d. i. durch einen Schluß des Volks verbannt war. Aber wir bemerken, daß seine Verbannung niemals als eine gesetzmäßige That, die aus freyer Wahl und Neigung des Volks geschehen, angesehen worden. Sie ward allezeit, bloß der Hefigkeit des Clodius und den Unordnungen beygemessen, die er in die Regierung eingeführet hatte.

III. Die dritte Gewohnheit, die ich bemerken will, geht England an; und ob sie gleich nicht so wichtig ist, als die, so ich in der atheniensischen und römischen Republik bemerkt habe, so ist sie doch nicht weniger sonderbar und merkwürdig. Man giebt den politischen Grundsatz, daß eine Gewalt, oder ein Ansehen, wenn es auch noch so groß ist, wosern es nur durch die Gesetze einer hohen Magistratsperson zugestanden wird, der Freyheit bey weitem nicht so gefährlich sey, als ein Ansehen, so wenig beträchtlich es auch seyn mag, das sie sich auf eine gewaltsame Art anmaßet. Diesen Satz, sage ich, giebt man  
gern

gern als unläugbar und unstreitig zu. Denn, außer daß die Geseze allemal die Macht einschränken, die sie geben; so sezt schon der Umstand, daß sie vergönnt und zugestanden wird, das Ansehn fest, woher sie fließt, und erhält die Harmonie der Verfassung. Durch eben das Recht, vermöge dessen man sich einen Vorzug ohne die Geseze anmaßt, kann man noch auf einen andern Anspruch machen, und noch auf einen andern, und zwar immer mit größerer Leichtigkeit: Da die erste widerrechtliche Anmaßung immer den folgenden zum Grunde dienet, und ihnen Kraft giebt. Daher kam der Heldenmuth des Hampden, der lieber die ganze Hestigkeit der königlichen Verfolgung aushielt, als daß er eine Auflage von zwanzig Schillingen bezahlen wollte, die das Parlament nicht zugestanden hatte: Daher rühret auch die Wachsamkeit, womit alle englische Patrioten, wider die ersten Eingriffe der Krone, auf der Hut sind; und daher kömmt es einzig und allein, daß noch izund die englische Freyheit besteht.

Inzwischen ist das Parlament bey einer Gelegenheit von diesem Grundsaze abgewichen; und dieß ist das Matrosenpressen. Die Ausübung einer ungesezmäßigen Gewalt wird der Krone hier stillschweigend erlaubt; und ob man gleich oft darüber berathschlagt hat, wie man diese Gewalt gesezmäßig machen möge, und unter welchen Einschränkungen sie dem Monarchen könne

zugestanden werden; so hat man doch nie ein sicheres Mittel zu diesem Zwecke in Vorschlag bringen können; und es hat noch immer geschienen, als wenn von einem Gesetze mehr Gefahr für die Freyheit zu besorgen sey, als von der ungesetzmäßigen Anmaßung dieser Gewalt. So lange dieselbe bloß zur Bemannung der Flotte ausgeübt wird, so unterwirft man sich derselben aus einer Ueberzeugung ihres Nutzens und ihrer Nothwendigkeit; und die Seeleute, die allein darunter leiden, können niemand finden, der sich ihrer annehmen würde, wenn sie sich auf die Rechte und Freyheiten berufen wollten, so die Gesetze allen englischen Unterthanen ohne Unterscheid zugestehen. Aber würde diese Gewalt bey irgend einer Gelegenheit als ein Werkzeug der Partey oder der Tyranney der Minister gebraucht; so würde die entgegen gesetzte Partey, und in der That ein jeder, der sein Vaterland liebt, sogleich beunruhiget werden, und den beleidigten Theil unterstützen; die Freyheit der Engländer würde behauptet werden; die Geschwornen würden unversöhnlich seyn, und die Werkzeuge der Tyranney, die beyde wider das Gesetz und wider die Billigkeit handelten, würden die strengste Ahndung zu erwarten haben. Hingegen, wenn das Parlament eine solche Gewalt zugestünde, so würde vermuthlich eine von diesen zwei Unbequemlichkeiten daraus erfolgen. Man würde dieselbe entweder unter so vielen Einschränkungen zugestehen,



hen, daß sie ihre Wirkung verlöre, indem das Ansehen der Krone beschnitten würde; oder man würde diese Gewalt so groß machen, daß dadurch große Misbräuche könnten veranlasset werden, wider die wir alsdenn kein Hülfsmittel haben würden. Eben die ihige Unrechtmäßigkeit der Gewalt verhindert den Mißbrauch derselben; indem sie nie ein so leichtes Mittel wider denselben verschafft.

Ich will mit allem diesem nicht so viel sagen, daß es ganz unmöglich sey, ein Verzeichniß von Seeleuten aufzusetzen, wodurch man die Flotte bemannen könnte, ohne daß es der Freyheit gefährlich sey. Ich bemerke bloß an, daß man bisher noch keinen annehmungswürdigen Entwurf von dieser Art in Vorschlag gebracht hat. Ehe wir einen von denen Entwürfen annehmen, die bisher erfunden sind, fahren wir in einer Gewohnheit fort, die dem Anschein nach nicht ungereimter und unvernünftiger seyn kann. Das Ansehn wird in ruhigen und friedfertigen Zeiten wider die Geseze bewaffnet; es wird der Krone eine beständige und offenbare widergesezliche Anmaßung, mitten unter der Eifersucht und Wachsamkeit des Volks, erlaubt; ja was noch mehr ist, eine Anmaßung, die eben darum zugelassen wird, weil das Volk auf seine Monarchen so eifersüchtig und wachsam ist. Die Freyheit wird in ei-

nem Lande, worinn die höchste Freyheit ist, ohne einige Unterstützung oder Schuß ihrer eigenen Vertheidigung überlassen. Der wilde natürliche Zustand wird in einer Gesellschaft erneuert, die eine von den gesittetsten ist. Und unter dem menschlichsten und gutherzigsten Volke werden ungestraft große Gewaltthätigkeiten und Unordnungen begangen; da die eine Parthey auf den Gehorsam gegen die höchste Obrigkeit, und die andere auf die Erlaubniß der Grundgesetze besteht.



Von der  
Menge der Menschen  
bey den  
alten Nationen.

Zeit der

Reichthum der Pflanzenwelt

der Zeit

alten Stationen

\* \* \* \* \*

## X.

Von

## der Menge der Menschen

bey

den alten Nationen.

Weder die Vernunft noch die Erfahrung geben uns Gründe an die Hand, aus welchen wir die Ewigkeit und Unvergänglichkeit der Welt schließen könnten. Die beständige und schnelle Bewegung der Materie, die gewaltsamen Veränderungen, deren ein jeder Theil derselben unterworfen ist, die Abweichungen, die man am Himmel bemerkt hat, die offenkundigen Spuren, und die Tradition von einer allgemeinen Sündfluth, oder allgemeinen Zerrüttung der Elemente; alle diese Dinge geben einen starken Beweis davon ab, daß dieser Weltbau vergänglich sey, und durch Verschlimmerung, oder durch Auflösung aus einem Zustande oder Ordnung in den andern gerathe. Die Welt also, und alle besondere Theile derselben müssen ihre Kindheit, ihre Jugend, ihr männliches und hohes Alter haben; und es ist wahrscheinlich, daß der Mensch,

Mensch, so wie alle Thiere und Pflanzen, an diesen Veränderungen Theil nehme. Vermuthlich wird das menschliche Geschlecht in dem blühenden Alter der Welt eine größere Stärke der Seele und des Leibes, eine glücklichere Gesundheit, erhabener Geister, ein längeres Leben, und eine stärkere Neigung und ein größeres Vermögen zur Fortpflanzung haben. Wenn aber gleich das allgemeine System der Dinge, und also auch die menschliche Gesellschaft, solchen stufenweisen Veränderungen unterworfen ist; so geschehen doch diese Veränderungen zu langsam, als daß sie in dem kurzen Zeitraume, den die Geschichte und die Tradition einschließen könnten, bemerkt werden. Die Größe und Stärke des Leibes, und selbst der Muth und der Umfang des Geistes, scheinen bisher noch in allen Weltaltern gleich gewesen zu seyn. Die Künste und Wissenschaften haben zwar in einer Periode geblühet, und sind in der andern wieder in Verfall gerathen: aber wir bemerken auch, daß zu der Zeit, da sie bey einem Volke den Gipfel der Vollkommenheit erreicht hatten, sie vielleicht allen Nachbarn dieses Volks unbekannt gewesen; und wenn sie in einem Weltalter verfielen, sie dennoch in den folgenden Zeiten wieder aufleben, und sich über die Erde ausbreiteten. So weit also die Erfahrung reicht, ist kein allgemeiner Unterschied im menschlichem Geschlechte zu bemerken; und wenn man also gleich zugiebt, daß das Ganze, gleich einem thierischen Körper, einen natürlichen Fortgang von der Kindheit zum Alter hat,

hat, so können wir doch daraus keinen Verfall in der menschlichen Natur schließen \*, weil nicht ausgemacht ist, ob sie sich isund dem Punkte der Vollkommenheit nähere, oder ob sie sich davon entferne. Der Beweis also, den man aus der vorgeblichen Jugend, oder der Stärke der Welt, für die größere Volksmenge im Alterthume hernimmt, wird demjenigen, der richtig denkt, sehr leicht vorkommen. Diese allgemeinen physikalischen Ursachen müssen von dieser Streitfrage gänzlich ausgeschlossen werden.

Es giebt in der That einige besondere physikalische Ursachen, die sehr wichtig sind. Die Alten erwähnen gewisse Krankheiten, die unsern Aerzten ganz unbekannt sind; und es haben sich einige neue Krankheiten hervor gethan, und fortgepflanzt, wovon wir in der alten Geschichte keine Spu-

\* Columella sagt lib. 3. c. 8. daß in Egypten und in Africa die Zwillingsgeburten häufig, und fast gewöhnlich gewesen, Gemini partus familiares, ac pene solennes sunt. Wenn dieses wahr ist, so finden wir beydes in den Zeiten und in den Ländern eine physikalische Verschiedenheit: denn isund machen die Reisenden von diesen Ländern diese Anmerkung nicht. Wir glauben vielmehr, daß die nordischen Nationen fruchtbarer sind. Da diese beyden Länder römische Provinzen waren, so ist es schwer, wo nicht gar ungereimt, sich einzubilden, daß ein solcher Mann, als Columella, sich hierinn sollte betrogen haben.

## 206 Von der Menge der Menschen

Spuren finden. Und wollte man in dieser Absicht zwischen uns und den Alten eine Vergleichung anstellen; so würde sie sehr zu unserm Nachtheile ausfallen. Derer Krankheiten, die von geringerer Wichtigkeit sind, nicht zu gedenken, so richten die Blattern eine solche Verherung an, die fast allein eine Ursache von der vorgegebenen größern Volksmenge der alten Zeiten abgeben könnte. Man sollte denken, daß der zehnte oder der zwölfte Theil der Menschen, der in jedem Menschenalter umkömmt, in der Zahl der Völker einen wichtigen Unterschied machen müsse; und nimmt man die venerischen Krankheiten, diese neue Seuche, die überall ausgebreitet ist, noch dazu, so möchte die beständige Verwüstung dieser beyden Krankheiten vielleicht eben so groß seyn, als die Verheerung, so die drey großen Plagen des menschlichen Geschlechts, der Krieg, der Hunger, und die Pest anrichten. Wäre es also gewiß, daß die alten Zeiten volkreicher, als die unsrigen, gewesen, und könnte man keine moralische Ursachen einer so großen Veränderung angeben; so würden diese physikalischen Ursachen, nach der Meynung vieler Leute, uns schon Genüge thun müssen.

Aber ist es denn ausgemacht, daß das Alterthum so viel volkreicher gewesen ist, als man vorgeht? Die Ausschweifungen des **Vossius** in dieser Sache, sind bekannt: aber ein Schriftsteller von weit größerm Geiste und Einsicht, hat sich unterstanden, zu behaupten, daß, vermöge der besten  
Berech-



Berechnungen, die in einer solchen Sache können gemacht werden, ist und nicht der funfzigste Theil der Menschen auf dem Erdboden ist, der zur Zeit des Julius Cäsars darauf gewesen \*. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Vergleichung in diesem Falle sehr unvollkommen seyn müsse, wenn wir uns auch nur auf die Scene der alten Geschichte, auf Europa, und die Nationen um das mitteländische Meer, einschränken wollten. Wir wissen ist und nicht genau die Zahl der Einwohner eines europäischen Reichs, oder nur einer Stadt: wie können wir denn vorgeben, daß wir im Stande sind, die Einwohner alter Städte und Reiche zu berechnen, da uns die Geschichtschreiber so unvollkommene Nachrichten hinterlassen haben? Was mich anlanget, so scheint mir die Sache so ungewiß zu seyn, daß ich bey meiner Betrachtung über diesen Vorwurf, die Untersuchung der Ursachen dieser vorgegebenen größern Volksmenge, mit der Entscheidung der Frage selbst verbinden werde; eine Art zu untersuchen, die alsdenn niemals muß gebraucht werden, wenn sich die Sache durch historische Gründe mit einiger Gewißheit ausmachen läßt. Wir wollen zuerst untersuchen, ob es aus demjenigen, was wir von dem Zustande der menschlichen Gesellschaft in beyden Zeitpuncten wissen, wahrscheinlich sey, daß in den alten Zeiten ein größerer Ueberfluß von Volk gewesen. Zwey-

tens,

\* Lettres Persanes. Siehe auch L'Esprit des loix livre 23. c. 17. 18. 19.

tens, ob dieser größere Ueberfluß in der That gewesen? Wenn ich darthun kann, daß der Schluß zum Vortheil des Alterthums nicht so gewiß ist, als man gemeiniglich vorgiebt, so habe ich mein Vorhaben ausgeführt.

Ueberhaupt merken wir an, daß die Frage, ob ein Weltalter oder ein Staat volkreicher gewesen, als andere Zeiten oder Staaten, sehr wichtige Folgen habe, und gemeinlich den Vorzug der ganzen Policcy, der Sitten und der Regierungsform dieses Staats, oder dieser Zeiten entscheide. Denn da alle Menschen, Manns- so wohl als Frauenspersonen, eine Begierde, und ein Vermögen zur Zeugung haben, und dieß Vermögen sich immer weiter erstrecket, als es sich jemals auslassen kann; so muß der Zwang, wodurch es eingeschränkt wird, von einigen Schwierigkeiten herühren, die die Menschen in ihrem Lebensunterhalte und in ihrer Nahrung finden; und diese Schwierigkeit muß ein weiser Gesetzgeber sorgfältig bemerken, und heben. Fast ein jeder, der da glaubet, daß er eine Familie unterhalten kann, wird eine haben wollen; und in diesem Falle würde das menschliche Geschlecht in jedem Menschenalter, mehr als noch einmal so stark werden, wenn nämlich ein jeder sich paarete, so bald er mannbar wird. Wie geschwinde vermehren sich die Menschen in einer jeden Colonie, oder in einem neuen Staate, wo es leicht ist, eine Familie zu versorgen, und wo die Menschen nicht so beengt, oder

einge-

eingeschränkt sind, als in alten Staaten? Die Geschichte giebt uns oft von Plagen Nachricht, welche den dritten oder vierten Theil eines Volks weggerafft haben; und doch bemerkte man in einem oder zwey Menschenaltern diese Verwüstung nicht mehr, und die Gesellschaft hatte ihre vorige Zahl erreicht. Die Länder, die schon angebauet waren, die Häuser, die fertig standen, die Bequemlichkeiten, die schon herbey geschafft waren, setzten die übrig gebliebenen in den Stand, alsobald zu heirathen, und Familien aufzuziehen, die den Abgang ersetzen konnten\*. Und aus eben derselbigen Ursache wird eine jede weise, gerechte und milde Regierung, indem sie die Umstände ihrer Unterthanen bequem und sicher machet, um so vielmehr Unterthanen haben, als sie bequemer und reicher ist. In der That wird ein Land, dessen Clima und Boden zum Weinbau geschickt ist, natürlicherweise volkreicher seyn, als ein Land, das bloß Korn hervor bringt; und dieses wird wieder volkreicher seyn, als ein Land, welches bloß zur Viehzucht geschickt ist. Aber wenn sonst alles gleich ist,

kann

\* Dieß ist ebenfalls die Ursache, warum die Vlatern die Länder nicht so entvölkern, als man sich anfänglich wohl einbilden möchte. In einem Lande, wo für mehreres Volk Raum ist, wird es nie an demselben fehlen, auch selbst ohne Hülfe der Naturalisation. Don Geronimo de Ustarriz bemerkt, daß die Provinzen von Spanien, die die meisten Leute nach Indien schicken, die volkreichsten sind, weil sie nämlich am reichsten sind.

kann man natürlicherweise nicht anders denken, als daß in dem Lande, wo die meiste Glückseligkeit und Tugend zu finden ist, auch die meisten Einwohner seyn werden. Da man also zugeben muß, daß diese Frage, deren Vorwurf die Volksmenge der alten und neuern Zeiten ist, von großer Wichtigkeit sey; so wird es nöthig seyn, wenn wir sie etwas genau beantworten wollen, daß wir beides die häusliche und politische Verfassung dieser beyden Zeitpuncte mit einander vergleichen, um von der Sache selbst aus ihren moralischen Ursachen zu urtheilen. Dieß ist der erste Gesichtspunct, aus dem wir die Sache betrachten werden.

Der vornehmste Unterschied der häuslichen Einrichtung der Alten und der Neuern, besteht in der Sklaverey, die bey den Alten üblich war, und die seit einigen Jahrhunderten in dem größten Theile von Europa abgeschaffet worden. Einige hitzige Bewunderer der Alten, und eifrige Verfechter der bürgerlichen Freyheit: (denn man bemerket, daß diese Gesinnungen, die beyde in der Hauptsache sehr gerecht sind, fast allezeit unzertrennlich sind) können sich nicht enthalten, den Verlust dieser Einrichtung zu bedauern; und indem sie alle Unterwerfung unter der Herrschaft einer einzigen Person mit dem harten Namen der Sklaverey belegen, möchten sie gern den größten Theil des menschlichen Geschlechts einer wirklichen Sklaverey und Dienstbarkeit unterwerfen. Aber derjenige, der die Sache mit kaltem Blute überleget,

leget, wird leicht sehen, daß das menschliche Geschlecht überhaupt (und mehr Freyheit besitzet, selbst unter der willkührlichsten Regierung in Europa, als es jemals in den blühendesten Zeiten des Alterthums besessen hat. Um so viel es beschwerlicher ist, einem kleinen Prinzen, dessen Regierung sich etwa über eine Stadt erstrecket, als einem großen Monarchen zu dienen; um so viel ist die häusliche Sklaverey grausamer und unerträglicher, als eine jede bürgerliche Unterwürfigkeit. Je weiter der Regent in Absicht des Orts und des Ranges von uns entfernt ist, desto größere Freyheit genießen wir, desto weniger werden unsere Handlungen beobachtet und eingeschränket; und einen desto schwächern Eindruck macht die grausame Vergleichung, die wir zwischen unserer Dienstbarkeit, und der Freyheit, ja selbst der Herrschaft eines andern anstellen. Die Ueberbleibsel, die man von der häuslichen Sklaverey in den americanischen Colonien, und unter einigen europäischen Nationen antrifft, werden wohl schwerlich ein Verlangen bey uns erregen, dieselbige allgemeiner zu machen. Die wenige Menschlichkeit, die von den Personen beobachtet wird, die von ihrer Kindheit an gewohnt sind, eine so große Gewalt über ihre Nebengeschöpfe auszuüben, und die menschliche Natur unter die Füße zu treten, ist schon allein zurückreichend, uns diese Gewalt verhaßt zu machen. Man kann auch keine bessere Ursache der strengen, und ich könnte wohl sagen, der barbarischen Sitten des Alterthums angeben, als eben die häusliche

Sklaverey; wodurch ein jeder Mann von Stande zu einem kleinen Tyrannen gemacht, und unter der Schmeicheley, der Unterwürfigkeit, und Niederträchtigkeit seiner Sklaven auferzogen ward.

Nach der Einrichtung der Alten fiel aller Zwang und Verpflichtung zum Gehorsam auf den Unterthan. Hingegen waren gar keine Bewegungsgründe und Verbindlichkeiten, die den Herrn zur Güte und zur Menschlichkeit hätten verpflichten können. In den neuern Zeiten wird nicht leicht ein schlechter Bedienter einen guten Herrn, noch ein schlechter Herr einen guten Bedienten finden; beyde Theile haben ihre Verbindlichkeiten, die den unverleßlichen und ewigen Gesetzen der Vernunft und der Billigkeit gemäß sind.

Die Gewohnheit, alte unbrauchbare oder kranke Sklaven in eine Insel der Liber zu setzen, damit sie daselbst vor Mangel umkommen möchten, scheint sehr häufig in Rom gewesen zu seyn. Denenjenigen, die diese Todesgefahr überstanden hatten, ward durch einen Befehl des Kaisers Claudius die Freyheit geschenckt; und es ward darinn zugleich verbothen, einen Sklaven bloß aus der Ursache umzubringen, weil er alt oder krank wäre \*. Aber gesetzt, daß dieser Befehl genau beobachtet worden, ward den Sklaven darum besser begegnet, und ward ihnen darum ihr Leben erträglicher gemacht?

\* Suetonius in vita Claudii.

macht? Wir können uns vorstellen, was andere werden gethan haben, da es ein bekannter Grundsatz des ältern Cato gewesen, seine verjährten Sklaven lieber um den wohlfeilsten Preis zu verkaufen, als sie zu unterhalten, da er sie für eine unnütze Last hielt \*.

Die Ergastula oder Sklavenkerker, worinnen man die Sklaven gefesselt zur Arbeit prügelte, waren in ganz Italien sehr häufig. Columella \*\* meldet, daß sie jederzeit unter der Erde gebauet gewesen; und preiset es \*\*\* als eine Pflicht eines sorgfältigen Aufsehers an, täglich die Namen dieser Sklaven zu überzählen, und sie gleichsam wie ein Regiment Soldaten zu mustern, damit er gleich wissen könne, wenn einer von ihnen etwa entwischt wäre. Dieß beweist, wie häufig diese Ergastula gewesen, und was für eine große Anzahl Sklaven in denselbigen eingeschlossen gewesen. Livius sagt: partem Italiae ergastula a solitudine vindicant.

Es war gewöhnlich in Rom, zum Thürhüter einen gefesselten Sklaven zu gebrauchen, wie wir aus dem Ovid † und andern Schriftstellern †† sehen.

D 3

\* Plutarchus in vita Catonis.

\*\* Lib. 1. cap. 6.

\*\*\* id. Lib. 2. cap. 1.

† Amor. lib. 1. Eleg. 6.

†† Sueton. de clar. Rhetor. So saget auch der alte Poet: Ianitoris tintinnire impedimenta audio.

hen. Wann die Römer nicht alle Empfindung des Mitleidens gegen diesen unglücklichen Theil des menschlichen Geschlechts abgelegt hätten, würden sie wohl allen ihren Freunden beym ersten Eintritt ein solches Bild der Strenge des Herrn, und des Elends der Sklaven dargestellet haben?

Nichts war in allen gerichtlichen Untersuchungen, selbst wenn es nur bürgerliche Streitsachen betraf, gemeiner, als sich auf die Aussage der Sklaven zu berufen; und diese Aussage ward allemal durch die ausgesuchtesten Martern erpreßt. Demosthenes sagt \*, daß, wenn es möglich wäre, in einer Sache entweder freye Leute oder Sklaven zu Zeugen anzuführen, die Richter allemal lieber die Sklaven gepeiniget hätten \*\*, weil sie dieses für einen gewissern und untrüglichen Beweis gehalten.

Seneca beschreibt die unzeitige Schwelgeren, die den Tag zur Nacht, und die Nacht zum Tage macht, und jede Berrichtung des Lebens zur un-rechten Zeit vornimmt. Unter andern Umständen, als daß man zur un-rechten Zeit ist und sich badet, meldet er auch, daß die Nachbarn eines solchen  
Wol-

\* In Oneterom. Orat. I.

\*\* Eben dieses war auch in Rom gewöhnlich: aber es scheint, als wenn Cicero diesen Beweis nicht für so gewiß hielte, als das Zeugniß freyer Bürger. Pro Coelio.



Wollüstlings ordentlich um drey Uhr des Nachts einen Lärm von Ruthen und Schlägen hörten, und bey der Nachfrage befänden, daß er alsdenn die Aufführung seiner Knechte untersuche, und sie verdienstermaassen züchtige. Er führt es nicht an, als ein Beyspiel der Grausamkeit, sondern der Unordnung, die selbst in den gewöhnlichsten Verrichtungen die Stunden verändere, die ein festgesetzter Gebrauch dazu bestimmet hätte \*.

D 4

Doch

\* Epist. 122. Man kann die unmenschlichen Spiele, die zu Rom gehalten wurden, mit Recht als eine Wirkung der Verachtung dieses Volks gegen die Sklaven ansehen; und dieses war auch eine große Ursache der allgemeinen Unmenschlichkeit ihrer Prinzen und Regenten. Wer kann die Nachrichten von den amphitheatralischen Lustbarkeiten ohne Grausen lesen? Oder wer kann sich wundern, daß die Kaiser dem Volke eben so begegnet haben, als dieses Volk seinen Unterthanen begegnete? Man möchte bey dieser Gelegenheit aus Menschenliebe, den barbarischen Wunsch des Caligula erneuern: daß das ganze Volk nur einen Hals haben möchte. Es sollte einem fast angenehm seyn, durch einen Streich ein solches Geschlecht von Ungeheuern zu vertilgen: „Ihr könnet Gott danken (sagt der obgedachte Schriftsteller Epist. 7. indem er sich an das römische Volk wendete) daß ihr einen Herrn haot, (nämlich den gütigen und barmherzigen Nero) der nicht fähig ist, von eurem Beyspiele der Grausamkeit zu lernen.“ Dieß sagte Seneca im Anfange der Regierung des Nero; aber hernach richtete

Doch unser Vorhaben ist ihund nur, die Sklaverey in so weit zu betrachten, als sie einen Einfluß auf die Bevölkerung eines Staats hat. Man giebt vor, daß diese Einrichtung den Alten unendlichen Vortheil verschaffete, und daß sie die vornehmste Ursache des ungemeynen Ueberflusses an Volk gewesen, den man diesen Zeiten zuschreibt. Ihund verhindern alle Herren das Heirathen ihrer männlichen Bedienten; und den Mägden wird es gar nicht verstattet, weil man glaubt, daß sie alsdenn ungeschickt zum dienen sind. Aber, wo die Knechte ein Eigenthum ihrer Herren sind, da macht ihre Fruchtbarkeit den Reichthum ihrer Besitzer aus, und verschaffet ihnen ein Geschlecht von Sklaven, die den Abgang derjenigen ersetzen können, die durch Alter und Schwachheiten unbrauchbar gemacht werden. Der Herr wird also ihre Fortpflanzung eben so sehr befördern, als die Fruchtbarkeit seines Viehes; er wird die Kinder mit eben der Sorgfalt aufziehen, und er wird sie in einer Kunst oder in einem Handwerke unterrichten lassen, wodurch sie desto nutzbarer werden können. Durch diese Politik nehmen die Reichen, wo nicht an dem Wohlsenn, doch wenigstens an dem Daseyn, der Armen Theil; und bereichern sich

er sich nur gar zu gut nach ihrer Neigung; und es ist kein Zweifel, daß seine Grausamkeit durch den Anblick der barbarischen Gegenstände, wozu er von seiner Kindheit an gewohnt war, sehr vermehret ward.

sich selbst, indem sie die Zahl und die Geschicklichkeit ihrer Unterthanen vermehren. Da ein jeder Hausvater ein unumschränkter Herr in seiner Familie ist, so verpflichtet ihn sein besonderer Vortheil zu eben demjenigen, wozu einen Prinzen der Staatsvortheil verbindet; und bey ihm finden sich nicht, wie bey dem Prinzen, besondere Absichten des Hochmuths und der Eitelkeit, die ihn bewegen könnten, seinen kleinen Staat zu entvölkern. Er kann ihn immer übersehen; und er hat die Muße, die geringsten Umstände der Verheirathung und Erziehung seiner Unterthanen selbst zu untersuchen\*.

Dies sind, dem ersten Anblicke nach, die Folgen der Sklaverey; aber wenn wir die Sache genauer untersuchen, so werden wir vielleicht Ursache finden, unsern gar zu geschwinden Schluß wieder zurück zu nehmen. Die Vergleichung der Unterhaltung menschlicher Creaturen mit der Viehzucht ist anstößig; aber da sie in gegenwärtiger Absicht

D 5

voll.

\* Wir merken an, daß, wenn die Sklaverey wirklich die Zahl eines Volks vermehret, dieses eine Ausnahme von der allgemeinen Regel seyn würde, daß die Glückseligkeit und der Ueberfluß an Leuten allezeit mit einander verbunden sind. Ein Herr kann aus Eigensinn oder aus Eigennuß seine Sklaven sehr unglücklich machen, und doch aus Eigennuß bedacht seyn, ihre Zahl zu vermehren. Ihre Heirathen geschehen alsdenn, so wenig aus freyer Wahl, als alle ihre andere Handlungen.

## 218 Von der Menge der Menschen

vollkommen richtig ist, so wird es gut seyn, die Folgen derselben vorzustellen. In der Hauptstadt und in der Nachbarschaft aller großen Städte, in jeder wohlbevölkerten, reichen und fleißigen Provinz wird wenig Vieh gezogen. Der Unterhalt, die Wohnung, die Aufsicht, die Arbeit, alles ist da theuer; und man befindet sich besser dabey, wenn man das Vieh, nachdem es ein gewisses Alter erreicht hat, aus entfernten und wohlfeilern Gegenden kauft. Diese letztern sind also allein diejenigen Länder, die zur Viehzucht, und, aus eben der Ursache, zur Fortpflanzung der Menschen geschickt sind, wenn man nämlich Menschen und Vieh auf einen Fuß setzet. In London ein Kind zu ernähren, bis es dienen kann, wird weit mehr kosten, als wenn man es in einem Alter, da es schon dienen kann, aus Schottland oder Irland kauft, wo es in einer Hütte aufgezogen, mit Lumpen bedeckt, und mit Habergrüße und Erdäpfeln gefüttert worden. Diejenigen also, die in reichern und mehr bevölkerten Ländern Sklaven hatten, mußten die Fruchtbarkeit der weiblichen Sklaven verhindern, und der Geburt entweder zuvor kommen, oder sie auch tödten. Das menschliche Geschlecht wird an denjenigen Orten am meisten abnehmen, wo es sich am geschwindesten vermehren sollte; und dieser Abgang wird beständig aus den ärmern und weniger volkreichen Provinzen müssen ersetzt werden. Dieses muß in der Länge der Bevölkerung des Staats sehr nachtheilig werden, und die großen Städte werden alsdenn noch zehnmal so viel Volk

Volk wegnehmen, als sie igund thun, da ein jeder Herr von sich ist, und nach dem mächtigen Triebe der Natur, und nicht nach der Berechnung eines niederträchtigen Eigennuzes, für seine Kinder forget. Man rechnet gemeiniglich, daß London igund einen jährlichen Zuwachs von fünf tausend Menschen aus den Provinzen nöthig habe, ohne daß sich die Anzahl der Einwohner sehr dadurch vermehret; wie groß würde nicht der Zuwachs seyn müssen, wenn die größte Anzahl der Handelsleute, und des gemeinen Volks, aus Sklaven bestünde, und von ihren geizigen Herren an der Fortpflanzung verhindert würde?

Wir sehen aus allen alten Schriftstellern, daß aus den entferntern Provinzen, vornehmlich aus Syrien, Cilicien \*, Cappadocien, klein Asien, Thracien und Egypten, ein beständiger Zufluß von Sklaven nach Italien gewesen; doch nahm die Zahl der Einwohner Italiens nicht zu, und die Scribenten beklagten sich über den beständigen Verfall des Ackerbaues und anderer Handthierungen \*\*. Wo ist also die ungemeine Fruchtbarkeit der römischen Sklaven, die man gemeiniglich vorgiebt?

\* Zehn tausend Sklaven sind an einem Tage zum Gebrauche der römischen Bürger zu Delus in Cilicien verkauft worden. *Strabo Lib. XIV.*

\*\* *Columella Lib. I. Prooem. et cap. 2. et 7. Varro, lib. 3. cap. 3. Horat. lib. 2. od. 15. Tacit. Anal. lib. 3. cap. 54. Sueton. in vita Aug. cap. 42. Plin. lib. 18. cap. 23.*

vorgiebt? Sie waren so wenig im Stande, sich zu vermehren, daß sie vielmehr, wie es scheint, sich nicht ohne einen ungeheuern Zuwachs bey ihrer Zahl erhalten konnten; Und obgleich viele derselben beständig frey gelassen, und zu römischen Bürgern gemacht wurden; so nahm doch nicht einmal die Zahl dieser letztern eher zu, als bis den auswärtigen Provinzen das Bürgerrecht ertheilet wurde\*.

Der Name eines in der Familie geboren und aufgezogenen Sklaven war Verna\*\*; und diese  
Sklaven

\* Minore in dies plebe ingenua, saget Tacitus ann. lib. 4. cap. 27.

\*\* Da Servus der Name des Geschlechts, und Verna der Name einer besondern Art gewesen, ohne daß diese beyden Namen sich auf einander bezogen haben, so macht dieß eine starke Vermuthung, daß diese letztern ungemein viel schwächer gewesen. Es ist eine allgemeine Anmerkung, die wir über die Sprachen machen können, daß wenn zween Theile eines Ganzen in der Zahl, Rang, oder in anderer Betrachtung ein Verhältniß gegen einander haben, man allemal für beyde Theile Ausdrücke erfunden hat, die dieß Verhältniß anzeigen. Haben diese Theile kein solches merkliches Verhältniß gegen einander; so erfindet man bloß einen Ausdruck für den schwächeren Theil, um ihn von dem Ganzen zu unterscheiden. So sind Mann und Frau, Herr und Knecht, Vater und Sohn, Prinz und Unterthan, Fremder und Bürger, Ausdrücke, die sich auf einander beziehen. Aber die Wörter, See-

mann,

Skaven scheinen durch die Gewohnheit gewisse Vorrechte und Freyheiten vor andern erhalten zu haben; eine hinlängliche Ursache, warum die Herren nicht viele von dieser Art unterhielten \*. Wem die

mann, Tischler, Schneider u. s. f. haben keine solche Ausdrücke, die ihnen entgegen stehen, und diejenigen benennen, die nicht Seeleute zc. sind. Die Sprachen sind, in Absicht dieser Wörter, sehr verschieden, und man kann daraus vieles von den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Nationen schließen. Die kriegerische Verfassung des römischen Reichs unter den Kaisern hatte den Soldatenstand so hoch erhoben, daß er allen andern Ständen des Reichs das Gleichgewicht halten konnte; daher kam es, daß Miles und Paganus entgegen gesetzte Namen wurden, welches bisher bey den Alten nicht gewesen war, und bey den Neuern noch nicht ist. Der Aberglaube der neuern Zeiten erhob die geistlichen so hoch, daß sie die Oberhand in dem Staat bekamen; und daher wurden sich Geistliche und Layen in den neuern Sprachen, und auch nur in diesen allein, entgegen gesetzt. Aus eben diesen Gründen schließe ich, daß, wenn die Zahl der Skaven, welche die Römer aus fremden Ländern kauften, nicht ungleich stärker gewesen wäre, als die Zahl derer, die in ihren Häusern geboren wurden, so würde Verna einen entgegen gesetzten Ausdruck gehabt haben, der die erste Art der Skaven angezeigt hätte. Aber diese scheinen den größten Theil der alten Skaven ausgemacht zu haben, und die Letztern waren nur seltene Ausnahmen.

\* Verna wird bey den römischen Scribenten in eben der Bedeutung gebraucht, als Scurra wegen der

die Grundsätze der Anbauer unserer Pflanzstädte ein wenig bekannt sind, der wird die Richtigkeit dieser Anmerkung einsehen\*.

Atticus wird sehr gerühmt wegen seiner Fürsorge, die Zahl seiner Knechte durch diejenigen zu ergänzen, die ihm auf seinen Gütern geboren wurden. Können wir nicht daraus schließen, daß diese Gewohnheit damals nicht sehr häufig müße gewesen seyn\*\*.

Die Namen der Sklaven in den griechischen Comödien sind: Syrus, Mysus, Geta, Thray, Davus, Lydus, Phryr u. s. f. und diese Namen

der Unverschämtheit und des Muthwillens dieser Sklaven. Mart. lib. I. ep. 42. Horaz gedenkt auch der Vernae procaces, und Petron. cap. 24. vernula vrbalitas. Seneca de proud. cap. I. vernularum licentia.

\* Man rechnet in America, daß man jährlich an hundert Sklaven fünf verlieret, wo man nicht die Zahl durch angekaufte Sklaven ergänzt. Man kann nicht einmal in diesen warmen Ländern, wo die Kleidung und die Lebensmittel so wohlfeil sind, die alte Zahl erhalten. Wie viel weniger wird dieß in Europa, in großen Städten, oder in der Nachbarschaft großer Städte, geschehen?

\*\* Corn. Nepos in vita Attici. Wir bemerken, daß die Ländereyen des Atticus größtentheils in Epirus lagen, einer Provinz, die wegen ihrer Entfernung und Mangel an Einwohnern zur Sklavenzucht sehr bequem war.



men veranlassen eine große Vermuthung, daß wenigstens in Athen die Sklaven meistens aus fremden Ländern gewesen. Die Athenienser, saget Strabo \*, gaben ihren Sklaven entweder die Namen der Nation, aus der sie gekauft waren, als Lydus, Syrus, oder die Namen, so unter diesen Nationen am gewöhnlichsten waren: so nannten sie einen Phrygier, Manes oder Midas, einen Paphlagonier Tobias.

Demosthenes gedenkt eines Gesetzes, wodurch verbothen ward, den Sklaven eines andern zu schlagen, und preiset die Billigkeit dieses Gesetzes; er setzet hinzu, daß, wenn die Barbaren, von denen die Sklaven gekauft werden, wüßten, wie leutselig man ihnen in Athen begegne, sie die Athenienser ungemein hochschätzen würden \*\*. Isofrates \*\*\* saget gleichfalls, daß alle griechische Sklaven Barbaren gewesen.

Man weis, daß Demosthenes in seiner Minderjährigkeit von seinen Vormündern um ein ansehnliches Vermögen betrogen worden, welches er durch einen Proceß wieder erhielt. Die Reden, die er bey dieser Gelegenheit gehalten hat, sind noch vorhanden, und enthalten ein sehr genaues Verzeichniß der ganzen Verlassenschaft seines Vaters,

\* Lib. 7.

\*\* In Midiam, p. 221. ex edit. Aldi.

\*\*\* Panegy.

ters, \* an Geld, Waaren, Häusern und Sklaven, nebst einer Nachricht, wie viel ein jedes dieser Stücke werth gewesen. Unter andern waren dabey zwey und funfzig Sklaven, die Handwerksleute waren, nämlich zwey und dreyßig Schwerdfeger und zwanzig Cabinetmacher, oder vielmehr Bettmacher, alles Mannspersonen. Weiber, Kinder oder Familien werden mit keinem Worte gedacht; und sie hätten doch müssen erwähnt werden, wenn es zu Athen gewöhnlich gewesen wäre, die Sklaven zu verheirathen: und von diesem Umstande würde der Werth des Ganzen abgehungen haben. Sklavinnen werden gar nicht einmahl genannt, außer einige Kammermägde, die seiner Mutter zugehörten. Dieser Beweis ist sehr stark, wo nicht gar entscheidend.

‡ Lasset uns die Stelle des Plutarchs \*\* betrachten, wo er von dem ältern Cato redet: „Er hatte  
 „eine große Anzahl von Sklaven, die er bey dem  
 „Verkaufe der Kriegsgefangenen zu erhandeln pflegte;  
 „er kaufte immer junge Sklaven, damit er sie  
 „zu einer jeden Lebensart gewöhnen, und in jeder  
 „Arbeit könnte unterrichten lassen, so wie man junge  
 „Hunde oder Pferde zu allem abrichten kann.  
 „Und da er die Liebe für die vornehmste Ursache  
 „aller Unordnungen hielt, so erlaubte er es, daß  
 „seine Sklaven mit seinen Sklavinnen zuhalten  
 „möchten, wenn sie für diese Freyheit eine gewisse  
 „Summe

\* in Aphobum orat. I.

\*\* In uita Catonis.

„Summe bezahleten: aber er verboth ihnen sehr scharf, mit fremden Liebeshändel zu haben.“ Findet man in dieser Erzählung die geringsten Spuren der vorgegebenen Fürsorge der Alten für die Verheirathung und Fortpflanzung ihrer Sklaven? Wäre dieß ein gewöhnlicher Gebrauch gewesen, der sich auf den allgemeinen Vorthheil gegründet hätte, so würde ihn gewiß Cato beobachtet haben, der ein so großer Hauswirth war, und zu einer Zeit lebte, wo die alte Mäßigkeit und Einfalt der Sitten noch galt.

Die Verfasser des römischen Rechts haben ausdrücklich angemerkt, daß fast niemand in der Absicht Sklaven kaufe, um neue Sklaven von ihnen zu ziehen \*.

Jch

\* Non temere ancillae eius rei causa comparantur, vt pariant, Digest. Lib. 5. tit. 3. de haered. petit. lex 27. Die folgenden Stellen sagen eben dasselbe. Spadonem morbosum non esse, neque vitiosum verius mihi videtur; sed sanum esse, sicuti illum, qui vnum testiculum habet, qui etiam generare potest. Digest. lib. 2. tit. 1. de aedilitio edicto, lex 6. sect. 2. Sin autem quis ita spado sit, vt tam necessaria pars corporis penitus absit, morbosus est. Id. Lex 7. Es scheint, daß man nur in so fern auf sein Unvermögen sah, als sein Leben oder seine Gesundheit Schaden litte. In andern Absichten war er eben so gültig, als ein anderer. Von den Sklavinnen gilt eben dasselbe. Quaeritur de ea muliere, quae semper mortuos parit, an morbosa sit; et ait Sabinus,

Ich gestehe es, unsere Lakeyen und Mägde tragen nicht viel zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts bey: aber außer denenjenigen Sklaven, welche die Alten zu ihrer Bedienung gebrauchten, ließen sie alle ihre Arbeiten durch Sklaven verrichten; und einige Große hatten bis zehn tausend derselben. Wenn man also vermuthen kann, daß diese Einrichtung der Fortpflanzung schädlich gewesen, (und dieselbige Ursache, die wir haben, dieses, in Absicht auf unsere ihigen Bedienten, zu glauben, gilt auch wenigstens zum Theil von den alten Sklaven). Wie verderblich muß alsdenn die Sklaverey gewesen seyn?

Die Geschichte gedenkt eines römischen Edelmannes, der mit vier hundert seiner Sklaven unter einem Dache war; und da er von einem derselben

binus, si vulvae vitio hoc contingit, morbosam esse. Id. lex 14. Man hat selbst daran gezweifelt, ob ein schwangeres Weib krank oder angesteckt sey; und es ist festgesetzt worden, daß sie gesund sey, nicht weil ihre Kinder so viel werth wären, sondern weil es das natürliche Amt oder die Berrichtung der Weiber wäre, Kinder zur Welt zu bringen. Si mulier praegnans venerit, inter omnes conuenit sanam eam esse. Maximum enim ac praecipuum munus foeminarum accipere, ac tueri conceptum. Puerperam quoque sanam esse: si modo nihil extrinsecus accedit, quod corpus eius in aliquam valetudinem immitteret. De sterili, Coelius, distinguere Trebatium, dicit, vti natura sterilis sit, sana sit. Si vitio corporis, contra. Id.

selben in seinem Hause aus Rachbegierde ermordet ward, vollzog man das Gesetz aufs strengste, und ließ alle ohne Unterschied hinrichten \*. Viele andere römische Edelleute hatten eben so viel, wo nicht noch mehr Hausgesinde; und dieses wäre wohl kaum möglich gewesen, wenn man setzt, daß alle Sklaven verheirathet gewesen, und daß alle Kinder gezeuget hätten \*\*.

Schon zur Zeit des Poeten Hesiodus \*\*\* hielt man verheirathete Sklaven und Sklavinnen für sehr undienlich. Wie vielmehr wird man es nicht damals gethan haben, da das Gesinde so zahlreich ward, als es in Rom gewesen ist, und da die alte Einfalt der Sitten aus allen Ständen des Volks verbannet war.

Xenophon preiset es in seinen Büchern von der Landwirthschaft sehr an, eine genaue Aufsicht darauf zu haben, daß die Sklaven und Sklavinnen in einer gewissen Entfernung von einander liegen möchten. Es scheint nicht, als wenn er voraus setzet, daß sie jemals verheirathet gewesen.

P 2

Die

\* Tacit. Ann. Lib. XIV. cap. 43.

\*\* Die Sklaven hatten in den großen Häusern kleine Behältnisse, die Cellae hießen. Daher ward der Name Celle auf die Wohnungen der Mönche in den Klöstern übergetragen. Siehe mit mehrern hiervon Iust. Lipsius, Saturn. I. cap. 14. Dieß giebt ein starkes Vorurtheil wider die Verheirathung und Fortpflanzung der Sklaven.

\*\*\* Opera et dies lib. 2. l. 24. et l. 220.

Die einzigen Sklaven unter den Griechen, von denen es scheint, daß sie ihr Geschlecht fortgepflanzt haben, waren die Heloten, die besonders wohnten, und mehr Sklaven des gemeinen Wesens, als einzelner Personen waren \*.

Die Alten reden so häufig von einem festgesetzten Maasse von Speisen, so einem jeden Sklaven bestimmt gewesen \*\*, daß wir natürlicher Weise daraus schließen müssen, daß sie fast alle besonders gelebet, und dieß gesetzte Maass von Speisen als eine Art von Kostgeld bekommen haben.

Es scheint in der That, daß die Verheirathung der Sklaven selbst bey den Landleuten, von denen man es noch am ersten hätte vermuthen sollen, nicht sehr gewöhnlich gewesen. Cato \*\*\* berechnet die Sklaven, die zum Anbau eines Weingartens von hundert Morgen nöthig sind; er fordert funfzehn darzu; den Aufseher und sein Weib, (Villicus und Villica) und dreyzehn Sklaven. Zu einer Delplantation von zweyhundert und vierzig Morgen rechnet er den Aufseher und sein Weib, und eilf Sklaven: und so rechnet er mehr oder weniger Sklaven; je nachdem der Weinberg oder die Plantation größer oder kleiner ist.

Var.

\* Strabo, lib. 8.

\*\* Vid. Cato de re rustica, cap. 56. Donatus in Phormion. l. 1. 9. Seneca epist. 80.

\*\*\* De re rust. cap. 10. 11.

Varro \*, der diese Stelle des Cato anführet, hält die Berechnung für richtig, das letztere angenommen. Denn da es nothwendig ist, saget er, daß man zu jedem Weinberge oder Plantation, sie mögen groß oder klein seyn, einen Aufseher mit seinem Weibe haben muß; so verändert dieser Umstand das angegebene Verhältniß. Wäre die Berechnung des Cato in anderer Absicht irrig gewesen, so würde sie gewiß Varro verbessert haben, der sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, einen so geringen Irrthum zu entdecken.

Eben dieser Schriftsteller \*\* und Columella \*\*\* preisen es als nothwendig an, dem Aufseher ein Weib zu geben, um ihn dadurch desto getreuer in dem Dienste seines Herrn zu machen. Dieß war also eine Art von einer besondern Nachsicht gegen einen Sklaven, auf den man ein so großes Vertrauen gesetzt hatte.

An eben der Stelle führet es Varro als eine sehr nützliche Vorsicht an, nicht zu viel Sklaven von einer Nation zu kaufen, damit sie nicht Neueren und Aufruhr anstiften möchten: er setzet voraus, daß in Italien der größte Theil selbst derjenigen Sklaven, die zum Landbaue gebraucht wurden, (denn er redet von keinen andern)

P 3

aus

\* Lib. I. cap. 18.

\*\* Lib. I. cap. 17.

\*\*\* Lib. I. cap. 18.

aus den entfernten Provinzen gekauft worden. Es ist bekannt, daß die Hausflaven in Rom, die Werkzeuge der Pracht und Ueppigkeit waren, gemeiniglich aus den östlichen Ländern gebracht wurden. Wenn Plinius von der eifersüchtigen Fürsorge der Herren redet, saget er: Hoc profecere mancipiorum legiones, et in domo turba externa; ac seruorum quoque causa nomenclator adhibendus \*.

Varro \*\* preiset es in der That an, junge Schäfer von den Kindern der Alten zu ziehen. Denn da die Ländereyen, so zur Weyde geschickt waren, gemeiniglich an entfernten und wohlfeilen Dertern waren, und ein jeder Schäfer in seiner Hütte besonders wohnete; so hatte seine Verheirathung und Vermehrung nicht die Unbequemlichkeiten, die diese Umstände in theuren Dertern, und wo viele Knechte in einer Familie lebten, nothwendig nach sich ziehen mußten; und dieses war allezeit der Fall bey denjenigen römischen Landgütern, die Wein oder Korn hervorbrachten. Wenn wir diese Ausnahme, die in Absicht der Schäfer gemacht worden, betrachten, und die Ursache derselben erwägen, so werden wir darinn eine starke Befräftigung unserer angeführten Vermuthungen finden \*\*\*.

Ich

\* Lib. 33. cap. 1.

\*\* Lib. 2. cap. 10.

\*\*\* Pastoris duri est hic filius, ille bubulci. Iuuen. Sat. XI. 151.



Ich gestehe es, Columella \* giebt den Herren den Rath, ihren Sklavinnen, die ihnen über drey Kinder aufgezogen, eine Belohnung und gar die Freyheit zu schenken: ein Beweis, daß die Alten bisweilen ihre Sklaven zur Fortpflanzung gebrauchet haben, welches in der That nicht kann geleugnet werden. Wäre dieß nicht gewesen, so würde die Sklaverey, die bey den Alten so gewöhnlich war, der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts einen Nachtheil zugezogen haben, der auf keine Weise hätte können ersetzt werden. Ich will aber auch weiter nichts beweisen, als daß die Sklaverey überhaupt, sowohl der Glückseligkeit, als auch der Vermehrung der Menschen schädlich gewesen, und daß die Gewohnheit, gemietete Bedienten zu unterhalten, zu diesen Absichten weit vortheilhafter sey.

Die Gesetze, oder, wie sie von einigen Schriftstellern genennet werden, die Neuterereyen der Grachen wurden dadurch veranlasset, daß sie den Anwachs der Sklaven in ganz Italien, und die Abnahme der freyen Bürger bemerkten. Ap-  
pian \*\* schreibt diesen Zuwachs der Fortpflanzung der Sklaven bey. Plutarch \*\*\* giebt für die Ursache desselben die Erkaufung gefesselter und ein-  
P 4 geker-

\* Lib. I. cap. 8.

\*\* De bell. civ. lib. 1.

\*\*\* In vita Tib. et C. Grachi.

## 232 Von der Menge der Menschen

geferkterter Sklaven an, (*βαρβαρῶνα δεσπο-  
τηρία \**).

Sicilien, saget Florus \*\*, war voll von Ergastulis, und ward von gefesselten Ackerleuten gebauet. Lunus und Athenio erregeten den Sklavenkrieg, indem sie jene ungeheuren Kerker ausbrachen, und sechzig tausend Sklaven die Freyheit schenkten. Der jüngere Pompejus verstärkete sein Heer in Spanien durch eben dieses Mittel \*\*\*. Wenn alle Ackerleute im römischen Reiche sich in eben den Umständen befunden haben, und wenn es schwer, oder unmöglich war, besondere Wohnungen für die Familien der Sklaven in den Städten aus zu finden; wie schädlich muß alsdenn diese Einrichtung der Sklaverey der Fortpflanzung

\* Eben das beweiset diese Stelle aus dem ältern Seneca ex controuersia. lib. 5. Arata quondam populis rura singulorum ergastulorum sunt; latiusque nunc villici, quam olim reges, imperant. Plinius saget: At nunc eadem, vincti pedes, damnatae manus, inscripti vultus exercent, lib. 18. cap. 3. Und so auch Martial:

Et sonet innumera compede Thuseus ager,  
lib. 9. ep. 23. Und Lucan:

Tum longos iungere fines,  
Agrorum, et quondam duro sulcata Camilli  
Vomere, et antiquas Curiorum passa ligones,  
Longa sub ignotis extendere rura colonis. lib. 1.

Vincto fossore coluntur

Hesperiae segetes

\*\* Lib. 3. cap. 19.

\*\*\* Id. Lib. 4. cap. 3.

pflanzung, und wie sehr muß sie der Menschlichkeit zuwider gewesen seyn?

Constantinopel erfordert iſo eben den Zuwachs von Sklaven aus den Provinzen, den Rom vormals erforderte, und diese Provinzen sind also nichts weniger als volkreich.

Egypten sendet beständig, nach dem Bericht des Herrn Maillet, Colonien von schwarzen Sklaven nach den andern Theilen des türkischen Reiches, und empfängt dafür jährlich eben so viel weiße Sklaven. Die erstern werden aus dem Innersten von Africa, und die letztern aus Mingrelien, Circasien, und der Tartarey geholet.

Unsere Klöster sind ohne Zweifel eine sehr schlechte Einrichtung; aber man hat Ursache zu glauben, daß in den alten Zeiten jede große Familie in Italien, und vermuthlich auch in den andern Theilen der Welt, ein Kloster gewesen. Und ob wir gleich Ursache haben, alle solche päpstliche Einrichtungen zu verabscheuen, als die den elendesten Aberglauben unterhalten, dem gemeinen Wesen beschwerlich, und den armen Gefangenen vom männlichen und weiblichen Geschlechte unerträglich sind; so ist es dennoch die Frage: ob sie der Bevölkerung des Staats so schädlich sind, als man sich gemeiniglich einbildet? Würde das Land, welches einem Kloster zugehöret, von einem Edel-

P 5

manne

manne besessen, so würde er seine Einnahmen auf Hunde, Pferde, Kammerdiener, Laketen, Köche und Mägde verwenden; und seine Familie würde nicht viel mehr Bürger liefern, als das Kloster.

Die gemeinen Ursachen, warum Aeltern ihre Töchter in die Klöster stecken, sind diese, damit sie nicht von einer gar zu zahlreichen Familie möchten belästiget werden; aber die Alten hatten hierzu ein Mittel, das fast eben so unschuldig war, und diesen Zweck weit besser erreichte; nämlich sie legten ihre Kinder in ihrer ersten Kindheit an Dertter, da sie umkommen mußten. Dieser Gebrauch war sehr gemein, und wird von keinem Schriftsteller dieser Zeiten mit dem verdienten Abscheu \* oder nur mit Tadel angeführet. Plutarch, der leutselige, der Menschen freundlich gesinnete Plutarch, \*\* rühmet es als eine Tugend am Attalus, dem Könige von Pergamus, daß er alle seine Kinder ermordete, oder, wenn man es anders nennen will, auf obgedachte Weise wegwarf, damit er seine Krone seinem Brudersohne, dem Eumenes, lassen möchte: er wollte hierdurch seine Erkenntlichkeit und Liebe gegen den Eumenes an den Tag legen, weil er ihn zum Nachtheile seines eigenen Sohnes zu seinem Erben eingesetzt hatte. Es war Solon, der berühmteste von allen griechischen Weisen,

\* Tacitus tadelst es. De morib. Germ.

\*\* De fraterno amore. Seneca billiget auch das Wegwerfen der schwachen und kränklichen Kinder. De Ira Lib. 1. cap. 15.

sen, der durch ein Gesetz den Aeltern die Erlaubniß gab, ihre Kinder umzubringen \*.

Wollen wir denn behaupten, daß die beyden Umstände, nämlich das Klosterleben, und das Wegwerfen der Kinder einander aufheben, und daß sie auf gleiche Weise der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hinderlich gewesen? Ich sollte fast denken, daß hier der Vortheil auf der Seite des Alterthumes sey. Vielleicht hat diese barbarische Gewohnheit, durch einen wunderlichen Zusammenhang der Ursachen, dazu dienen können, diese Zeiten noch volkreicher zu machen.

Da sich das Schrecken verlor, das eine gar zu zahlreiche Familie erregt, bequemeten sich manche zur Heirath; und so stark ist die natürliche Liebe, daß, in Vergleichung, nur sehr wenige Entschließung genug haben werden, wenn es zur Sache selbst kommt, ihr vorgefaßtes Vorhaben auszuführen.

China ist das einzige Land, wo diese barbarische Gewohnheit, die Kinder wegzuwurfen, noch herrschet; und es ist doch das volkreichste Land, das wir kennen, wo sich alle Leute vor dem zwanzigsten Jahre verheirathen. Solche frühe Heirathen könnten kaum allgemein seyn, wenn man nicht ein so leichtes Mittel voraussähe, sich von  
feinen

\* Sext. Emp. Lib. 3. cap. 24.

seinen Kindern loszumachen. Ich gestehe es, Plutarch \* redet von diesem Gebrauche, als einem sehr allgemeinem Grundsatz der Armen; und da die Reichen damals vom Heirathen abgeneigt waren, wegen der Schmeichelen, die ihnen diejenigen erzeigten, die auf ihre Erbschaft hoffeten; \*\* so mußte das Gemeinewesen sich nothwendig schlecht dabey befinden.

In keiner Wissenschaft ist der erste Anschein betrüglicher, als in der Staatskunst. Findlingshospitäler scheinen der Vermehrung zuträglich zu seyn; und vielleicht können sie es auch unter gehöriger Einschränkung seyn. Aber wenn sie allen ohne Unterschied offen stehen; so haben sie vermuthlich eine widrige Wirkung, und sind dem Staate schädlich. Man rechnet, daß jedesmal das neunte Kind, das in Paris geboren wird, ins Hospital kömmt, ob man gleich nach dem gemeinen Laufe der Sachen glauben sollte, daß unter hundert Kindern nicht ein einziges sey, dessen Aeltern ganz und gar unfähig wären, es zu ernähren und zu erziehen.

Der

\* De amore prolis.

\*\* Die Gewohnheit, seinen Freunden ansehnliche Vermächtnisse, zum Nachtheile naher Verwandten, zu hinterlassen, war in Griechenland sowohl, als in Rom gemein, wie wir aus dem Lucian schließen können. Dieser Gebrauch gilt in den neueren Zeiten nicht viel mehr, und Ben Johnsons Volpone ist also fast gänzlich aus den alten Schriftstellern genommen, und schickt sich besser für die Sitten jener Zeiten.

Der unendliche Unterschied zwischen einer Erziehung im Hospitale, und einer Familier erziehung, sollte uns bewegen, den Eintritt in ein Hospital nicht allzu leicht und allzu lockend zu machen. Seine Kinder umzubringen, ist der Natur anstößig, und muß also ganz ungewöhnlich seyn; aber die Sorge für dieselben andern aufbürden zu können, dieß ist eine große Versuchung für die natürliche Faulheit der Menschen\*.

Nachdem wir den Hausstand, und die Sitten der Alten, in Absicht auf denselben, mit der Aufführung der Neuern in diesem Puncte verglichen haben, wobey wir, wie es scheint, in der Hauptsache den Vortheil über die Alten haben; so wollen wir isund die politischen Gebräuche und Einrichtungen beyder Zeitalter untersuchen, und ihren Einfluß in die Verhinderung oder Beförderung der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes erwägen.

Vor dem Anwachse der römischen Gewalt, oder vielmehr ehe dieselbe völlig festgesetzt war, waren  
fast

- \* Man kann mit Recht dafür halten, daß die Freyheit der Ehescheidungen in Rom gleichfalls vom Heirathen abgeschreckt habe. Dieser Gebrauch verhindert die Uneinigkeiten nicht, die aus einer widrigen Gemüthsbeschaffenheit entstehen, sondern vermehret sie vielmehr, und verursacht die Uneinigkeiten, die aus dem Eigennuse entstehen. und von weit gefährlichern Folgen sind. Siehe mit mehrerem hiervon Essays moral and political, Essay XXI. Vielleicht müssen auch die unnatürlichen Lüste der Alten hier in Betrachtung gezogen werden.

## 238 Von der Menge der Menschen

fast alle Völker, die in der alten Geschichte vorkamen, in kleine Länder oder kleine Republiken abgetheilet; wo folglich eine große Gleichheit der Güter obwaltete, und der Mittelpunct des Staats allezeit nahe bey seiner Gränze war. In diesen Umständen befand sich nicht allein Griechenland und Italien, sondern auch Spanien, Gallien, Germanien, Africa, und ein großer Theil von Kleinasien; und man muß bekennen, daß keine Einrichtung zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bequemer seyn könne, als diese. Denn obgleich diejenigen, die überflüssige Güter besitzen, da sie nicht im Stande sind, mehr zu verzehren, als andere, dieselben nothwendig mit denen theilen müssen, die ihnen dienen und aufwarten; so haben doch diese Leute, weil ihr Besiz ungewiß und erbettelt ist, die Aufmunterung zum Heirathen nicht, als wenn sie ein kleines aber sicheres und unabhängiges Glück hätten. Außer dem sind sehr große Städte der Gesellschaft schädlich; sie bringen Laster und Unordnungen von aller Art hervor; sie entziehen den entferntern Provinzen den Unterhalt, und entziehen ihn sich selbst, da sie alle Lebensmittel zu so hohen Preisen erheben. Wenn ein jeder sein kleines Haus und Feld für sich hat, und jede kleine Landschaft ihre freye und unabhängige Hauptstadt hat: wie glücklich sind alsdenn nicht die Menschen! und wie sehr befördert eine solche Einrichtung den Fleiß und den Ackerbau, die Heirathen und die Fortpflanzung? Wenn das Vermögen zu zeugen, das die Menschen haben, in seiner völligen Stärke wirkete; so würde die  
Zahl



Zahl der Menschen in jedem Menschenalter verdoppelt werden; wenn nämlich dieses Vermögen nicht durch Armuth und Nothwendigkeit eingeschränkt würde: und gewiß, nichts kann demselben mehr Freyheit zu wirken geben, als solche kleine Republiken, und solche Gleichheit der Glücksgüter unter den Bürgern. In allen kleinen Staaten findet sich natürlicher Weise eine Gleichheit der Güter, weil man in demselben keine Gelegenheit hat, sich weit auszubreiten; aber in kleinen Republiken findet diese Gleichheit noch mehr statt, wegen der ihnen wesentlichen Vertheilung der Gewalt und des Ansehens.

Da sich Xenophon nach dem berühmten Felzuge des Cyrus zurück gezogen hatte, vermiethe er sich mit sechstausend Griechen an den Seuthes, einen thracischen Prinzen; und in dem Vergleiche ward bedungen, daß ein jeder Soldat monatlich einen Dariken, jeder Hauptmann zwey, und er selbst, als Anführer, viere bekommen sollte; eine Einrichtung des Soldes, worüber sich unsere Officiers nicht wenig verwundern würden \*.

Als Demosthenes und Aeschines mit noch acht andern, als Gesandte an den Philippus von Macedonien abgeschickt wurden, ward ihnen ohngefähr auf vier Monate ein Gehalt von tausend Drachmen bestimmet, welches noch nicht einen  
Drach-

\* De exped. Cyr. Lib. 7.

Drachmen für jeden Gesandten täglich macht \*. Aber, ein Drachme, wo nicht gar zwey, war das tägliche Gehalt eines gemeinen Fußknechtes \*\*.

Ein Hauptmann hatte bey den Römern zu Polybius \*\*\* Zeiten nichts mehr als den doppelten Sold eines gemeinen Soldaten; und die Geschenke, die ihnen nach einem Triumph gemacht wurden, waren folglich nach diesem Verhältnisse eingerichtet †. Aber Marcus Antonius und das Triumvirat gaben den Hauptleuten fünfmal so viel, als den Gemeinen ††. Um so viel hatte also der Anwachs der Republik die Ungleichheit unter den Bürgern vermehret †††.

Man muß bekennen, daß die Verfassung der neuern Staaten, in Absicht auf die bürgerliche Freyheit, und die Vertheilung der Güter, der  
Fort.

\* Demosth. de falsa Leg. Er nennet es eine ansehnliche Summe.

\*\* Thucyd. Lib. 3. \*\*\* Lib. 6. cap. 37.

† Tit. Liu. Lib. 41. cap. 7. 13. et alibi passim.

†† Appian. de bell. ciu. Lib. 4.

††† Cäsar gab den Hauptleuten ein Geschenk, das zehnmal mehr werth war, als das, so er einem gemeinen Soldaten gab. De bell. Gallico Lib. 8. In der rhodischen Auswechselung, deren hernach wird gedacht werden, wird kein Unterschied, nach dem Range bey der Armee, in der Ranzion gemacht.

Fortpflanzung und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts bey weitem nicht so vortheilhaft sey. Europa ist größtentheils in große Monarchien eingetheilet, und die kleinen Länder in denselben werden gemeinlich von unumschränkten Prinzen regieret, die ihr Volk, durch eine lächerliche Nachäffung der größern Monarchen in dem Glanze ihrer Höfe und Anzahl ihrer Truppen, unglücklich machen. Nur die Schweiz und Holland gleichen den alten Republiken; und obgleich die Schweiz im geringsten keine Vortheile, weder in Absicht des Bodens, des Clima, noch der Handlung besitzt; so beweiset doch die große Anzahl von Volke, das in dieser Republik ist, (ob sich gleich ihre Bürger fast an alle Prinzen in Europa vermiethen) zur Genüge die Vorzüge ihrer politischen Verfassung.

Die alten Republiken setzten ihre vornehmste oder vielmehr ihre einzige Sicherheit in die Menge der Bürger. Da die Trachinienser eine große Anzahl Volk eingebüßet hatten, wandten sich die Uebriggebliebenen an Sparta, ihre Hauptstadt, um von da einen neuen Zuwachs von Einwohnern zu bekommen, anstatt sich durch die Verlassenschaft der abgegangenen Bürger zu bereichern. Die Spartaner brachten alsobald zehntausend Mann zusammen, unter welche die alten Bürger die Aelcker der Umgekommenen austheilten \*.

Nach.

\* Diod. Sic. Lib. 12.

Thucyd. Lib. 3.

Nachdem Timoleon den Dionysius aus Syracus verbannet, und Sicilien wieder in Ordnung gebracht hatte, sah er, daß die Städte, Syracus und Sellinuntium, durch Tyranny, Krieg und Aufruhr, ungemein entvölkert worden, und lud aus Griechenland neue Einwohner ein, um sie wieder zu bevölkern \*. Alsobald bothen sich vierzigtausend Mann an, Plutarch \*\* sagt sechzigtausend), und er theilte das Land, zum großen Vergnügen der alten Einwohner, in eben so viel Theile unter sie aus. Wir sehen hieraus die Grundsätze der alten Politik, der mehr daran gelegen war, daß der Staat bevölkert, als daß er reich sey; und es zeigt zugleich die gute Wirkung dieser Grundsätze, daß ein so kleines Land, als Griechenland, so volkreich war, daß es auf einmal eine so starke Colonie hergeben konnte. Die römische Republik befand sich in den ersten Zeiten fast in eben den Umständen. Der ist ein gefährlicher Bürger, der sich nicht mit sieben Moragen Landes begnügen kann, sagete M. Curius \*\*\*. Solche Begriffe  
von

\* Diod. Sic. Lib. 16.

\*\* In vita Timol.

\*\*\* Plin. Lib. 18. cap. 3. Eben derselbe sagt cap. 6. Verumque fatentibus latifundia perdidere Italiam, iam vero et prouincias. Sex domi semissem Africae possidebant, cum interfecit eos Nero princeps. In dieser Absicht waren die barbarischen Hinrichtungen der ersten römischen Kaiser der Bevölkerung des gemeinen Wesens nicht so schädlich, als man sich etwa einbilden möchte.

von der Gleichheit müssen nothwendig eine große Anzahl Volks hervorbringen.

Nun müssen wir auch die Hindernisse und die Einschränkungen betrachten, wodurch der Ueberfluß an Volk von Seiten der Regierungsform und Staatsmaximen der Alten gelitten hat. Jeder Zustand der Menschen hat gemeiniglich seine Ersezungen; und obgleich diese Ersezungen nicht allemal von vollkommen gleichem Werthe mit dem Uebel sind, so durch einen gewissen herrschenden Grundsatz verursacht wird; so dienen sie doch wenigstens darzu, denselben einzuschränken. Sie mit einander zu vergleichen, und ihren Einfluß zu bestimmen, ist selbst alsdenn schwer, wenn sie in einem Zeitalter und in benachbarten Ländern statt finden; aber wenn verschiedene Zeitpuncte darzwischen sind, und die alten Schriftsteller uns nur zerstreutes Licht geben, was bleibt uns da anders übrig, als daß wir über einen so wichtigen Vorwurf für und wider streiten, und dadurch unsere übereilten und gewaltsamen Schlüsse verbessern?

Erstlich merken wir an, daß die alten Republiken fast beständig im Kriege verwickelt gewesen;

Q. 2

sen;

Dieses Blutbad hörte nicht eher auf, als bis die berühmten Familien ausgerottet waren, die den Raub der Welt in den letzten Zeiten der Republik besaßen. Der neue Adel, der an ihre Stelle kam, war nicht so ansehnlich, wie wir aus dem Tacitus sehen. Ann. Lib. 3. cap. 55.

## 244 Von der Menge der Menschen

sen; es war dieses eine natürliche Wirkung ihres kriegerischen Geistes, ihrer Liebe zur Freyheit, ihrer Nacheiferung unter einander, und des Hasses, der durchgehends unter Nationen herrschet, die gar zu nahe Nachbarn sind. Nun ist ein Krieg in einem kleinen Staate viel verderblicher, als in einem großen; theils, weil alle Einwohner zu Felde ziehen müssen, theils, weil der Staat nichts als Gränze ist, und den Einfällen der Feinde ganz offen steht.

Die Kriegsmaximen der Alten waren weit verderblicher, als sie zu unsern Zeiten sind; vornehmlich durch die Austheilung des Raubes, den man den Soldaten erlaubete. Die gemeinen Soldaten in unseren Heeren sind ein so niederträchtiges Gesindel, daß wir finden, daß ein jeder Ueberfluß über ihren gewöhnlichen Gehalt, Unordnung, Verwirrung, und eine vollkommene Verabsäumung der Kriegszucht hervorbringt. Eben die niederträchtige und schlechte Aufführung dererjenigen, aus denen unsere Heere bestehen, machet, daß sie denen Ländern, die sie anfallen, nicht so fürchterlich und schädlich sind. Dieß Beyspiel lehret, unter andern, wie betrüglich der erste Anschein in politischen Untersuchungen sey \*.

Die

\* Da die alten Soldaten freye Bürger waren, und nicht zur niedrigsten Classe gehörten, so waren sie alle verheirathet. Unsere Soldaten werden ent-

Die alten Schlachten waren eben wegen der Beschaffenheit der Waffen, deren man sich in denselben bediente, viel blutiger. Die Alten machten ihre Schlachtordnungen sechzehn bis zwanzig, zuweilen wohl funfzig Mann hoch, und folglich war die Spitze sehr schmal. Es war leicht ein Feld zu finden, worinnen beyde Heere konnten geordnet und handgemein werden. Selbst da, wo ein Haufen Kriegsvölker durch Hecken, Hügel, Gebüsche oder hohle Wege abgehalten ward, hatten sie Zeit, weil das Treffen nicht so bald entschieden ward, die Hindernisse, die sich ihnen widersetzten, zu überwinden, und an der Schlacht Theil zu nehmen. Da also das ganze Heer fochte, und ein jeder, Mann vor Mann, es mit seinem Gegner aufnahm, waren die Schlachten gemeiniglich sehr blutig, und es war an beyden Seiten ein grausames Morden, vornehmlich unter den Ueberwundenen. Die langen, dünnen Reihen, welche das Schießgewehr erfordert, und die geschwinde Entscheidung der Schlacht, machen, daß in unseren heutigen Treffen sich nur Theile des Heeres mit einander schlagen, und setzen den Feldherrn, der am hellen Tage geschlagen wird, in den Stand, den größten Theil seines Heeres unverfehrt zurück zu ziehen. Könnte Solards Entwurf, die Schlachtordnung in Form

N 3

einer

entweder gezwungen, ehelos zu leben, oder es tragen auch ihre Heirathen nicht viel zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts bey. Es ist dieß ein Umstand, der vielleicht zum Vortheile der Alten muß in Betrachtung gezogen werden.

## 246 Von der Menge der Menschen

einer Columne zu stellen \*, statt finden, (welches doch unmöglich scheint), so würden unsere Schlachten eben so blutig, als der Alten ihre, werden.

Die Schlachten der Alten wurden durch ihre Dauer, und durch ihre Aehnlichkeit mit einer einzelnen Schlageren, zu einem Grade der Wuth gebracht, die in unsern Tagen ganz unbekannt ist. Nichts, als die Hoffnung des Gewinns, wenn sie die Gefangenen zu Sklaven machten, konnte die streitenden Parteyen bewegen, einander Quartier zu geben. In bürgerlichen Kriegen waren die Schlachten, wie wir aus dem Tacitus sehen \*\*, am blutigsten, weil die Gefangenen nicht zu Sklaven gemachet wurden.

Wie hartnäckig muß der Widerstand gewesen seyn, da der Ueberwundene ein so hartes Schicksal erwartete! Mit welcher Erbitterung und Wuth muß man gefochten haben, da die Kriegsmaximen in aller Absicht so blutig und grausam waren!

Man

- \* Was hat die Columne für Nutzen, wenn sie des Feindes Linie gebrochen hat? keinen a..dern, als daß sie den Feinden in die Seite fällt, und alles das, was ihr nahe ist, durch ein Feuer von allen Seiten in Unordnung bringt. Aber muß sie nicht, ehe sie durchbrechen kann, den Feinden eine Seite bloß geben, die dem Feuer des kleinen Gewehres, und was noch viel schlimmer ist, dem groben Geschüze, ausgesetzt ist?

\*\* Hist. Lib. 1. cap. 44.



Man findet oft in der alten Geschichte, daß die Einwohner in belagerten Städten, ehe sie dem Feinde die Thore geöffnet, lieber ihre Kinder und Weiber umgebracht, und sich selbst in einen freywilligen Tod gestürzet haben, da sie vielleicht noch den kleinen Trost hatten, daß sie sich dadurch an ihrem Feinde rächen würden. Die Griechen sowohl, als die Barbaren \*, sind oft zu diesem Grade der Wuth gebracht worden; und eben dieser gefetzte Geist und diese Grausamkeit müssen in vielen andern Fällen, die weniger merkwürdig sind, für die menschliche Gesellschaft ausnehmend verderblich gewesen seyn; vornehmlich in den kleinen Republiken, die so nahe Nachbarn waren, und sich beständig in den Haaren lagen.

Oft wurden, saget Plutarch \*\*, die Kriege in Griechenland bloß durch Einfälle, Plünderungen, und Seeräuberereyen geführt. Diese Art zu kriegen muß in kleinen Staaten verderblicher gewesen seyn, als die blutigsten Schlachten und Belagerungen.

Nach den Gesetzen der zwölf Tafeln wurden unbewegliche Güter, durch einen Besiz von zwey Jahren, und bewegliche Güter, durch einen Besiz

N 4

siz

\* Z. E. Abydus, deren Livius gedenkt Lib. 31. cap. 17. 18. und Polyb. Lib. 18. So auch die Kanthier. Appian de bell. civil. Lib. 4.

\*\* In vita Arati.

## 248 Von der Menge der Menschen

sich von einem Jahre, verjähret \*. Dieß zeigt an, daß, während dieser Zeit, in Italien nicht viel mehr Ordnung, Ruhe, und gut eingerichtete Policcy gewesen, als ihund unter den Tartarn ist.

Der einzige Auswechslungsvergleich, den ich in der alten Geschichte finde, ist der, so zwischen dem Demetrius Poliorcetes und den Rhodiern geschlossen ward; da man sich darüber verglich, daß ein freyer Bürger für tausend Drachmen, und ein Sklave, der die Waffen trug, für fünf- hundert sollte ausgelöset werden \*\*.

Aber zum zweyten scheint es, daß die alten Sitten nicht allein zu Kriegs- sondern auch zu Friedenszeiten, in allen Absichten der Fortpflanzung bey weitem nicht so zuträglich gewesen, als die unsrigen sind, wenn wir die Liebe zur bürgerlichen Freyheit und die Gleichheit ausnehmen, die allerdings von sehr großer Wichtigkeit sind. Es ist sehr schwer, wo nicht gar unmöglich, die Unruhen der Parteyen aus einer freyen Regierung zu verbannen; aber diese eingewurzelte Wuth zwischen den Parteyen, und diese blutigen Grundsätze, fin-  
det

\* Instit. Lib. 2. cap. 6. Es ist wahr, eben dieses Gesetz scheint bis auf die Zeit Justinians gedauert zu haben. Aber Mißbräuche, die durch die Barbarey eingeführet worden, werden nicht allemal durch eine gute bürgerliche Verfassung verbessert.

\*\* Diodor. Sic. Lib. 20.

det man zu unsern Zeiten nur noch bey den Religionsparteyen, da abergläubige Priester die Ankläger, Richter und Bollstreckter sind. In der alten Geschichte finden wir allezeit, daß, wenn die eine Partey die Oberhand bekam, es mochte nun der Adel oder das Volk seyn, (denn ich kann hierinn keinen Unterschied bemerken \*) sie alsobald alle ihre Gegner, deren sie habhaft werden konnte, hinrichten ließ, und diejenigen verbannete, die so glücklich waren, ihrer Wuth zu entrinnen. Da war kein gerichtliches Verhör und Untersuchung, kein Gesetz, keine Gnade. Bey einer jeden Staatsveränderung ward der vierte, der dritte Theil, und bisweilen gar die Hälfte einer Stadt, hingerichtet oder verjaget, und die Verbanneten vereinigten sich allezeit mit den auswärtigen Feinden, und fügten ihren Mitbürgern alles mögliche Ungemach zu, bis ihnen das Glück erlaubete, sich bey einer neuen Staatsveränderung vollkommen zu rächen. Und da diese Staatsveränderungen sehr häufig waren; so können wir uns kaum einen Begriff von der Unordnung, dem Mißtrauen, der Eifersucht und der Feindschaft machen, die in diesem Weltalter herrscheten.

Q 5

Jch

\* Lysias, der es selbst mit dem Volke gehalten hatte, und mit Noth den dreyßig Tyrannen entwischet war, sagt, daß die demokratische Regierung eben so gewaltsam gewesen, als die Oligarchie. Orat. 24. de statu Popul.

## 250 Von der Menge der Menschen

Ich erinnere mich nur zweyer Staatsveränderungen in der alten Geschichte, die ohne große Grausamkeit und Blutvergießen vorgegangen sind: nämlich die Wiederherstellung der atheniensischen Demokratie durch den Thrasylbulus, und die Bezwingung der römischen Republik durch den Cäsar. Wir lernen aus der alten Geschichte, daß Thrasylbulus für alle vergangene Verbrechen eine Amnestie stiftete; und dieses Wort und diesen Gebrauch zuerst in Griechenland einführete \*. Nichts destoweniger erhellet aus vielen Reden des Lysias \*\*, daß die vornehmsten Verbrecher, und auch einige von den geringern, die sich bey der vorhergehenden Tyranny schuldig gemacht hatten, vor Gericht gefodert, und am Leben gestraft worden. Es ist dieß eine Schwierigkeit, die von den Kennern der Alterthümer und der Geschichte nicht aufgekläret, ja nicht einmal bemerkt worden. Und was die Gnade des Cäsars anbetrifft, so würde sie, so berühmt sie auch ist, zu unsrer Zeit, doch nur schlechten Beyfall finden. Er ermordete, zum Exempel, den ganzen Rath des Cato \*\*\*, nachdem er Utica erobert hatte; und wir können leicht denken, daß derselbe nicht aus den schlechtesten Gliedern der Partey bestanden. Alle diejenigen, so wider diesen unrechtmäßigen Eroberer die Waffen

\* Cicero Philipp. I.

\*\* Orat. I. contra Eratost. orat. 12. contra Agorat. orat. 15. pro Mantiss.

\*\*\* Appian. de bell. ciu. lib. 2.

fen getragen hatten, wurden als Verbrecher angesehen, und durch ein Gesetz des Lirtius aller öffentlichen Bedienungen unfähig erklärt.

Diese Völker waren äußerst in die Freyheit verliebt; aber die wahre Natur derselben scheint ihnen unbekannt gewesen zu seyn. Als die dreßzig Tyrannen ihre Herrschaft in Athen festsetzten, fiengen sie damit an, alle die Angeber und Spionen beym Kopfe zu nehmen, die während der Demokratie so viel Unheil angerichtet hatten, und brachten sie durch einen willkührlichen Ausspruch und Vollstreckung zum Tode. Ein jeder, (sagt Salust \* und Lysias \*\*) freuete sich über diese Bestrafungen: man bedachte nicht, daß von diesem Augenblicke an alle Freyheit völlig aufgehoben war.

Die ungemein starke und kräftige Schreibart des Thucydides, und der große Reichthum und Nachdruck der griechischen Sprache scheint zu schwach zu seyn, wenn dieser Geschichtschreiber sich bemühet, die Unordnung zu beschreiben, die die Parteyen in allen griechischen Republiken anstifteten. Man sollte denken, daß er sich noch stets mit einem Gedanken beschäftige, für den er keine  
Worte

\* Siehe Cäsars Rede, de Bell. Catil.

\*\* Orat. 24. Er sagt nur, daß die Parteylichkeit die Ursache sey, warum diese unrechtmäßigen Bestrafungen mißfallen sollten.

Worte finden könne. Und er beschließt diese pathetische Beschreibung durch eine Anmerkung, die eben so fein als gründlich ist: „In diesen Streitigkeiten (sagt er,) behielten die Einfältigsten, die Dummsten, und, die so die wenigste Einsicht ins Künftige hatten, die Oberhand. Denn, da sie sich ihrer Schwäche bewußt waren, und besorgen, von den Klügern überwunden zu werden, so nahmen sie eiligst, und ohne sich lange zu bedenken, ihre Zuflucht zum Schwerdte und zum Dolche, und kamen dadurch ihren Feinden zuvor, die auf seine und listige Entwürfe, sie aus dem Wege zu räumen, dachten \*.“

Des ältern Dionysius \*\* nicht zu gedenken, dem man nachgerechnet hat, daß er mit kaltem Blute

\* Lib. 3. Das Land in Europa, worinn ich bemerket habe, daß die Parteyen am gewaltsamsten, und der Haß derselben am stärksten ist, ist Irroland. Dieß geht so weit, daß selbst die gemeinsten Pflichten der Höflichkeit zwischen den Protestanten und Catholiken nicht beobachtet werden. Ihre grausamen Anfälle, und die strenge Rache, die sie an einander ausgeübet haben, sind die Ursachen dieser übeln Gesinnung, welche die vornehmste Quelle der Unordnung, der Armut, und der schlechten Bevölkerung dieses Landes ist. Ich stelle mir vor, daß die griechischen Parteyen ihre Wuth noch weiter getrieben haben; die Staatsveränderungen waren gemeinlich häufiger, und der Nordgeist allgemeiner.

\*\* Plut. de virt. et fort. Alex.

Blute bey zehntausend seiner Mitbürger hat hinrichten lassen; noch den Agathocles \*, den Nabis \*\* und andere, die noch grausamer als er gewesen, anzuführen; so gab es selbst in freyen Republiken ungemein gewaltsame und verderbliche Vorfälle. Zu Athen brachten die dreyßig Tyrannen und die Edlen in einer Zeit von zwölf Monaten, ohngefähr zwölffhundert von dem Volke ohne gerichtliches Verhör um, und verbannten über die Hälfte von denen Bürgern, die noch übrig waren \*\*\*. In Argos tödtete das Volk beynähe um eben die Zeit zwölffhundert von den Edlen, und ermordete seine eigenen Anführer, weil sie die Verfolgungen nicht weiter treiben wollten †. Das Volk in Corcyra brachte gleichfalls funfzehnhundert von den Edlen um, und verbannte tausend derselben ††. Wir müssen uns über diese Zahlen noch mehr verwundern, wenn wir bedenken, wie ungemein klein diese Staaten gewesen: doch die ganze

\* Diod. Sic. Lib. 18. 19.

\*\* Tit. Liu. Lib. 31. 33. 34.

\*\*\* Diod. Sic. Lib. 14. Isocrates sagt, daß nur funftausend verbannet worden. Er rechnet die Zahl der Getödteten auf funfzehnhundert. Arcop. Aeschines, contra Ctesiph. rechnet eben so viel. Seneca (de tranqu. anim. cap. 5.) saget, daß es dreyzehnhundert gewesen.

† Diod. Sic. lib. 15.

†† Diod. Sic. lib. 13.

## 254 Von der Menge der Menschen

ganze alte Geschichte ist voll von Vorfällen dieser Art \*.

Als Alexander befahl, daß alle Verbannte in alle Städte wieder sollten eingesetzt werden, fand man,

\* Wir wollen nur bloß aus dem Diodorus Siculus einige wenige anführen, die sich innerhalb sechzig Jahren zu einer Zeit zugetragen haben, da Griechenland das meiste Aufsehn machte. Aus Sybaris wurden fünfhundert Edle und ihre Anhänger verbannet. Lib. 12. pag. 77. ex edit. Rhodomanni. Von den Chiern wurden sechshundert Bürger verbannet. Lib. 13. pag. 189. Zu Ephesus wurden dreyhundert und vierzig umgebracht, und tausend verbannet. Lib. 13. p. 223. Von den Cyreniern wurden fünfhundert Edle getödtet, und alle übrige verbannt, p. 263. Die Corinthier ermordeten hundert und zwanzig, und verjagten fünfhundert, Lib. 14. p. 304. Der Spartaner Phorbidas verbannte dreyhundert Böotier, Lib. 15. p. 342. Beym Verfall der Lacedämonier ward die Regierung des Volks in vielen Städten wieder eingeführet, und an den Edlen eine sehr strenge Rache, nach Art der Griechen, ausgeübet. Aber hiermit hatte die Sache noch kein Ende; denn die verbannten Edlen kamen in manche Städte wieder zurück, und ermordeten ihre Gegner, als in Corinth, in Phialä, Megara und Phliasia. In diesem letztern Orte brachten sie dreyhundert von dem Volke um; doch diese empöreten sich von neuem, und brachten sechshundert von den Edlen um, und verbanneten die übrigen, Lib. 15. pag. 357. In Arcadia wurden vierzehnhundert verbannet, und außerdem noch viele getödtet. Die Verbannten



man, daß sich ihre Zahl bis auf zwanzigtausend belief \*, so vermuthlich die Ueberbleibsel von noch weit größern Morden waren. Welch eine erstaunende Menge in einem so kleinen Lande, als das alte Griechenland war! Und wie sehr müssen diese Städte, in welchen die Parteyen so wüthend, so verzweifelnd waren, durch häusliche Verwirrung, Eifer-

bannten flüchteten nach Sparta und Pallantium; die letztern wurden alle ausgeliefert und umgebracht, Lib. 15. p. 373. Von den Verbanneten aus Argos und aus Theben waren fünfhundert bey dem spartanischen Heere, Lib. 15. p. 374. In eben diesem Buche des Diodorus finden wir eine Nachricht der merkwürdigsten Grausamkeit des Agathocles. Das Volk hatte, ehe er sich der Regierung bemächtigte, sechshundert Edle verjaget, Lib. 19. pag. 655. nachher ließ dieser Tyrann gemeinschaftlich mit dem Volke viertausend hinrichten, und verjagte sechstausend. Id. pag. 647. Er tödtete viertausend von dem Volke zu Gela, Id. pag. 741. Der Bruder des Agathocles verbannete achttausend aus Syracus, Lib. 20. pag. 757. Die Einwohner von Megesta, deren Anzahl sich auf vierzigtausend erstreckte, wurden mit Weibern und Kindern umgebracht, und noch dazu wegen ihres Geldes gemartert, Id. pag. 802. Alle Unverwandten, nämlich Väter, Brüder, Kinder und Großväter seiner lybischen Armee wurden getödtet, Id. pag. 803. Er tödtete siebentausend Verbannete, nachdem sie capituliret hatten, Id. pag. 816. Es wird angemerkt, daß Agathocles ein Mann von großem Verdienste und großer Tapferkeit gewesen.

\* Diod. Sic. Lib. 18.

## 256 Von der Menge der Menschen

Eifersucht, Parteylichkeit, Rache und bitterm Verdruß seyn zerrissen worden.

Es würde leichter seyn, sagte Isocrates zum Philippus, aus den Flüchtlingen ein Heer zusammen zu bringen, als aus den Städten.

Selbst wenn die Sachen nicht so weit kamen; (welches doch in jeder Stadt alle Jahrhunderte zwey oder drey mal geschah), so ward doch der Besiß durch die Regierungsgrundsätze der Alten sehr ungewiß gemacht. Xenophon giebt uns in dem Gastmahl des Socrates eine sehr natürliche und ungekünstelte Beschreibung von der Tyranney des atheniensischen Volks: „Bey meiner „Armuth (saget Charinides) bin ich weit glückseliger, als ich jemals bey meinen Reichthümern gewesen. Um so viel man nämlich glücklicher ist, wenn man sicher, als wenn man in Furcht ist; wenn man frey ist, als wenn man ein Sklave ist; und um so viel es besser ist, zu empfangen als auszugeben; und ein Gegenstand des Vertrauens als des Verdachts zu seyn. Vormals war ich verbunden, allen Spionen zu lieblosen; man legte mir immer was auf, und man erlaubte mir es niemals, zu reisen, und von der Stadt abwesend zu seyn. Ich und, da ich arm bin, habe ich eine drohende und troßige Mine angenommen. Die Reichen sind vor mir in Furcht, und erzeigen mir jede Art der Höflichkeit

„keit und der Ehrfurcht; und ich bin ein kleiner  
„Tyrann in der Stadt geworden \* „

In einer von den gerichtlichen Reden des Lysias \*\*, redet der Redner mit kaltem Blute nur im Vorbengehen von dem Grundsatz der Athenenser, daß wenn sie in Geldnoth gewesen, sie einige von den reichsten Bürgern und Fremden hinrichten ließen, damit ihre Güter an den Staat verfallen möchten. Er erwähnt dieses auf eine solche Art, daß es nicht scheint, als wenn er es tadeln, oder dadurch diejenigen aufbringen wolle, die seine Zuhörer und Richter waren.

Es möchte einer ein Fremdling oder ein Bürger unter diesem Volke seyn, so scheint es in der That nothwendig gewesen zu seyn, sich selbst seiner Reichthümer zu berauben, wo man nicht wollte, daß das Volk sie mit dem Leben rauben sollte. Dieser Redner giebt eine lustige Nachricht von einem Capital, das zum öffentlichen Behuf bestimmt worden \*\*\*, und wovon mehr als der dritte Theil

\* Pag. 885. ex edit. Leuncl.

\*\* Orat. 29. in Nicom.

\*\*\* Um seinen Klienten der Gunst des Volks zu empfehlen, führet er alle die Summen an, die er aufgewandt hatte. Da er *χωρηγος* gewesen, 30 Minen; für einen Chor von Mannspersonen, 20 Minen; *επιπυργησιας*, 8 Minen; *ανδρασι χωρηγων*, 50 Minen; *κυκλικωχωρω*, 3 Minen; sieben-

Theil auf seltene Schauspiele und Tänze verwandt worden.

Es ist nicht nöthig, daß ich von den griechischen Tyrannen rede, die ganz und gar abscheulich

siebenmal war er Trierarch gewesen, wobey er 6 Talente aufgewendet. An Taxen hatte er eingerichtet, einmal 30 Minen, einandermal 40; *γυμνασιαρχων*, 12 Minen; *χαρηνος παιδικωχωρω*, 15 Minen; *κομοδοις χαρηνων*, 18 Minen; *πυγμαχισταις αγγελιοις*, 4 Minen; und noch in zwo andern Bedienungen 45 Minen: überhaupt 10 Talente, 38 Minen; eine ungeheure Summe für einen Athenienser, welche schon allein große Reichthümer ausmachte. Orat. 20. Es ist wahr, er saget, die Gesetze verbinden nicht zu einem so großen Aufwande; sie fodern nicht über den vierten Theil. Aber ohne die Gunst des Volks war niemand sicher; und dieß war der einzige Weg, sie zu gewinnen. Siehe ferner Orat. 24. de Pop. statu. In einem andern Orte führet er jemand redend ein, welcher saget, daß er sein ganzes Vermögen, das ungemein beträchtlich gewesen, nämlich 80 Talente, dem Volke zum besten gegeben. Orat. 25. de prob. Euandri. Die *μετοικοι* oder Fremden, saget er, hatten Ursache, es sich gereuen zu lassen, wenn sie nicht genug zur Eitelkeit des Volks hergegeben hatten. Orat. 30. contra Phil. Man sieht, mit welcher Sorgfalt Demosthenes seinen Aufwand von dieser Art austreicht, da er sich vertheidigte: *De corona*. Und wie sehr er die silzige Sparsamkeit des Midias in diesem Puncte vergrößert, in seiner Anklage dieses Verbrechers. Alles dieses zeigt

lich waren. Selbst da, wo die monarchische Regierung vermischt war, wie sie es in den meisten alten Staaten Griechenlandes war, ehe sie Republiken wurden, war es mit dieser Regierungsform sehr schlecht bestellt. Kaum eine Stadt in Griechenland, saget Isocrates, kann, außer Athen, eine Folge von Königen, während vier oder fünf Menschenaltern, aufweisen\*.

Außer vielen andern Ursachen der Unbeständigkeit der alten Monarchien, mußte die gleiche Austheilung der Güter unter die Brüder einer Privatfamilie nothwendigerweise den Staat in Unruhe und Unordnung setzen. Obgleich der allgemeine Vorzug, den die ältesten Brüder in den neuern Staaten haben, die Ungleichheit der Güter vermehret, so hat er dennoch diese gute Wirkung, daß die Menschen dadurch angewöhnt werden, von der Regierungsfolge eben so zu denken, und daß den jüngern Brüdern dadurch alles Recht und Anspruch auf die Erbfolge benommen wird.

Da die neue Colonie, die sich zu Heraclea niedergelassen hatte, in Parteyen zerfallen war, wandte sie sich an die Spartaner, die den He-

R 2

ripi-

get an, wie unbillig die Gerechtigkeit in Athen gehandhabet worden. Und doch rühmten sich die Athenienser, daß sie vor allen griechischen Völkern die rechtmäßigste und beste Staatsverfassung hätten.

\* Panath.

ripidas mit der Vollmacht absandten, die Zwistigkeiten bezulegen. Dieser Mann, der durch keinen Widerstand gereizet, und durch keine Parteywuth erhitzt war, wußte kein besser Mittel, als alsobald ohngefähr 500 Bürger umzubringen \*. Es ist dieß ein Beweis, wie tief diese gewaltsamen Staatsmaximen bey allen Griechen eingewurzelt gewesen.

Wenn dieses gesittete und feine Volk so gesinnt gewesen, was müssen wir denn nicht von den Republiken in Italien, Africa, Spanien und Gallien gedenken, da diese Länder alle für barbarisch gehalten wurden? Was hätten sonst die Griechen für Ursache gehabt, sich wegen ihrer Menschlichkeit, Gelindigkeit und Mäßigung über alle andere Nationen zu erheben? So sollte man freylich natürlicherweise schließen: aber zum Unglücke widersezt sich die Geschichte der römischen Republik in ihren frühern Zeiten, wo wir anders den angenommenen Meinungen Glauben bey messen, diesem Schlusse. Es war zu Rom in keinem Aufruhr Blut vergossen worden, bis auf die Zeit, da die Grachen ermordet wurden. Dionysius von Halicarnas \*\*, der die sonderbare Menschlichkeit des römischen Volks in dieser Absicht anmerket, will daraus schließen, daß es von griechischer Abkunft sey; und wir können daraus schließen, daß die Meutereyen und Staatsveränderun-

\* Diod. Sic. Lib. 14.

\*\* Lib. I.

derungen in den barbarischen Republiken noch gewaltsamer gewesen, als in den griechischen.

Wenn die Römer so spät zum Blutvergießen kamen, so holeten sie die Versäumniß desto besser ein, nachdem sie einmal die Blutbühne betreten hatten; und Appians Geschichte der bürgerlichen Kriege enthält das fürchterlichste Gemälde von Mordthaten, Verweisungen und Achtserklärungen, so jemals der Welt vorgestellt worden. Was bey diesem Geschichtschreiber am meisten gefällt, ist dieses, daß es scheint, als wenn er eine gehörige Empfindung dieses barbarischen Verfahrens habe, und daß er nicht mit dem anstößigen Kaltfinne und Gleichgültigkeit davon redet, wozu die Gewohnheit viele griechische Geschichtschreiber gebracht hatte \*.

K 3 Die

- \* Die oben angeführten Beweise sind alle aus Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen genommen, deren Zeugniß gültig ist. Es ist gefährlich, sich auf Schriftsteller zu verlassen, die sich mit dem Lächerlichen und der Satire beschäftigen. Was soll, z. E. die Nachwelt aus dieser Stelle des Dr. Swifts schließen? „Ich erzählte ihm, daß in dem Königreiche Tribnia, (Brittannien) das die Eingebornen Langdon (London) nennen, woselbst ich mich auf meinen Reisen eine Zeitlang aufgehalten hatte, der größte Theil des Volks gewissermaßen nur aus Spionen, Zeugen, Angebern, Klägern, Verfolgern, Augenzeugen und Schwörern bestehe, die mit ihren verschiedenen Unterbedien-
- ten

## 262 Von der Menge der Menschen

Die Grundsätze der alten Politik enthalten überhaupt so wenig Menschlichkeit und Mäßigung, daß es überflüssig scheint, einen besondern Grund der Gewaltthätigkeiten anzugeben, die in einem besondern Zeitpuncte derselben geschehen sind. Ich muß aber dennoch anmerken, daß die Gesetze in der letztern Zeit der römischen Republik so unge-reimt abgefaßt waren, daß sie die Häupter der Parteyen zwingen, zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Alle Lebensstrafen waren abgeschafft, und so sträflich, oder was noch mehr ist, so gefährlich auch ein Bürger seyn mochte, so konnte er doch ordentlicher Weise nicht anders, als durch die Verweisung, bestraft werden. Es ward  
noth-

„ten und Werkzeu gen alle in der Livrey, in der  
„Gewalt und in dem Solde der Staatsminister  
„und ihrer Deputirten stehen. Die Meutereyen  
„in diesem Königreiche sind die ordentliche Hand-  
„thierung dieser Personen u. s. f. „ Gullivers  
Reisen. Eine solche Vorstellung würde sich vie-  
leicht zu der atheniensischen Regierung schicken,  
aber nicht zu der englischen, die selbst in den  
neuern Zeiten, wegen ihrer Menschlichkeit, Ge-  
rechtigkeit und Freyheit, ein Wunder ist. Doch  
es fehlt der Satire des Swifts, ob sie gleich,  
seiner Gewohnheit nach, bis aufs äußerste getrie-  
ben ist, und ob er gleich weiter geht, als alle  
andere Satirenschreiber, nicht gänzlich an ei-  
nem Gegenstande. Sein Freund, der Bischof  
von Rochester, der mit Swift eine Partey hielt,  
war kurz vorher durch eine Ueberzeugungsbill  
mit vieler Gerechtigkeit, aber ohne einen geses-  
mäßigen Beweis, ins Elend verwiesen worden.



nothwendig, wenn die eine Partey die Oberhand behielt, daß sie das Schwerdt der Privatrache ziehen mußte: und wenn die Geseze einmal verletzt waren, hielt es schwer, dem blutigen Verfahren Einhalt zu thun. Würde wohl Brutus, wenn er gesiegt hätte, es haben zugeben können, daß Octavius und Antonius am Leben geblieben wären; und würde er wohl damit zufrieden gewesen seyn, wenn sie nach Rhodus oder Marseille verwiesen wären, wo sie noch immer neue Unruhen und Empörungen hätten anstiften können? Er ließ den C. Antonius, den Bruder des Triumvirs, hinrichten, und zeigte dadurch deutlich, wie er in diesem Stücke gesinnet sey. Verdammte nicht Cicero, mit Gutheissen aller weisen und tugendhaften Römer, die Mitverschwornen des Catilina wider die Geseze, ohne einige Form des Processes, willkührlicher Weise zum Tode? und wenn er die Vollstreckung dieses Ausspruchs milderte, so geschah es entweder wegen seiner natürlichen Gelindigkeit, oder wegen der Beschaffenheit der Zeiten. Dieß aber ist eine schlechte Sicherheit unter einer Regierung, die vorgiebt, daß sie geseszmäßig und frey sey.

So fällt man aus einem Aeußersten in das andere. So wie eine ausnehmende Strenge der Geseze die Vollziehung derselben sehr lose und nachlässig macht; so verursachet auf der andern Seite eine übermäßige Gelindigkeit der Geseze Grausamkeit und Barbaren. Es ist gefährlich,

uns in irgend einem Falle zu zwingen, uns der Freyheit mit ihren geheiligten Vorschriften zu bedienen.

Eine allgemeine Ursache der häufigen Unordnungen in allen Regierungen der Alten scheint in der Schwierigkeit bestanden zu haben, eine Aristocratie in diesen Zeiten zum Stande zu bringen, und in dem beständigen Misvergnügen und Meutereyen des Volks, so bald nur die Niedrigsten und Ärmsten von der Regierung und von den öffentlichen Bedienungen ausgeschlossen wurden. Der Stand eines freyen Bürgers gab, indem er dem Sklavenstande entgegen gesetzt war, einen solchen Rang, daß es schien, als wenn er allen denen, die ihn besaßen, ein Anrecht zur Verwaltung des Gemeinewesens ertheilte. Die Gesetze des Solons \* schlossen keinen freyen Bürger von dem Rechte, seine Stimme zu geben, oder von der Wahl aus, sondern schränkten nur einige obrigkeitliche Bedienungen auf einen besondern Census ein; und doch ruhete das Volk nicht eher, als bis diese Gesetze verändert waren. Kraft des Vergleichs mit dem Antipater \*\*, hatte kein Athenienser eine Stimme, dessen Census weniger als 2000 Drachmen war, (ohngefähr 60 Pfund Sterling). Und ob uns gleich eine solche Regierung demokratisch genug vorkommen möchte; so war sie doch diesem Volke so unangenehm, daß

\* Plutarch. in vita Solonis.

\*\* Diod. Sic. Lib. 18.

daß über zwey Drittheile desselben ihr Vaterland verließen \*. Cassander setzte diesen Census auf die Hälfte herunter \*\*; und doch hielt man diese Regierung für eine Tyranney weniger Personen, und für eine Wirkung einer fremden Gewaltthätigkeit.

Die Gesetze des Servius Tullius \*\*\*, die die Gewalt der Bürger nach Maaßgebung ihres Vermögens bestimmen, scheinen sehr billig und vernünftig zu seyn; und doch konnten die Römer nie dahin gebracht werden, daß sie sich denselben geruhig unterworfen hätten.

Zu der Zeit war zwischen einer strengen, eifersüchtigen aristocratischen Regierung über misvergnügte Unterthanen, und zwischen einer tyrannischen und von Parteyen beunruhigten Demokratie gar kein Mittel zu treffen.

Aber zum dritten sind noch viele andere Umstände, worinnen die alten Nationen sowohl, was die Glückseligkeit als die Vermehrung des menschlichen Geschlechts anbetrifft, von den neuern übertroffen zu werden scheinen. Die Handlung, die Manufacturen, blüheten vormals an keinem Orte so sehr, als ihund in Europa.

K 5

Die

\* Id. ibid.

\*\* Id. ibid.

\*\*\* Tit. Liu. Lib. I. cap. 43.

Die einzige Kleidung der Alten, sowohl der Manns- als Frauenspersonen, scheint eine Art von Flannell gewesen zu seyn, welches sie gemeiniglich weiß oder weißgrau trugen, und welches sie immer reinigen ließen, so oft es beschmutzt war. Tyrus, welches nach Carthago die größte Handelsstadt am mittelländischen Meere war, ehe es zerstört wurde, war nicht mächtig, wenn wir der Nachricht des Arrians von der Zahl ihrer Einwohner Glauben bemessen \*. Man hält gemeiniglich dafür, daß Athen eine Handelsstadt gewesen; aber es war vor dem medischen Kriege so bevölkert, als es nachher jemals gewesen, nach dem Berichte des Herodotus \*\*; und doch war damals, wie eben dieser Geschichtschreiber anmerket \*\*\*, die Handlung der Athenienser so wenig beträchtlich, daß selbst die benachbarten Küsten Asiens von den Griechen eben so wenig besucht wurden, als die Säulen des Hercules: denn weiter konnten sie mit ihrer Vorstellung nicht gehen.

Ein

\* Lib. 2. Es wurden 3000 während der Belagerung getödtet; und die Gefangenen überhaupt machten 30000 Menschen aus. Diod. Sic. sagt nur 13000. Er sagt aber, daß die Tyrier vorher einen Theil ihrer Weiber und Kinder nach Carthago geschickt hätten.

\*\* Lib. 5. Er rechnet die Zahl der Bürger auf 30000.

\*\*\* Lib. 5.

Ein großer Bucher mit dem Gelde, und ein großer Gewinn bey der Handlung, sind untrügliche Zeichen, daß der Fleiß und der Handel noch in der Kindheit sind. Wir lesen beyhm *Lysias* \*, daß man bey einer Ladung von zwey Talenten, die nicht weiter als von Athen nach dem adriatischen Meere versandt wurde, hundert pro Cent gewonnen habe, und dieß wird doch eben nicht als ein außerordentlicher Gewinn angeführet. *Antidorus* (sagt \*\* *Demosthenes*), bezahlte drey Talente und ein halbes für ein Haus, welches er jährlich für ein Talent vermietete: und der Redner tadelt seine Vormünder, daß sie sein Geld nicht eben so genützt hätten. Mein Vermögen, sagt er, hätte sich in den eilf Jahren meiner Minderjährigkeit dreysach müssen vermehret haben. Den Werth von zwanzig Sklaven, die ihm sein Vater gelassen hatte, rechnet er auf vierzig Minen, und den jährlichen Gewinn ihrer Arbeit auf zwölfte \*\*\*. Der mäßigste Zins zu Athen (denn † oft war er noch höher,) war 12 pro Cent, und dieser Zins ward monatlich †† bezahlt. Den ausschweifenden Bucher von 34 pro Cent, wozu die ungeheuren Summen, die bey den Wahlen ausgeheilt wurden, das Geld in Rom ††† gebracht hat.

\* Orat. 33. aduerf. Diagit.

\*\* Contra Aphob. pag. 25. ex edit. Ald.

\*\*\* Id. ibid. pag. 19.

† Id. ibid.

†† Id. ibid. Aeschines contra Ctesiph.

††† Epist. ad Attic. lib. 5. epist. 21.

hatten, nicht zu erwähnen; so finden wir, daß Verrès noch vor dieser Zeit 24 pro Cent für das Geld gefest hatte, welches er den Zöllnern in Händen ließ. Und obgleich Cicero über diese Sache schreibt, so geschieht es doch nicht wegen des ausnehmenden Wuchers, sondern weil es nicht gewöhnlich war, von solchem Gelde Zins zu nehmen \*. Der Zins fiel in der That zu Rom, nach der Aufrichtung des Kaiserthums; aber er ist doch nie so niedrig gewesen, als in den neuern Staaten, wo Handlung getrieben wird \*\*.

Unter andern Unbequemlichkeiten, welche den Atheniensern die Befestigung der Stadt Decelia beschwerlich machten, führet Thucydides \*\*\* als eine der wichtigsten an, daß sie ihr Korn nicht zu Lande durch Oropus aus Euböa abholen konnten, sondern gezwungen waren, es einzuschiffen, und um das Vorgebirge Sunium zu segeln. Es ist dieß ein wunderbarer Beweis von der Unvollkommenheit der alten Schiffahrt: denn der Weg zu Wasser war nicht über die Hälfte weiter, als der zu Lande.

Ich erinnere mich nicht, eine Stelle in einem alten Schriftsteller gefunden zu haben, worinn der Wachsthum einer Stadt der Anlegung der Manufacturen zugeschrieben wird. Die Handlung,  
von

\* Contra Verr. orat. 3.

\*\* Siehe die IVte Abhandlung.

\*\*\* Lib. 7.

von der man sagte, daß sie blühet, war vornehmlich die Austauschung derjenigen Bequemlichkeiten, die in verschiedenen Erdreichen, und unter verschiedenen Himmelsgegenden hervor kommen. Der Verkauf des Weins und Oels nach Africa war, nach dem Berichte des Diodorus Siculus \*, die Quelle der Reichthümer von Agrigentum. Die Lage der Stadt Sybaris war, nach eben diesem Schriftsteller \*\*, die Ursache ihrer ungemeinen Bevölkerung; indem sie an den zween Flüssen, Cratis und Sybaris, lag. Aber diese Flüsse waren beyde nicht schiffbar, und konnten bloß einige fruchtbare Thäler für den Ackerbau und für das Hauswesen hervor bringen; ein Vorthail, der so wenig beträchtlich ist, daß ihn ein neuer Schriftsteller kaum würde angeführet haben.

Die Barbarey der alten Tyrannen, und die ausnehmende Liebe zur Freyheit, die diese Zeiten besetzte, hätte nothwendig jeden Kaufmann und Manufacturier vertreiben, und den Staat ganz verwüsten müssen, wenn er auf Fleiß und Handlung beruhet hätte. Da der grausame und argwöhnische Dionysius mordete, wird wohl niemand, der nicht durch seine liegende Gründe zurück gehalten ward, und eine Kunst oder Geschicklichkeit hatte, vermöge der er in einem andern Lande leben konnte, zurück geblieben seyn, und sich einer so unverföhnlichen Barbarey ausgesetzt haben.

\* Lib. 13.

\*\* Lib. 12.

ben. Die Verfolgungen Philipps des zweyten, und Ludwigs des vierzehnten, füllten ganz Europa mit den Manufacturiers von Flandern und Frankreich an.

Ich gebe es zu, daß der Ackerbau eine Handthierung ist, die zur Unterhaltung einer Menge Volks nothwendig erfordert wird; und es ist möglich, daß diese Handthierung selbst da blühe, wo die Manufacturen oder andere Künste unbekannt sind, oder verabsaumet werden. Die Schweiz ist ihund ein merkwürdiges Beyspiel davon, wo wir beydes, die erfahrensten Landwirthe, und die schlechtesten Kaufleute antreffen, die man nur in Europa finden kann. Wir haben Ursache, zu vermuthen, daß der Ackerbau in Griechenland und in Italien, wenigstens in einigen Theilen dieser Länder, zu gewissen Zeiten geblühet habe; und es war nicht so viel daran gelegen, daß die mechanischen Künste eben den Grad der Vollkommenheit erreichten; insonderheit, wenn wir die große Gleichheit in den alten Republiken bedenken, wo jede Familie verbunden war, ihr kleines Feld mit dem größten Fleiße und Sorgfalt zu bauen, damit sie davon leben könnten.

Aber ist es recht geschlossen, wenn wir aus dem Sage, daß der Ackerbau in einigen Fällen ohne Handlung oder Manufacturen blühen kann, die Folge ziehen wollten, daß der Ackerbau in einem großen Lande sich auf eine lange Zeit allein erhal-



erhalten könne? Gewiß, das natürlichste Mittel, zum Hauswesen aufzumuntern, ist dieses, daß man zuerst andere Arten von Handthierungen aufbringt, und dadurch dem Ackersmanne einen Markt von Bequemlichkeiten bereitet, wo er Güter eintauschen kann, die ihm nützlich und angenehm sind. Dieses Mittel ist untrüglich und allgemein; und weil es in den neuern Regierungen mehr gebrauchet wird, als bey den Alten; so können wir daraus vermuthen, daß die ersteren besser bevölkert sind.

Ein jeder, sagt Xenophon \*, kann ein Landmann seyn, dazu wird keine Kunst oder Geschicklichkeit erfordert; alles kömmt auf den Fleiß oder Aufmerksamkeit bey der Ausführung an. Ein starker Beweis, wie Columella bemerket, daß der Ackerbau zur Zeit des Xenophons sehr wenig bekannt gewesen.

Sollten alle unsere letztern Ausbesserungen und klugen Erfindungen nichts zum bequemen und leichten Unterhalte, und folglich zu der Vermehrung und Fortpflanzung der Menschen beygetragen haben? Unsere größere Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten, die Entdeckung neuer Welten, wodurch der Handel so sehr erweitert worden, die Einrichtung der Posten, und der Gebrauch der Wechselbriefe; alle diese Dinge scheinen zur Aufmunterung der Künste, des Fleißes

\* Oecon.

Fleißes und der Bevölkerung sehr dienlich zu seyn. Wie viel würde der Fleiß und eine jede Handthierung leiden, wenn wir derselben beraubet wären; und wie viel Familien würden alsobald vor Mangel und Hunger umkommen müssen? Und es scheint nicht wahrscheinlich zu seyn, daß man an die Stelle dieser neuen Erfindungen irgend eine andere Einrichtung setzen könne, die eben den Nutzen hätte.

Haben wir Ursache, zu glauben, daß die Policen der alten Staaten auf irgend eine Weise mit der unsrigen zu vergleichen sey, oder daß die Menschen vormals so viel Sicherheit, entweder daheim, oder auf ihren Reisen zu Wasser und zu Lande, gehabt haben? Ich zweifele nicht daran, daß ein jeder, der die Sache unparteyisch untersucht, uns hierinn den Vorzug geben wird \*.

Aus dieser Vergleichung des Ganzen scheint es unmöglich zu seyn, einige richtige Ursachen anzugeben, warum die Welt in den alten Zeiten sollte mehr bevölkert gewesen seyn, als ihund. Die Gleichheit der Güter unter den Alten, die Freiheit, und die kleinen Eintheilungen ihrer Staaten, waren in der That der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts zuträglich; aber ihre Kriege waren blutiger und verderblicher; ihre Regierungen waren unruhiger und unsicherer; die Handlung und die Manufacturen waren in einem schlech-

\* Siehe Essays moral and political, Essay XV.

schlechten Zustände, und die Polices war überhaupt loser und unordentlicher. Diese nachtheiligen Umstände scheinen den erstern Vortheil vollkommen die Waage zu halten, und das Gegentheil von dem zu erweisen, was man gemeiniglich von dieser Sache zu behaupten pflegt.

Aber man möchte einwenden, daß man bey einer Sache, wo es auf die Wahrheit einer Begebenheit ankömmt, keine Vernunftschlüsse anbringen, und untersuchen muß, ob die Sache hätte seyn können. Wenn es klar ist, daß die Welt vormals mehr bevölkert gewesen, als sie izund ist, so können wir versichert seyn, daß unsere Schlüsse falsch sind, und daß wir einen wesentlichen Umstand bey der Vergleichung übersehen haben. Dieß will ich gern zugeben, alle unsere bisherigen Gründe haben in diesem Falle nichts zu bedeuten gehabt, oder sind höchstens nur kleine Scharmüzel gewesen, die nichts entscheiden. Aber unglücklicherweise kann der Hauptstreit, worin wir die Sachen selber mit einander vergleichen, nicht entscheidender gemacht werden. Die Nachrichten der alten Schriftsteller sind entweder so ungewiß, oder so unvollkommen, daß sie gar keinen Ausschlag geben können. Und wie kann es auch anders seyn? Die Berechnungen, die wir ihren Nachrichten von der Bevölkerung ihrer Zeiten entgegen setzen müssen, sind selbst weder gewiß noch vollkommen. Manche Arten der Ausrechnungen, so von berühmten Schriftstellern gemacht

S

worden,

worden, ruhen nicht auf einem viel bessern Grunde, als des Heliogabalus seine, der die Größe Roms nach zehn tausend Pfund Spinnwebe schätzete, die man in dieser Stadt gefunden hatte\*.

Man muß bemerken, daß alle Arten von Zahlen in den alten Handschriften ungewiß sind, und mehr, als andere Theile des Textes, der Verfälschung unterworfen gewesen; die Ursache davon läßt sich leicht einsehen. Eine jede andere Verfälschung des Textes beleidiget entweder den Verstand, oder die Grammatik, und konnte von dem Leser und Abschreiber desto leichter bemerkt werden.

Uns sind wenig Nachrichten von der Zahl der Einwohner irgend eines Landes von glaubwürdigen alten Schriftstellern hinterlassen worden, so, daß wir nicht im Stande sind, Vergleichen anzustellen.

Es ist wahrscheinlich, daß man vormals eine gegründete Nachricht von der Anzahl der Bürger einer freyen Stadt haben konnte, weil sie alle an der Regierung Theil nahmen, und weil man ein genaues Register derselben hielt. Weil aber die Anzahl der Sklaven selten gemeldet wird, so bleiben wir in eben der Ungewißheit, selbst in Absicht auf die Bevölkerung einzelner Städte.

Das

\* Aelii Lamprid, in vita Heliog. cap. 26.

Das erste Blatt des Thucydides ist, meiner Meynung nach, der Anfang der wahren Geschichte. Alle vorhergehende Erzählungen sind mit der Fabel so untermischt, daß Philosophen sie größtentheils der Verschönerung der Dichter und der Redner überlassen müssen\*.

Was die entfernten Zeiten anbelangt, so finden wir, daß darinn oft solche Zahlen von Völkern angegeben werden, die lächerlich sind, und alle Glaubwürdigkeit verlieren. Die freyen Bürger von Sybaris, die die Waffen tragen konnten,

S 2

und

\* Ueberhaupt ist bey den alten Geschichtschreibern mehr Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, aber weniger Genauigkeit und Sorgfalt, als bey den neuern. Unsere speculativische Parteyen, oder Meutereyen, sonderlich Religionsstreitigkeiten, verführen uns dergestalt, daß es scheint, als wenn man die Unparteylichkeit gegen Kezer und Gegner, als eine Schwachheit und als ein Verbrechen ansehe; aber da sich die Bücher durch die Druckerey so sehr vermehret haben, so müssen die neuern Schriftsteller sorgfältig darauf bedacht seyn, Widersprüche und Ungereimtheiten zu vermeiden. Diodorus Siculus ist ein guter Schriftsteller; aber ich sehe mit Verdruß, daß seine Erzählungen in so vielen Stücken bey beyden glaubwürdigsten Nachrichten von der griechischen Geschichte, nämlich dem Feldzuge des Xenophons, und den Reden des Demosthenes, widersprechen. Plutarch und Appian scheinen nicht einmal die Briefe des Cicero gelesen zu haben.

und die auch wirklich ins Feld gestellet wurden, waren drey mal hundert tausend. Sie lieferten bey Siagra hundert tausend Bürgern von Crotona, einer andern griechischen Stadt, die nahe dabey lag, ein Treffen, und sie wurden geschlagen. Dieß ist eine Nachricht des Diodorus Siculus \*, der sie in ganzem Ernste vorträgt. Strabo \*\* führet eben diese Zahl der Sybariten an.

Wenn Diodorus Siculus \*\*\* die Zahl der Einwohner von Agrigent, als es von den Carthaginensern zerstöret wurde, meldet, saget er, daß dieselbe in zwanzig tausend Bürgern, und zweymal hundert tausend Fremden bestanden habe, die Sklaven noch ausgenommen, die in einer so reichen Stadt, als er sie vorstellet, vermuthlich zum wenigsten eben so stark müssen gewesen seyn. Wir müssen anmerken, daß die Weiber und Kinder in diese Zahl nicht eingeschlossen sind, und daß daher die Stadt überhaupt beynahе zwey Millionen Einwohner enthalten habe †. Und was war die Ursache einer so ungeheuren Volksmenge? Sie waren sehr fleißig und emsig in Anbauung der benachbarten Felder, die nicht viel mehr als eine kleine englische Grafschaft ausmachten; und sie handel-

\* Lib. 12

\*\* Lib. 6.

\*\*\* Lib. 13.

† Diogenes Laertius (in vita Empedoclis) saget, daß Agrigent nur achtmal hundert tausend Einwohner gehabt habe.

handelten mit ihrem Weine und Oele nach Africa, welches damals diese Sachen nicht hatte.

Ptolemäus, saget Theocritus \*, herrschete über drey und dreyßig tausend drey hundert und neun und dreyßig Städte. Ich glaube, daß er diese Zahl genannt hat, weil sie so sonderbar ist. Diodorus Siculus \*\* rechnet in Egypten drey Millionen Einwohner: eine sehr kleine Anzahl; aber zugleich rechnet er achtzehn tausend Städte: ein offenkundiger Widerspruch.

Er saget \*\*\*, die Einwohner wären vormals sieben Millionen stark gewesen. So werden immer die alten Zeiten bewundert und beneidet.

Ich will es gern glauben, daß das Heer des Xerxes ausnehmend zahlreich gewesen; beydes wegen der Größe seines Reiches, als auch wegen der thörichten Gewohnheit der östlichen Nationen, ihre Läger mit einer überflüssigen Menge zu beschweren. Aber wird wohl irgend ein vernünftiger Mensch die wunderbaren Erzählungen des Herodotus als glaubwürdig anführen? Ich gestehe es, das, was Lysias † hierüber saget, ist sehr vernünftig. Wäre, saget er, das Heer des Xerxes nicht so zahlreich gewesen, so würde er nie eine Brücke über den Hellespont geschlagen haben:

S 3

\* Idyl. VI.

\*\* Lib. I.

\*\*\* Id. ibid.

† Orat. funebris.

## 278 Von der Menge der Menschen

ben: es würde viel leichter gewesen seyn, wenn er die Leute über eine so kurze Ueberfahrt mit seinen zahlreichen Schiffen hätte übersetzen lassen.

Polybius saget \*, daß die Römer zwischen dem ersten und zwayten punischen Kriege, da sie mit einem Einfalle der Gallier bedrohet wurden, alle ihre und ihrer Bundesgenossen Mannschaft gemustert und befunden hätten, daß sie siebenmal hundert tausend streitbare Männer ausmachete. In der That, eine große Anzahl, die, wenn man die Sklaven darzu rechnet, mehr ausmachet, als was dieser Strich Landes izund aufbringen kann \*\*. Es scheint noch dazu, daß diese Musterung genau gewesen; und Polybius erzählet uns die besondern Umstände derselben. Aber hat man nicht vielleicht die Zahl vermehret, um das Volk dadurch aufzumuntern?

Diodorus Siculus \*\*\* bringt aus eben dieser Musterung beynah eine Million heraus: diese Abweichung ist verdächtig. Er sezet deutlich zum voraus, daß Italien zu seiner Zeit nicht so volkreich sey: ein anderer Umstand, der sehr verdächtig ist. Denn wer kann glauben, daß die Zahl  
der

\* Lib. 2.

\*\* Das Land, das diese Anzahl aufbringen konnte, machete nicht über den dritten Theil von Italien aus; nämlich des Pabstes Gebiete, Toscana, und einen Theil von dem Königreiche Neapolis.

\*\*\* Lib. 2.



der Einwohner dieses Landes, vom ersten punischen Kriege bis an die Triumvirate, sollte abgenommen haben?

Julius Cäsar hat sich, nach dem Berichte des Appians \*, mit vier Millionen Galliern herumgeschlagen, eine Million getödtet, und eine Million gefangen genommen \*\*. Gesezt, daß die Zahl eines feindlichen Heeres und der Getödteten genau könnte angegeben werden, welches doch nicht möglich ist; wie konnte man wissen, wie oft dieselben Leute wieder zum Heere gekommen sind; oder wie konnte man die neuen Soldaten von den alten unterscheiden? Solche nachlässige und übertriebene Berechnungen verdienen keine Aufmerksamkeit, vornehmlich wenn die Schriftsteller uns nicht melden, durch welches Mittel man diese Berechnung gemachet hat.

Daterculus \*\*\* rechnet die vom Cäsar Getödteten nur auf viermal hundert tausend; eine viel wahrscheinlichere Nachricht, und die sich viel leichter mit der Geschichte dieser Kriege, die der Ueberwinder selbst geschrieben hat, vereinigen läßt.

S 4

Man

\* Celtica.

\*\* Pltuarchy (in vita Caesar.) sezt die Zahl der Feinde, mit denen Cäsar gefochten, nur auf drey Millionen. Julian (in Caesaribus) auf zwey Millionen.

\*\*\* Lib. 2. cap. 47.

## 280 Von der Menge der Menschen

Man sollte denken, daß ein jeder Umstand des Lebens und der Thaten des älttern Dionysius, als glaubwürdig und frey von allen fabelhaften Vergrößerungen könne angesehen werden; theils, weil er zu einer Zeit lebete, da die Wissenschaften in Griechenland am meisten blüheten; theils, weil sein vornehmster Geschichtschreiber Philistus war, ein Mann, von dem man zugeben muß, daß er ein großer Geist gewesen, und der zugleich ein Höflich und Minister dieses Prinzen war. Aber können wir es wohl einräumen, daß er ein stehendes Heer von hundert tausend Mann zu Fuße, zehen tausend zu Pferde, und eine Flotte von vier hundert Galeeren unterhalten habe \*? Dieses waren noch dazu Truppen, die in seinem Solde standen, und so, wie unsere europäischen Heere, unterhalten wurden. Denn die Bürger waren alle entwaffnet; und als Dion nach der Zeit Sicilien anfiel, und seine Landesleute wieder zur Freyheit rief, mußte er Waffen mitbringen, die er unter diejenigen austheilte, die zu ihm stießen \*\*. Ein Staat, worinn bloß der Ackerbau blühet, kann viele Einwohner haben; und wenn diese alle bewaffnet und zum Kriege abgerichtet werden, kann man bey Gelegenheit eine große Macht ins Feld stellen; aber eine große Anzahl fremder Truppen, die im Solde stehen, kann nie unterhalten werden, es sey denn, daß der Handel und die Manufactu-

\* Diod. Sic. Lib. 2.

\*\* Plutarch. in vita Dionis.

nufacturen blühen, oder daß das Reich sehr groß und weitläufig sey. Die vereinigten Provinzen haben nie eine solche Macht zu Wasser und zu Lande, als Dionysius soll gehabt haben, aufbringen können; und doch ist ihr Gebiete eben so groß, und vollkommen wohl angebauet, und hat durch den Handel und durch den Fleiß unendlich mehr Hülfsmittel. Diodorus Siculus giebt zu, daß selbst zu seiner Zeit die Zahlen der Heere des Dionysius unglaublich gewesen; das ist, so wie ich es auslege, es war alles erdichtet; und diese Meynung entstand bloß aus der übertriebenen Schmeicheley der Hofleute, und vielleicht aus der Eitelkeit und Staatsklugheit des Tyrannen selbst.

Die Critik machet sich allerdings der Berwegenheit verdächtig, wenn sie sich untersteht, das offenbare Zeugniß alter Geschichtschreiber durch wahrscheinliche Muthmaßungen zu verbessern und zweifelhaft zu machen. Doch nehmen sich die Schriftsteller bey allen Vorwürfen, vornehmlich bey Zahlen, so viel Freyheit, daß wir allemal eine Art von Zweifel und Ungewißheit behalten müssen, so oft ihre Erzählungen nur im geringsten die gemeinen Gränzen der Natur und der Erfahrung überschreiten. Ich will davon ein Beyspiel aus der neuern Geschichte geben. William Tempel erzählet uns in seinen Denkwürdigkeiten, daß er in einer freyen Unterredung mit Carl dem zweyten Gelegenheit genommen habe, diesem Monarchen

vorzustellen, daß es unmöglich sey, die Religion und die Regierungsform Frankreichs in England einzuführen, vornehmlich wegen der großen Macht, die dazu erfordert würde, den Geist und die Freyheit eines so braven Volkes zu unterdrücken. „Die Römer, saget er, waren gezwungen, zu diesem Endzwecke zwölf Legionen zu unterhalten, (eine große Ungereimtheit \*) und Cromwel hinterließ ein Heer von beynahe achtzig tausend Mann.„ Muß nicht dieses letztere von allen künftigen Critikverständigen als eine ganz gewisse Nachricht angesehen werden, wenn sie sehen, daß ein weiser und gelehrter Staatsminister, der um die Zeit lebete, sie gegeben hat, da er von einer unangenehmen Sache mit einem großen Monarchen redete; der eben diese Macht vierzehn Jahre vorher zu Grunde gerichtet hatte? Und doch können wir durch die glaubwürdigsten Zeugnisse erweisen, daß Cromwels Heer nicht halb so stark gewesen, als Tempel vorgiebt.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Irrthum, daß man die verschiedenen Zeitalter des Alterthums für einen Perioden hält, und die Zahl der Einwohner der großen Städte, deren bey den alten Schriftstellern

\* Strabo (Lib. 4.) saget, daß eine Legion mit ein wenig Reuterey zulänglich seyn würde; aber die Römer unterhielten gemeiniglich eine noch etwas größere Macht in dieser Insel, die sie sich nie die Mühe genommen haben, ganz zu bezwingen.

stellern gedacht wird, so zusammenrechnet, als wenn alle diese Städte zu einer Zeit gewesen wären. Die griechischen Colonien blüheten um die Zeit des Alexanders ungemein in Sicilien; aber zur Zeit des Augusts waren sie in einen solchen Verfall gerathen, daß fast alles, was diese fruchtbare Insel hervorbrachte, in Italien verzehret ward\*. Lasset uns also ihund die Zahl der Einwohner untersuchen, die ein jedes Land in den alten Zeiten soll gehabt haben; und ohne uns bey den Zahlen von Ninive, Babylon, und dem egyptischen Theben aufzuhalten, unsere Untersuchung auf die Sphäre der wahren Geschichte, nämlich auf die griechischen und römischen Staaten einschränken. Ich muß gestehen, je mehr ich diese Sache überlege, desto zweifelhafter werde ich in Absicht der großen Volksmenge, die man den alten Zeiten zuschreibt.

Plato\*\* saget, daß Athen eine sehr große Stadt gewesen; und gewiß, es war die größte von allen griechischen Städten\*\*\*; wenn wir Syracus ausnehmen, welches zur Zeit des Thucydides † bey nahe von eben dem Umfange gewesen, her-

\* Strabo Lib. 6.

\*\* Apolog. Socr.

\*\*\* Argos scheint eine große Stadt gewesen zu seyn: denn Lysias begnüget sich damit, daß er saget, es sey nicht größer als Athen gewesen. Orat. 34.

† Lib. 6. Siehe auch Plutarch. in vita Niciae.

hernach aber noch größer geworden. Denn Cicero redet davon, als von der größten unter allen griechischen Städten seiner Zeit \*; ich glaube aber, daß er weder Antiochien, noch Alexandrien unter dieselben rechnet. Athenäus \*\* saget, daß nach der Musterung des Demetrius Phalereus in Athen ein und zwanzig tausend Bürger, zehen tausend Fremde, und viermal hundert tausend Sklaven gewesen. Diejenigen, deren Meynung wir hier anfechten, bestehen sehr auf diese Zahl, und führen sie als einen Hauptbeweis an. Aber, meiner Meynung nach, ist keine kritische Anmerkung gewisser, als daß Athenäus, und Ctesiles, den er anführet, sich hier geirret haben, und daß die Zahl der Sklaven mit einer ganzen Ziffer vermehret sey, und nicht höher, als vierzig tausend müsse geschäzet werden.

**Erstlich.** Wenn die Zahl der Bürger vom Athenäus auf ein und zwanzig tausend gerechnet wird \*\*\*, so werden bloß Erwachsene darunter verstanden.

\* Orat. contra Verrem Lib. 4. cap. 52. Strabo (Lib. 6.) saget, daß sie zwey und zwanzig Meilen im Umfange gehabt habe. Aber wir müssen auch bedenken, daß diese Stadt zween Häfen in sich gehalten habe, wovon der eine sehr groß war, und für eine Art von Meerbusen konnte gehalten werden.

\*\* Lib. 6. cap. 20.

\*\*\* Demosthenes rechnet zwanzig tausend, contra Aristog.

standen. Denn (1) Herodotus \* saget, daß Aristagoras, ein Gesandter der Jonier, es schwerer gefunden habe, einen Lacedämonier zu betriegen, als dreyßig tausend Atheniensier; indem er hierdurch gleichsam den ganzen Staat andeuten wollte, der aus einer Versammlung des Volks bestand, wovon die Weiber und Kinder ausgeschlossen waren. (2) Thucydides \*\* saget, daß, wenn man diejenigen Bürger abrechnete, die sich auf der Flotte, in dem Heere, und in den Besatzungen aufhielten, oder wegen häuslicher Geschäfte verhindert wurden, die Versammlung der Atheniensier niemals fünf tausend stark gewesen. (3) Die Zahl der Truppen, die aus lauter Bürgern bestanden, und die eben dieser Geschichtschreiber \*\*\* auf dreyzehn tausend schwer bewaffnete Fußknechte setzt, beweiset eben diese Art zu rechnen; wie auch alle griechische Geschichtschreiber, die allemal Erwachsene verstehen, wenn sie die Zahl der Bürger einer Republik bestimmen. Da die Erwachsenen also nur den vierten Theil der Einwohner ausmachen, so waren die freyen Atheniensier, dieser Nachricht zufolge, vier und achtzig tausend stark; die Fremden vierzig tausend; und die Sklaven, wenn wir die kleinste Zahl nehmen wollen, und zugeben, daß sie sich eben so, wie die freyen Bürger, verheirathet und vermehret haben, machten hundert und sechzig tausend aus; und

\* Lib. 5.

\*\* Lib. 8.

\*\*\* Lib. 2. Der Bericht des Diodorus stimmt hiermit völlig überein.

## 286 Von der Menge der Menschen

und die ganze Summe also der Einwohner war zweymal hundert und vier und achtzig tausend. Gewiß eine sehr ansehnliche Anzahl. Die andere Zahl eine Million, siebenmal hundert und zwanzig tausend machet Athen größer, als London und Paris zusammengenommen.

Zum zweyten. Es waren nur zehn tausend Häuser in Athen \*.

Zum dritten. Obgleich der Umfang der Mauern, so wie ihn Thucydides angiebt, groß ist \*\*, (nämlich achtzehn Meilen, die Küste ausgenommen); so saget doch Xenophon \*\*\*, daß sehr viele leere Plätze innerhalb den Mauern gewesen. Es scheint in der That, daß dieselben vier unterschiedene und abgesonderte Städte an einander gehänget haben †.

Zum

\* Xenophon. mem. lib. 2.

\*\* Lib. 2.

\*\*\* De ratione red.

† Wir müssen bemerken, daß, wenn Dionysius von Halicarnass saget, wenn man die alten Mauern von Rom ansähe, man denken sollte, daß diese Stadt nicht größer gewesen, als Athen; wenn er dieses behauptet, sage ich, so redet er nur von Acropolis, oder der hohen Stadt. Kein alter Schriftsteller begreift Piräum, Phalerus und Munychia, mit unter Athen. Viel weniger wird es Dionysius thun, nachdem die Mauern des Cimons und Pericles schon zerstört waren, und Athen von diesen andern Städten



Zum vierten. Niemals wird von den Geschichtschreibern ein Aufstand der Sklaven, oder nur eine Vermuthung eines solchen Aufstandes erwähnt, wenn wir einen Aufruhr der Bergleute ausgenommen \*.

Zum fünften. Die Athenienser begegneten ihren Sklaven, wie Xenophon \*\*, Demosthenes \*\*\* und Plautus † bezeugen, ungemein gelinde und gütig; sie hätten dieses nimmermehr thun können, wenn sie sich gegen dieselben wie eins zu zwanzig verhalten hätten. In unsern Colonien sind die Sklaven nicht um so viel stärker; und dennoch sind wir gezwungen, die Negres ungemein strenge und kriegerisch zu regieren.

Zum sechsten. Niemals kann man jemand wegen eines Besitzes für reich schätzen, den man als eine gleiche Austheilung der Güter in einem Lande, oder nur für dreyimal oder viermal so groß, als diese Austheilung rechnen kann. So rechnen einige, daß jede Person in England täglich sechs Pence verzehre; und doch wird derjenige nur für arm gehalten, der fünfmal so viel zu verzehren hat. Nun saget Aeschines ††, daß Timarchus in

ten ganz abgesondert war. Diese Anmerkung wirft alle Schlüsse des Vosius über den Haufen, und machet diese Berechnung vernünftig.

\* Athen. lib. 6.

\*\* De reb. Athen.

\*\*\* Philip. 3.

† Stichon.

†† Contra Timarch.

in guten Umständen sey hinterlassen worden; er hatte aber doch weiter nichts als zehn Sklaven, die zu Manufacturen gebraucht wurden. Lysias und sein Bruder, zween Fremde, wurden wegen ihrer Reichthümer von den Dreyßigern ins Elend verwiesen; ob sie gleich nur sechzig Sklaven hatten \*. Demosthenes ward sehr reich von seinem Vater hinterlassen; doch hatte er nicht mehr als zwey und funfzig Sklaven \*\*. Sein Werkstuhl von zwanzig Cabinetmachern wird eine sehr ansehnliche Manufactur genennet \*\*\*.

Zum siebenten. Während dem deceliani- schen Kriege, wie ihn die griechischen Geschichtschreiber nennen, rissen zehn tausend Sklaven aus, und die Athenienser geriethen dadurch in große Noth, wie wir aus dem Thucydides † sehen. Dieß hätte nicht seyn können, wenn diese nur den zwanzigsten Theil ausgemachet hätten. Die besten Sklaven werden nicht ausreißen.

Zum achten. Xenophon †† machet einen Entwurf, wie das Gemeinewesen zehn tausend Sklaven unterhalten könnte: er saget, ein jeder wird leicht einsehen können, daß man eine so große Anzahl unterhalten könne, wenn man die Anzahl von Sklaven bedenkt, die wir vor dem decelianischen Kriege hatten. Eine Art zu reden, die ganz und  
gar

\* Orat. II.

† Lib. 7.

\*\* Contra Aphob.

†† De rat. redd.

\*\*\* Ibid.

gar nicht mit der größern Zahl des Athenäus übereinkömmt.

Zum neunten. Der ganze Censur, oder das ganze Vermögen des atheniensischen Staates, war weniger als sechs tausend Talente; und obgleich die Zahlen in den alten Handschriften von den Critikverständigen für verdächtig gehalten werden; so ist doch wider diese nichts einzuwenden; theils, weil Demosthenes \*, der sie bestimmet, uns auch die besondern Umstände meldet, nach denen er sich in der Bestimmung derselben richten mußte; theils, weil Polybius \*\* eben dieselbe Summe angiebt, und darüber Betrachtungen anstellt. Nun konnte der geringste Sklave täglich durch seine Arbeit einen Obolus über seinen Unterhalt erwerben, wie Xenophon \*\*\* meldet, wenn er saget, daß der Oberauffeher des Nicias seinem Herrn so viel für seine Sklaven bezahlet habe, die er in den Bergwerken habe graben lassen; und daß er noch dazu die Zahl der Sklaven unterhalten habe. Wenn man sich die Mühe nehmen will, täglich einen Obolus zu rechnen, und die Sklaven nur auf vier Jahre, zu viermal hundert tausend zu rechnen, so wird man sehen, daß eine Summe von mehr als zwölf tausend Talenten herauskömmt; selbst wenn man die große Menge der Feiertage in Athen

\* De classibus.

\*\* Lib. 2. cap. 62.

\*\*\* De rat. red.

Athen abrechnet. Außer dem konnten viele Sklaven durch ihre Kunst noch viel mehr verdienen. Wenn Demosthenes † einige von seines Vaters Sklaven recht niedrig schätzen will, setzet er jeden zu zwey Minen an. Und wenn wir dieß annehmen, so gestehe ich, wir werden eine kleine Schwierigkeit finden, selbst die Zahl von vierzig tausend Sklaven mit dem Census von sechs tausend Talenten zu vereinigen.

Zum zehnten. Thucydides †† saget, daß in Chios mehr Sklaven als in allen griechischen Städten gewesen, Sparta ausgenommen. Sparta also hatte mehr Sklaven als Athen, nach Maßgebung der Zahl der Bürger. Die Spartaner waren in der Stadt neun tausend; und dreyzig tausend auf dem Lande stark †††. Die erwachsenen Sklaven also müssen stärker als siebenhundert und achtzig tausend gewesen seyn. Ueberhaupt aber mehr als drey Millionen hundert und zwanzig tausend. Es ist dieß eine Anzahl, die sich in einem so kleinen und unfruchtbaren Lande, als Laconien war, und das noch dazu keinen Handel hatte, unmöglich ernähren hätte können. Wären die Heloten so zahlreich gewesen, so würde die Ermordung von zwey tausend, deren Thucydides ††† gedenket, sie aufgebracht, aber nicht geschwächt haben.

Ueber-

† Contra Aphobum.

†† Lib. 8.

††† Plutarch. in vita Lycurg.

†††† Lib. 4.

Ueberdem müssen wir bedenken, daß die Zahl, die Athenäus angiebt †, was es auch für eine seyn mag, alle Einwohner von Attica sowohl als von Athen in sich begreift. Die Athenienser hielten sehr viel vom Landleben, wie Thucydides meldet ††; und als sie durch den Einfall der Feinde, während dem peloponnesischen Kriege, in die Stadt getrieben wurden, war die Stadt nicht im Stande, sie alle zu fassen; und sie waren gezwungen, da es ihnen an Wohnungen fehlte, in den öffentlichen Spaziergängen, Tempeln und gar auf der Straße zu liegen †††.

Eben dieselbige Anmerkung erstreckt sich auf alle andere griechische Städte; und wenn die Zahl der Bürger angegeben wird, müssen wir allemal die Einwohner des benachbarten Landes, und der Stadt selber zusammennehmen. Doch diesem ungeachtet muß man bekennen, daß Griechenland volkreich gewesen, und weit volkreicher, als wir es uns von einem so kleinen Lande hätten vorstellen

§ 2

fön-

† Eben dieser Schriftsteller versichert, daß Corinth einmal vier hundert und sechzig tausend Sklaven, und Aegina vier hundert und siebzig tausend gehabt habe. Aber die vorhergehenden Gründe streiten sehr wider diese Nachrichten. Es ist indessen doch merkwürdig, daß Athenäus sich bey dem letzten Bericht auf das so ansehnliche Zeugniß des Aristoteles beruft: und der Scholiaste des Pindars erwähnt eben dieselbe Zahl von Sklaven in Aegina.

†† Lib. 2.

††† Id. ibid.

## 292 Von der Menge der Menschen

können, das von Natur eben nicht sehr fruchtbar war, und keinen Zuschub von Korn aus fremden Ländern bekam. Denn wenn wir Athen ausnehmen, welches aus dieser Ursache nach Pontus handelte, so scheint es, als wenn die andern Städte sich vornehmlich von ihren benachbarten Länderen unterhalten haben\*.

Von Rhodus ist es bekannt, daß es einen weitläufigen Handel geführt, und in großem Ruf und Ansehen gestanden habe; doch enthielt es nur sechs tausend streitbare Bürger, als es vom Demetrius belagert ward †.

Thez

\* *Demosth. contra Lept.* Die Athenienser holten jährlich aus Pontus vier hundert tausend Medimnos, deren jeder etwas über anderthalb Schefsel macht, wie aus den Zollbüchern erhellt. Und damals ward wenig Korn von andern Dörtern eingeführet. Dieß ist zugleich ein starker Beweis, daß in der vorangeführten Stelle des Athenäus ein großer Fehler seyn müsse. Denn Attica für sich war so unfruchtbar an Korn, daß es nicht einmal die Bauern ernähren konnte. Tit. Liu. Lib. 43. cap. 6. Lucian sagt in seinem *Naugio, siue votis*, daß ein Schiff, welches nach der Ausmessung, die er angiebt, ohngefähr so groß scheint gewesen zu seyn, als eins unserer Schiffe vom dritten Range, so viel Korn geführt habe, daß ganz Attica zwölf Monate davon leben können. Doch war vielleicht Athen damals in Verfall gerathen; und obnedem ist es nicht sicher, sich auf solche nachlässige rednerische Ausrechnungen zu verlassen.

† Diod. Sic. Lib. 20.

Theben war allemal eine von den wichtigsten Städten in Griechenland \*; doch hatte es nicht mehr Bürger als Rhodus \*\*. Phlissia ist, nach dem Xenophon †, nur eine kleine Stadt gewesen; doch finden wir, daß es sechs tausend Bürger enthalten habe ††. Ich getraue mir nicht, diese beyden Nachrichten mit einander zu vereinigen.

Mantinäa war so groß, als irgend eine Stadt in Arcadien †††, folglich war es auch so groß als Megalopolis, welches funfzig Stadia oder sechs Meilen und ein Viertel im Umkreis hatte \*. Aber Mantinäa hatte nur drey tausend Bürger \*\*. Die griechischen Städte also enthielten oft Felder und Gärten, nebst den Häusern; und wir können sie nicht nach dem Umfange ihrer Mauern beurtheilen: Athen enthielte nicht mehr als zehn tausend Häuser; aber die Mauern hatten, die Küste mit eingeschlossen, über zwanzig Meilen im Umfange. Syracus war zwey und zwanzig Meilen im Umkreise; und doch wird man kaum bey den Alten finden, daß sie es für volkreicher als Athen ausgegeben. Babylon war ein Viereck von funf-

§ 3

zehn

\* Isocrat. paneg.

\*\* Diod. Sic. lib. 15. et 17.

† Hist. Graec. lib. 7.

†† Id. lib. 7.

††† Polyb. lib. 2.

\* Polyb. lib. 9. cap. 20.

\*\* Lysias, orat. 34.

zehn Meilen, oder von sechzig Meilen im Umfange; aber es enthielt große angebaute Felder und verjäumte Gärten, wie wir aus dem Plinius sehen. Obgleich die Mauer des Aurelians fünfzig Meilen im Umkreis hatte\*; so war doch der Umfang von allen dreyzehn Abtheilungen Roms, besonders genommen, nach dem Bericht des Publius Victor, nur ohngefähr drey und vierzig Meilen. Wenn ein Feind das Land anfiel, zogen sich alle Einwohner mit ihrem Vieh und sämtlichen Hausgeräthe in die Mauern der alten Städte. Und die große Höhe der Mauern ersoderte nur sehr wenige zu ihrer Bertheidigung.

Sparta, sagt Xenophon\*\*, ist eine von den Städten Griechenlandes, die am wenigsten Einwohner hat. Doch sagt Polybius\*\*\*, daß es acht und vierzig Stadien im Umkreise gehabt hat, und rund gewesen.

Alle Aetolier, die zu Antipaters Zeiten die Waffen tragen konnten, machten nicht mehr als zehntausend Mann aus †.

Polyb.

\* Vopiscus in vita Aurel.

\*\* De rebus Laced. Diese Stelle läßt sich nicht gut mit demjenigen vereinigen, was wir aus dem Plutarch angeführt haben, daß nämlich Sparta neun tausend Bürger gehabt.

\*\*\* Polyb. lib. 9. cap. 20.

† Diod. Sic. lib. 18.



Polybius \* erzählt uns, daß die achaischen Bundsgenossen dreyßig bis vierzig tausend Mann ohne Schwierigkeit, ins Feld stellen konnten; und diese Nachricht scheint sehr wahrscheinlich zu seyn: denn der größte Theil von Peloponnesus war in diesem Bündnisse begriffen. Doch sagt Pausanias \*\*, da er von eben diesem Zeitpuncte redet, daß alle Achäer, die die Waffen tragen könnten, wenn man gleich verschiedene freygelassene Sklaven dazu rechnete, noch nicht funfzehn tausend Mann stark wären.

Die Thessalier waren jederzeit, ehe sie von den Römern völlig bezwungen wurden, unruhig, auf-  
rührisch und in Verwirrung gewesen \*\*\*. Von ihnen läßt sich also nicht vermuthen, daß sie sehr volkreich gewesen.

Alle Einwohner von Epirus, von allen Altern, Geschlechtern und Umständen, die vom Paulus Aemilius verkauft wurden, machten nur funfzig tausend aus \*, und doch mochte Epirus wohl noch einmal so groß seyn, als die Landschaft Norð \*\*.

\* Legat.

\*\* In Achaicis.

\*\*\* Tit. Liu. lib. 34. cap. 51. Plato in Critone.

† Tit. Liu. lib. 45. cap. 34.

†† Ein neuer Französif. Schriftsteller bemerkt in seinen Anmerkungen über die Griechen, daß,  
da

Ichund wollen wir die Zahl der Einwohner in Rom und in Italien betrachten, und die Lichtstrahlen auffammeln, die in den alten Schriftstellern zerstreuet sind. Wir werden überhaupt finden,

da Philippus von Macedonien für den obersten Feldherrn der Griechen war erklärt worden, ihm zwey hundert und dreyßig tausend Griechen in seinem vorgesezten Kriege wider die Perser hätten in den Rücken fallen können. Diese Zahl begreift, wie ich glaube, alle freye Bürger in allen griechischen Städten in sich; aber die Zeugnisse, worauf diese Berechnung gegründet ist, habe ich nirgends finden können; und dieser Schriftsteller, der sonst viel Verstand und Einsicht zeigt, hat die üble Gewohnheit, daß er viel Belesenheit anbringt, ohne die Quellen derselben anzuzeigen. Aber gesetzt, diese Berechnung könnte durch glaubwürdige Zeugnisse der Alten gerechtfertiget werden; so können wir folgende Rechnung anstellen. Die freyen Griechen machten überhaupt neunhundert und zwanzig tausend Personen aus: die Sklaven, falls wir sie so berechnen, wie wir oben die atheniensischen Sklaven berechnet haben, die sich nur selten verheiratheten und Kinder zeugten, waren noch einmal so stark, als die erwachsenen Bürger, nämlich vier hundert und sechzig tausend; und die Zahl aller Einwohner des alten Griechenlandes war ungefähr eine Million, drey hundert und achtzig tausend. Eben keine grosse Anzahl, und die wohl eben nicht viel stärker ist, als die Zahl der heutigen Einwohner Schottlandes, welches ein Land ist, das bey nahe eben den Umfang hat, und sehr mittelmäßig bevölkert ist.

den, daß es sehr schwer sey, hierinn etwas Gewisses zu bestimmen; und daß die übertriebenen Rechnungen der neuern Scribenten sehr schlecht gegründet sind.

Dionysius von Halicarnasß sagt †, daß die alten Mauern von Rom beynahе einerley Umfang mit den atheniensischen gehabt, aber daß die Vorstädte sich sehr weit erstreckt hätten; und es war schwer zu bestimmen, wo die Stadt aufhörte, und wo sich die Vorwerke anfiengen. Es erhellet aus eben diesem Schriftsteller \*, aus dem Juvenal \*\*, und aus einigen andern Scribenten \*\*\*, daß die

§ 5

Häu.

† Lib. 4.

\* Lib. 10.

\*\* Satyr. 3. v. 269. 270.

\*\*\* Strabo (lib. 5.) saget, daß Augustus verbothen habe, die Häuser höher als siebenzig Fuß zu bauen. An einer andern Stelle (lib. 16.) sagt er, daß die Häuser in Rom ungemein hoch gewesen. S. hiervon mit mehreren Vitruu. lib. 2. cap. 8. Der Sophist Aristides sagt in seiner Rede *εἰς Ρωμῶν*, daß Rom aus Städten bestehe, die auf Städte gebauet wären, und wenn man es auseinander legete, so würde es die ganze Oberfläche von Italien bedecken. Wenn ein Schriftsteller sich solche Hyperbolen erlaubt, so weiß man nicht, wie viel man abziehen soll. Aber dieß scheint doch natürlich zu seyn: wenn Rom so weitläufig gebauet gewesen, als Dionysius saget, und sich so tief bis ins Land erstreckt hat, so müssen wenig Straßen gewesen seyn, worinn die Häuser so hoch gebauet worden. Denn diese unbequeme Bauart hat bloß ihren Grund in dem Mangel des Raums.

Häuser sehr hoch gewesen, daß verschiedene Familien in abgetheilten Stockwerken, eine über die andere, gewohnt haben: aber es ist wahrscheinlich, daß dieses nur die armen Bürger, und zwar nur in einigen wenigen Straßen gethan haben. Wenn wir, nach des jüngern Plinius Beschreibung, von seinem Hause \* und von des Bartoli Rissen alter Gebäude urtheilen können; so hatten die vornehmen Römer sehr geräumige Palläste, und ihre Bauart kam mit der chinesischen überein, wo eine jede Wohnung von den übrigen abgesondert, und nicht höher als ein Stockwerk ist. Nehmen wir noch hiezu, daß die vornehmen Römer sehr viel von geräumigen Spaziergängen und selbst von Wäldern \*\* hielten, die sie in der Stadt anlegten; so können wir es vielleicht dem Vossius erlauben; (so wenig Grund er auch hat) die be-

kannte

\* Lib. 2. epist. 16. lib. 5. epist. 6. Es ist wahr, Plinius beschreibt hier ein Landhaus; weil aber dieß doch die Bauart war, deren sich die Römer bey ihren prächtigen und bequemen Gebäuden bedienten, so werden die vornehmen Römer gewiß auch eben so in der Stadt gebauet haben. Seneca (epist. 114.) sagt von den Reichen und Wollüstigen in laxitatem ruris excurrunt. Valerius Maximus (lib. 4. cap. 4.) saget, da er von den Fleckern des Cincinnatus, die vier Morgen betragen, redet: anguste se habitare nunc putat, cuius domus tantum patet, quantum Cincinnati rura patuerunt. Siehe eben hievon lib. 36. cap. 15. et lib. 18. cap. 2.

\*\* Vitruv. lib. 5. cap. 11. Tacit. annal. lib. 11. cap. 3. Sueton. in vita Octau. cap. 72. etc.

kannte Stelle des ältern Plinius \*\* nach seiner Meynung zu lesen, ohne daß wir die ausschweifenden Folgen annehmen, die er daraus herleitet.

Die

- Moenia eius (Romae) collegere ambitu imperatoribus, censoribusque Vespasianis, A. U. C. 828. pass. XIII. MCC. complexa montes septem, ipsa diuiditur in regiones quatuordecim, compita earum 265. Eiusdem spatii mensura, currente à milliario in capite Rom. Fori statuto, ad singulas portas, quae sunt hodie numero 37. ita vt duodecim portae semel numerentur, praetereanturque ex veteribus septem, quae esse desierunt, efficit passuum per directum 30775. Ad extrema vero tectorum cum castris praetoriis ab eodem milliario, per vicos omnium viarum, mensura collegit paullo amplius septuaginta milia passuum. Quo si quis altitudinem tectorum addat, dignam profecto aestimationem concipiat, fateaturque nullius vrbs magnitudinem in toto orbe potuisse ei comparari. Plin. lib. 3. cap. 5.

Die besten Handschriften vom Plinius lesen diese Stelle so, wie sie hier angeführt ist, und setzen den Umfang der römischen Mauern auf dreyzehn Meilen. Es kömmt bloß darauf an, zu wissen, was Plinius unter dreyßig tausend sieben hundert, fünf und siebenzig Schritten versteht, und wie diese Zahl gerechnet sey. Ich stelle es mir so vor: Rom machte einen halben Cirkel aus, dessen Umfang dreyzehn Meilen war. Es ist bekannt, daß das Forum, und folglich auch das Milliarium, an dem Ufer der Tiber und nahe an dem Mittelpuncte des Cirkels, oder an dem Durchmesser dieses halben Cirkels gelegen habe.

Die Zahl der Bürger, die bey der öffentlichen Austheilung zur Zeit des Augusts Brodt beka-

habe. Ob Rom gleich sieben dreyßig Thore hatte, so waren doch nur zwölf unter denselben, von welchen gerade Straßen, nach dem Milliarium giengen. Plinius also, der den Umfang von Rom bestimmt hatte, wußte, daß dieses noch nicht zureichend sey, uns einen rechten Begriff von der Größe Roms zu geben, und bediente sich noch einer andern Methode. Er setzt zum voraus, daß, wenn alle Straßen, die von dem Milliarium bis an die zwölf Thore gehen, in einer geraden Linie aneinander gesetzt würden, und man diese Linie zu Ende gieng, so daß man jedes Thor einmal zählte, so würde in diesem Falle die ganze Linie dreyßig tausend sieben hundert, fünf und siebenzig Schritte ausmachen; oder er sagt, mit andern Worten, daß jede Straße, oder Radius dieses halben Cirkels zwey Meilen und eine halbe betrage; und daß die ganze Länge von Rom fünf Meilen, und die Breite ohngefähr halb so viel ausmache, wenn wir die weitläufigen und zerstreut gelegenen Vorwerke nicht mit rechnen.

Der Jesuit Harduin legt diese Stelle eben so aus; er versteht es nämlich eben so, daß, wenn man die verschiedenen Straßen von Rom in eine Linie brächte, diese Linie dreyßig tausend, sieben hundert, fünf und siebenzig Schritte ausmache: aber er versteht darunter alle Straßen, die seiner Meynung nach von jedem Thore nach dem Milliarium gegangen sind; und er glaubet, daß keine derselben über acht hundert Schritte lang gewesen. Aber 1) ein halber Cirkel dessen Radius nur achthundert Schritte ist, konnte niemals einen Umkreis von bey nahe dreyzehn Meilen haben, und dieß

bekamen, bestand aus zwey hundert tausend Menschen \*. Man sollte denken, daß man hier-  
auf

dies ist doch der Umfang, den Plinius Rom beylegt. Ein Radius von zwey und einer halben Meile macht ohngefähr solchen Umkreis aus. 2) Es ist ungereimt, zu glauben, daß eine Stadt so sollte gebauet seyn, daß von jedem Thore, so in dem Umkreiße liegt, nach dem Mittelpuncte derselben Straßen gehen sollten. Diese Straßen müßten sich durchkreuzen, so wie sie sich näherten. 3) Dies macht Rom gar zu klein, denn es würde alsdenn wirklich kleiner, als Bristol und Rotterdam gewesen seyn.

Die Auslegung, die Vossius in seinen observationibus variis macht, ist an der andern Seite eben so irrig. Eine Handschrift, die gar kein Ansehen hat, giebt, anstatt dreyzehn Meilen, dreyßig Meilen für den Umfang der römischen Mauern an. Und Vossius versteht darunter bloß die krumme Linie des halben Cirkels: indem er dafür hält, daß, weil die Tiber den Durchmesser ausmachte, an der Seite gar keine Mauern gewesen. Aber 1) fast alle Handschriften sind dieser Lesart zuwider. 2) Warum sollte Plinius, der kurz schreibt, zweymal nach einander den Umfang der römischen Mauern beschrieben haben? 3) Warum sollte diese Wiederholung so merklich verschieden seyn? 4) Warum erwähnt Plinius zweymal das Milliarium, wenn er will, daß eine Linie soll gemessen werden, die gar nicht vor dem Milliarium abhängt? 5) Vopiscus meldet, daß die Mauer des Aurelians laxiore ambitu gezogen sey, und alle Vorstädte und Vorwerke an der nördlichen Seite der Tiber umfasset habe; und doch sey der Umfang derselben nicht größer als funfzig Meilen gewesen; und selbst diese Stelle ist den  
Critic.

auf sicher eine Berechnung bauen könnte; doch es finden sich Umstände dabey, die uns wieder zweifelhaft und ungewiß machen,

Ward

Critikverständigen noch verdächtig. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Rom während dieser Zeit vom August bis zum Aurelian sollte abgenommen haben. Es blieb immer die Hauptstadt von eben demselbigen Reiche; und kein bürgerlicher Krieg hat in diesem langen Zeitraume die Stadt berührt, wenn wir den Lärm bey dem Tode des Maximus und Balbinus ausnehmen. Caracalla hat, nach dem Berichte des Aurelius Victor, Rom vergrößert. 6) Wir haben keine Ueberbleibsel von alten Gebäuden, die eine solche Größe der Stadt Rom anzeigen. Die Antwort des Vossius, daß der Schutt sechzig oder siebenzig Fuß tief unter die Erde sollte gesunken seyn, diese Antwort, sage ich, scheint ungereimt zu seyn. Es erhellet aus dem Spartian (in vita Seueri) daß der Stein, der die fünfte Meile in via Lauicana anzeigte, außerhalb der Stadt gewesen. 7) Olympiodorus und Publius Victor setzten die Zahl der Häuser in Rom zwischen vierzig und funfzig tausend. 8) Selbst die ausschweifenden Folgen, die Vossius sowohl, als Lipsius, aus dieser Lesart ziehen, vernichten, falls sie nothwendig daraus fließen, den Grund, worauf sie gebauet werden: daß nämlich Rom nach dieser Ausrechnung vierzehn Millionen Einwohner gehabt habe, da das ganze Königreich Frankreich nur fünf nach seiner Rechnung enthalten soll &c.

Der einzige Einwurf, den man wider unsere Auslegung dieser Stelle des Plinius machen kann,



Ward das Korn bloß unter die armen Bürger ausgetheilt? Wenigstens war es zu ihrem Besten vornehmlich bestimmt. Aber es erhellet aus einer Stelle des Cicero †, daß die Reichen auch ihr Antheil nehmen konnten, und daß man sie nicht tadelte, wenn sie sich dießfalls meldeten.

Wem ward das Korn gegeben? ward es bloß den Häuptern der Familie, oder allen Mannspersonen, Weibern und Kindern gegeben? Ein jeder bekam monatlich fünf Modios \*, (ohngesähr  $\frac{5}{8}$  von einem Scheffel.) Dieß war zu wenig für eine Familie, und zu viel für eine einzelne Person. Ein sehr gelehrter Kenner des Alterthums † schließt daraus, daß es eine jede erwachsene Mannsperson bekommen: aber er giebt zu, daß es doch ungewiß sey.

Hat

Kann, scheint darinnen zu bestehen, daß Plinius, nachdem er sieben dreyßig Thore angeführet hatte, bloß von den sieben alten Thoren eine Ursache angiebt, warum sie nicht mitgerechnet werden, und von den andern achzen nichts saget, deren Straßen, meiner Meynung nach, sich endigten, ehe sie das Forum erreichten. Da aber Plinius für die Römer schreibt, denen die Beschaffenheit der Straßen bekannt war; so ist es kein Wunder, daß er diesen Umstand auch für bekannt und ausgemacht angenommen hat. Vielleicht mochten auch viele von diesen Thoren an den Strand der Tiber führen.

\* Ex monument. Ancyr.

† Tusc. quaest. lib. 3. cap. 48.

\* Licinius apud Sallust. hist. frag. lib. 3.

† Nicolaus Hortensius de re frumentaria Roman.

Hat man genau untersucht, ob derjenige, der an dieser Austheilung Theil nehmen konnte, innerhalb der Mauern der Stadt Rom leben mußte, oder ob es zureichend war, daß man sich alle Monate bey der Austheilung stellte? Dieß letztere scheint wahrscheinlicher zu seyn \*.

Gab es gar keine, die mit Unrecht Anspruch darauf machten? Wir lesen \*\*, daß Cäsar auf einmal hundert und siebenzigtausend ausgeschlossen habe, die sich heimlich eingeschlichen hatten; und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß er alle Mißbräuche gehoben hat.

Was sollen wir aber endlich für ein Verhältniß der Sklaven zu dieser Zahl der Bürger angeben? Dieß ist die wichtigste und ungewisseste Frage. Es ist sehr zweifelhaft, ob man Athen in diesem

\* Augustus ordnete an, daß diese Austheilung des Kornes nur dreyimal im Jahre geschehen sollte, damit das Volk nicht zu sehr in seinen Geschäften möchte verhindert werden: das Volk aber, so die monatlichen Austheilungen weit bequemer fand, (weil sie, wie ich glaube, eine bessere Deconomie in den Familien unterhielten,) verlangte, daß sie wieder sollten eingeführet werden. Sueton. August. cap. 40. Wären nicht einige von dem Volke von entfernten Dörtern gekommen, um ihr Korn abzuholen, so würde die Vorsicht des Augustus, dem Ansehen nach, überflüssig gewesen seyn.

\*\* Sueton. in Iul. cap. 41.

sem Stücke als einem Maafstab für Rom annehmen könne. Vielleicht hatten die Athenienser mehr Sklaven, weil sie sie zu den Manufacturen gebrauchten, wozu eine Hauptstadt, wie Rom war, nicht so geschickt gewesen zu seyn scheint. Aber vielleicht hatten auch die Römer mehr Sklaven, wegen ihrer größern Verschwendung und Reichthümer.

Es wurden in Rom genaue Todtenlisten gehalten; aber kein alter Schriftsteller hat uns die Zahl der Verstorbenen hinterlassen, ausgenommen Suetonius \*; dieser meldet, daß zu einer Jahrszeit dreyßigtausend Namen in den Tempel der Libitina gebracht wurden: aber dieß geschah während einer ansteckenden Seuche, und man kann daraus nichts gewisses schließen.

Obgleich das öffentliche Korn nur unter zweyhunderttausend Bürger ausgeheilt ward; so hatte es doch einen merklichen Einfluß in den Ackerbau von Italien \*\*: es läßt sich dieses auf keine Weise mit den übertriebenen Meynungen der Neuern von der Bevölkerung dieses Landes reimen.

Ich weis keinen bessern Grund, worauf ich meine Muthmaßung von der Größe des alten  
Roms

\* In vita Neronis.

\*\* Sucton. Aug. cap. 42.

Roms bauen könnte, als diesen: Herodian \* erzählt, daß Antiochien und Alexandrien nicht viel kleiner als Rom gewesen. Es erhellet aus dem Diodorus Siculus \*\*, daß eine gerade Straße in Alexandrien, die vom Hasen bis zum Hasengiang, fünf Meilen lang gewesen; und da Alexandrien viel weiter in die Länge als in die Breite ausgedehnt war; so scheint es eine Stadt gewesen zu seyn, die Paris \*\*\* ziemlich gleich gewesen, und

\* Lib. 4. cap. 5.

\*\* Lib. 17.

\*\*\* Q. Curtius meldet, daß die Mauern von Alexandrien so wie sie vom Alexander angelegt wurden, nur zehn Meilen im Umfange gehabt haben. (Lib. 4. cap. 8.) Strabo, der sowohl als Diodorus Siculus in Alexandrien gewesen, sagt, daß es kaum vier Meilen lang, und an den meisten Orten eine halbe Meile breit gewesen (Lib. 17.) Plinius sagt, (Lib. 5. cap. 10.) daß es einem ausgebreiteten macedonischen Oberrocke geglichen. Obgleich, diesen Nachrichten zu Folge, Alexandrien nur mittelmäßig groß gewesen zu seyn scheint, so sagt doch Diodorus Siculus, (Ibid.) wenn er von der Anlage des Alexanders redet, (die niemals vergrößert worden, wie wir aus dem Ammianus Marcellinus (Lib. 22. cap. 16.) sehen,) daß es ausnehmend groß gewesen. Die Ursache, warum es seiner Meynung nach alle Städte in der Welt übertrifft, (denn er nimmt Rom nicht aus) ist diese, daß es dreßsigtausend freye Einwohner habe. In eben dieser Absicht führet er auch an, daß die Könige sechstausend Talente Einkünfte daraus gezogen, welches ihn



## 308 Von der Menge der Menschen

Aber wie viel Sklaven waren darinnen? Hätten wir guten Grund, sie eben so zahlreich anzunehmen, als die freyen Einwohner waren, so würde dadurch die obige Berechnung wahrscheinlicher werden.

Wir finden bey dem Herodian eine Stelle, die etwas wunderbar ist. Er sagt mit klaren und deutlichen Worten, daß der Pallast des Kaisers eben so groß gewesen \*, als der ganze übrige Theil der Stadt. Dieß war des Nero goldenes Haus, welches in der That vom Suetonius \*\* und Plinius \*\*\* als ungemein groß vorgestellt wird; aber

\* Lib. 4. cap. 1. *πασης πολεις*. Politian übersetzt es *aedibus maioribus etiam reliqua vrbe*.

\*\* Er saget (in Nerone cap. 30.) daß ein Porticus desselben dreytausend Fuß lang gewesen; *tanta laxitas, vt porticus triplices milliarias haberet*. Er kann unmöglich drey Meilen verstehen. Denn der ganze Umfang des Hauses vom Palatio bis an den Esquilin war kaum so groß. So muß ebenfalls Vopiscus (in Aureliano) verstanden werden, wenn er in des Sallusts Gärten einen Porticum milliarensem erwähnt. Es bedeutet nämlich auch hier tausend Fuß. So auch Horaz:

*Nulla decempedis*

*Metata priuatis opacam*

*Porticus excipiebat Arcton*. Lib. 2. od. 15.

Und eben so lib. 1. satyr. 8.

*Mille pedes in fronte, trecentos cippus in agrum*

*Hic dabat*.

\*\*\* Lib. 36. cap. 15. *Bis vidimus urbem totam cingi domibus principum, Caii ac Neronis*.

aber es ist nicht möglich, daß wir uns auch, mit der größten Einbildungskraft von der Welt, dieses Haus so vorstellen können, als wenn es einige Gleichniß mit einer solchen Stadt, wie London ist, gehabt habe.

Wir müssen anmerken, daß, wenn der Geschichtschreiber von der Ausschweifung des Nero geredet, und sich alsdenn dieser Worte bedienet hätte, so würden sie viel weniger Gewicht haben; da dergleichen rednerische Vergrößerungen sich leicht in die Schreibart eines Schriftstellers einschleichen, wenn sie auch noch so keusch und genau ist. Aber Herodian sagt dieses bloß im Vorbeygehen, wenn er von den Streitigkeiten des Geta und Caracalla redet.

Es erhellet aus eben diesem Geschichtschreiber \*, daß um eben die Zeit sehr viel Land wüste und ungebraucht gelegen habe; und er rühmet den Pertinax sehr, daß er einem jeden erlaubte, sich ein solches wüstes Land innerhalb oder außerhalb Italien zuzueignen, und nach eigenem Gutdünken zu bauen, ohne Abgaben davon zu bezahlen. Wüste und ungebrauchte Felder! Dieß sind Worte, die man wohl schwerlich von einem Lande in der Christenheit gebrauchen wird; wenn wir vielleicht einige entfernte Ländereyen in Ungarn annehmen, die, wie man mir gesagt hat, so beschaf-

\* Lib. 2. cap. 15.

## 310 Von der Menge der Menschen

fen seyn sollen. Es stimmt auch dieses nur sehr schlecht mit dem Vorgeben überein, daß das Alterthum so sehr volkreich gewesen.

Wir sehen aus dem Vopiscus \*, daß in Etrurien sehr viel fruchtbares Land wüste gelegen, welches der Kaiser Aurelian zum Weinbaue gebrauchen wollte, um unter das römische Volk Geschenke von Wein auszutheilen: ein Mittel, das sehr geschickt gewesen wäre, diese Hauptstadt und das herumliegende Land noch immer mehr zu entvölkern.

Vielleicht ist es nicht übel angebracht, wenn wir hier die Nachricht anmerken, die Polybius \*\* von den großen Heerden Schweinen, so sich in der Lombardey, Toscana und Griechenland befunden haben, und von der Art und Weise, wie man sie fütterte, erteilet. „Es sind große Heerden Säue  
„(sagt er) in ganz Italien. Vornehmlich waren  
„sie in vorigen Zeiten in Etrurien, und dem Gallien diesseits der Alpen. Eine Heerde enthält oft  
„tausend und noch mehr Schweine. Wenn sich  
„ein paar von solchen Heerden zusammen in der  
„Weyde antreffen, so laufen sie unter einander; und  
„die Schweinhirten haben kein ander Mittel, sie  
„von einander abzusondern, als daß sie sich in verschiedne Gegenden stellen, und mit ihrem Horne  
„bla-

\* Vopiscus in Aurelian. cap. 48.

\*\* Lib. 12. cap. 2.



„blasen; die Schweine, die an dieses Signal ge-  
 „wöhnt sind, laufen, ein jedes dem Horne seines  
 „Hirten zu. Hingegen wenn sich in Griechenland  
 „die Heerden Schweine in den Wäldern mit ein-  
 „ander vermischen, nimmt derjenige, der die größ-  
 „te Heerde hat, auf eine geschickte Art der Geles-  
 „genheit wahr, sie ganz wegzutreiben. Und die  
 „Diebe können sehr leicht die Schweine entwen-  
 „den, die sich auf der Weide zu weit von ihrem  
 „Hirten entfernen haben.“

Könnten wir nicht aus dieser Nachricht schlies-  
 sen, daß der nördliche Theil von Italien damals  
 weniger bevölkert, und schlechter angebauet gewe-  
 sen, als ihund? Wie hätten diese ungeheuren Heer-  
 den in einem Lande können unterhalten werden, das  
 allenthalben so sehr umzäunet, durch den Ackerbau  
 so verbessert, durch Landgüter so zertheilet, und  
 mit Wein und Korn, die unter einander gepflanzt  
 werden, so angebauet ist? Ich muß gestehn, die  
 Erzählung des Polybius hat das Ansehen, als  
 wenn er von einer solchen Deconomie, als man  
 in unsern americanischen Colonien antrifft, und  
 nicht von einer Einrichtung eines europäischn Lan-  
 des, rede.

Wir treffen in der Sittenlehre des Aristoteles \* eine Betrachtung an, die ich auf keine Weise  
 U 4 erklä-

\* Lib. 9. cap. 10. Sein Ausdruck ist *ανδρωτος*,  
 nicht *πολιτης*, folglich versteht er Einwohner,  
 nicht Bürger.

erklären kann, und die, indem sie unsre Gründe und Schlüsse zu sehr unterstützet, vielleicht gar nichts beweiset. Dieser Philosoph handelt von der Freundschaft, und merket an, daß man dieselbe weder auf sehr wenige Personen einschränken, noch auf eine sehr große Menge ausdehnen müsse. Er erläutert seine Meynung durch folgenden Grund.

„So wie eine Stadt (sagt er) nicht bestehen kann, wenn sie entweder nicht mehr Einwohner, als sehen, oder gar hunderttausend hat; so wird ebensfalls in der Zahl der Freunde eine Mittelmäßigkeit erfordert, und man vernichtet das Wesen der Freundschaft, wenn man in einen von diesen entgegen gesetzten Fehlern verfällt.“

Wie kann es unmöglich seyn, daß eine Stadt hunderttausend Menschen enthalte? Hat Aristoteles nie eine Stadt gesehen, oder nur von einer Stadt gehört, die ohngefähr so volkreich gewesen? Ich gestehe es, das ist mir unbegreiflich.

Plinius \* meldet, daß Seleucia, dieser Sitz des griechischen Reiches im Orient, sechshunderttausend Menschen soll enthalten haben. Von Carthago saget Strabo \*\*, daß es siebenhunderttausend enthalten habe. Die Einwohner von Peking sind nicht viel zahlreicher. London, Paris und Constantinopel, mögen bey nahe eben diese Berechnung leiden; wenigstens überschreiten die

bey-

\* Lib. 6. cap. 28.

\*\* Lib. 17.

beyden letztern Städte diese Zahl nicht. Von Rom, Alexandrien und Antiochien, haben wir bereits geredet. Aus der Erfahrung der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten sollte man fast schließen, daß es der Natur der Dinge nach unmöglich sey, daß eine Stadt jemals viel über diese Anzahl von Einwohnern anwachsen sollte. Es mag die Größe einer Stadt auf die Handlung oder auf die Regierung gegründet seyn, so scheint es, als wenn es unüberwindliche Schwierigkeiten gäbe, die ihren fernern Wachsthum verhindern. Die Residenzen großer Monarchien sind zur Handlung nicht geschickt, weil sie ausschweifende Verschwendung, unordentliche Ausgaben, Einschränkungen, und falsche Begriffe vom Range und von den Vorzügen hervorbringen. Ein gar zu weitläufiger Handel schränkt sich selbst ein, indem dadurch der Preis der Arbeit und der Bequemlichkeiten zu sehr erhöht wird. Wenn ein großer Hof ein zahlreiches Gefolge von sehr reichen und vornehmen Edelleuten hat, so bleibt der geringere Adel in den Städten ihrer Provinzen, wo er von mäßigen Einkünften auf eine ansehnliche Art leben kann. Und wenn die Gränzen eines Staats sehr erweitert werden, müssen nothwendig in den entferntern Provinzen viele Hauptstädte aufkommen; wohin sich alle Einwohner, einige wenige Hofleute ausgenommen, wegen der Erziehung, wegen ihres Gewerbes und Zeitvertreibs, begeben \*. Lon-

\* Dergleichen waren Alexandria, Antiochien, Carthago, Ephesus, Lion &c. im römischen Reiche. Und

## 314 Von der Menge der Menschen

don, das einen weitläufigen Handel, und eine nicht allzu große Regierung mit einander vereinigt, ist zu einer Größe gediehen, die wohl keine Stadt jemals wird übertreffen können.

Man nehme Dover oder Calais zum Mittelpuncte an, und ziehe einen Cirkel, dessen Radius zweyhundert Meilen groß ist. Dieser Cirkel wird London, Paris, die Niederlande, die vereinigten Provinzen, und einige von den besten und blühendsten Provinzen von England und Frankreich in sich begreifen. Ich glaube, man kann sicher sagen, daß im Alterthume kein Stück Land von einer gleichen Größe kann gefunden werden, welches so viel große und volkreiche Städte, und so viel Reichthümer und Einwohner sollte in sich gehabt haben. Es scheint die beste Art der Vergleichung zu seyn, wenn man in beyden Zeitpuncten diejenigen Staaten gegen einander hält, die die meiste Kunst, Wissenschaft, Artigkeit, und die beste Verfassung gehabt haben.

Es ist eine Anmerkung des Abts du Bos \*, daß Italien igund wärmer ist, als es in alten Zeiten gewesen. „Die römischen Jahrbücher melden, „(sagt

Und igund sind dergleichen Bourdeaux, Thoulouse, Dijon, Rouen, Nix etc. in Frankreich. Und in dem brittischen Gebiete Dublin, Edenburg, York.

\* Vol. 2. sect. 16.

„(sagt er) daß im Jahre 480 nach Erbauung der  
 „Stadt Rom ein so strenger Winter eingefallen,  
 „daß die Bäume davon erfroren sind. Die Liber  
 „gefror in Rom, und die Erde war vierzig Tage  
 „hindurch mit Schnee bedeckt. Wenn Juve-  
 „nal \* ein abergläubisches Weib beschreiben will,  
 „so stellet er sie vor, als wenn sie das Eis der Li-  
 „ber zerbräche, damit sie sich abwaschen könne.

„Hybernum, fracta glacie, descendet in amnem,  
 „Ter matutino Tyberi mergetur.

„Er redet von dem Gefrieren dieses Flusses, als  
 „von einer ganz gemeinen Begebenheit. Viele  
 „Stellen des Horaz stellen die Straßen von Rom  
 „mit Schnee und Eis bedeckt vor. Wir hätten  
 „hierinn mehr Gewißheit haben können, wenn den  
 „Älten der Gebrauch der Thermometer bekannt  
 „gewesen wäre; aber ihre Schriftsteller geben uns,  
 „ohne daran zu gedenken, Nachrichten, die zurei-  
 „chend sind, uns zu überführen, daß die Winter  
 „ißund in Rom viel gemäßiger sind, als sie vor-  
 „mals gewesen. Thund gefriert die Liber zu Rom  
 „eben so wenig, als der Nil zu Cairo. Die Rö-  
 „mer halten den Winter schon für sehr strenge,  
 „wenn der Schnee zween Tage liegt, und wenn  
 „man einige wenige kleine Eiszapfen an einem  
 „Brunnen hängen sieht, der gegen Norden gele-  
 „gen ist.

Die

\* Sat. 6.

Die Anmerkung dieses sinnreichen Critikus erstreckt sich vielleicht auch über andere europäische Himmelsgegenden. Wer kann das gelinde Clima von Frankreich in des Diodorus Siculus \* Beschreibung von dem Clima des alten Galliens entdecken? „Da es unter einer nördlichen Himmelsgegend liegt, (saget er) so ist es ausnehmend kalt darinn. Bey trübem Wetter fällt anstatt des Regens eine Menge von Schnee herunter, und bey hellem Wetter ist der Frost so strenge, daß die Flüsse von ihren Fluthen Brücken bekommen, über welche nicht allein einzelne Reisende, sondern auch ganze Armeen mit ihrem Troß und beladenen Wagen gehen können. Und es sind verschiedene Flüsse in Gallien, als die Rhone, der Rhein &c. die fast alle zugefrozen sind; und man hat die Gewohnheit, um das Fallen zu verhindern, Spreu und Stroh über das Eis zu legen, an den Orten, wo die Landstraße darüber geht.

Der nördliche Theil von Sevennes, saget Strabo \*\*, trägt keine Feigen und Oliven; und der Wein, der da gepflanzet wird, kömmt nicht zur Reife.

Ovid behauptet ausdrücklich, und mit allem Ernst der Prose, daß zu seiner Zeit der Pontus Eurinus alle Winter zugefrozen; und er berufet sich

\* Lib. 4.

\*\* Lib. 4.

sich namentlich auf das Zeugniß der römischen Statthalter \*. Dieß geschieht igund niemals in der Gegend von Tomi, wohin Ovid verbannet war. Alle Klagen dieses Dichters scheinen eine so strenge Bitterung zu bezeichnen, als igund kaum in Petersburg oder Stockholm empfunden wird.

Tournesort, der aus der Provence gebürtig ist, und eben diese Länder durchreiset hat, merket an, daß es die schönste Himmelsgegend von der Welt sey; und er versichert, daß nichts, als die Schwermuth des Ovids, demselben einen so traurigen Begriff von diesem Lande habe beybringen können. Aber die Nachricht des Poeten ist viel zu umständlich, als daß man sie so auslegen könne.

Polybius \*\* saget, daß das Clima von Arabien sehr kalt, und die Luft feucht gewesen.

„Keine Himmelsgegend in Europa, saget Varro \*\*\*, ist so gemäßiget, als die italiänische. Die inneren Theile, als Gallien, Germanien, und Pannonien müssen fast beständig Winter haben.“

Die nördlichen Theile von Spagnien waren, nach dem Berichte des Strabo †, wegen der großen Kälte nur schlecht bewohnet.

Wenn

\* Trist. lib. 3. eleg. 9. De Ponto lib. 4. eleg. 7. 9. 10.

\*\* Lib. 4. cap. 21.

\*\*\* Lib. 1. cap. 2.

† Lib. 3.

Wenn also diese Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Europa wärmer geworden, als es vormals gewesen; was sollen wir für eine Ursache dieser Veränderung angeben? Gewiß, wir können keine andere anführen, als daß wir annehmen, daß das Land izund viel besser angebauet, und daß die Wälder ausgerottet sind, die vormals die Erde beschatteten, und die Sonnenstrahlen auffiengen, daß sie die Erde nicht durchdringen konnten. Unsere nördliche Colonien in America werden immer gemäßiger, so wie die Wälder nach und nach ausgefilget werden\*; aber überhaupt kann ein jeder bemerken, daß die Kälte in dem nördlichen und südlichen America viel empfindlicher ist, als in den europäischen Gegenden, die unter eben dem Grade der Breite liegen.

Saserna, den Columella\*\* anführet, giebt vor, daß die Beschaffenheit der Bitterungen sich verändert habe, und daß die Luft viel gelinder und wärmer geworden. Dieß erhellet daraus, saget er,

- \* Die warmen südlichen Colonien werden auch gesunder; und es ist merkwürdig, daß es aus den spanischen Historien, von der ersten Entdeckung und Eroberung dieser Länder scheint, als wenn sie sehr gesund gewesen wären; indem sie damals sehr volkreich und gut angebauet gewesen. Wir finden gar keine Nachrichten darinn, daß die kleinen Armeen des Corte, oder des Pizarro, von Krankheiten aufgerieben worden.

\*\* Lib. I. cap. I.



er, daß viele Dörter ihund eine Menge von Weinbergen und Delgärten haben, die vor Zeiten wegen der strengen Himmelsgegenden nichts dergleichen hervorbringen konnten. Wenn diese Veränderung wirklich geschehen ist, so folget daraus offenbar, daß die Länder kurz vor der Zeit des Sarserna\* besser angebauet und bevölkert worden; und wenn diese Veränderung bis auf unsere Zeiten immer zugenommen hat, so kann man daraus schließen, daß diese Vorzüge in diesem Theile der Welt sich gleichfalls beständig vermehret haben.

Lasset uns ihund alle die Länder betrachten, so die Scene der alten und neuern Geschichte sind, und lasset uns ihren vorigen und ihigen Zustand mit einander vergleichen. Wir werden vielleicht finden, daß die Klagen über die ihige Leere und Entvölkerung der Welt nicht eben allzu gut gegründet sind. Egypten wird vom Maillet, dem wir die beste Nachricht davon zu danken haben, als ungemain volkreich vorgestellt; ob er gleich glaubet, daß die Zahl der Einwohner desselben sich verringert habe. Ich kann es gern zugeben, daß Syrien, klein Asien, und die Küste der Barbaren, in Vergleichung mit ihrem alten Zustande, sehr entblößet von Einwohnern sind. Daß Griechenland entvölkert sey, sieht ein jeder; aber es kann noch zweifelhaft seyn, ob das Land, das ihund die europäische

\* Er scheint um die Zeit des jüngern Africanus gelebet zu haben. Id. ibid.

ropäische Türken genannt wird, überhaupt eben so viel Einwohner enthalte, als es während dem blühenden Zeitpuncte Griechenlandes gehabt hat. Die Thraeer scheinen damals eben so gelebt zu haben, wie die Tartarn ihund leben, nämlich von der Viehzucht, und vom Raube \*. Die Geten \*\* waren noch viel barbarischer; und die Illyrier waren nichts besser \*\*\*. Diese nahmen Theile von diesem Lande ein; und obgleich die türkische Regierungsart für den Fleiß und für die Fortpflanzung nicht sehr vortheilhaft ist; so unterhält sie dennoch wenigstens Friede und Ordnung unter den Einwohnern, und ist der barbarischen und unsichern Verfassung weit vorzuziehen, worinn die alten Einwohner lebeten.

Polen und das europäische Rußland sind nicht sehr bevölkert; aber sie sind doch gewiß viel volkreicher, als das alte Sarmatien und Scythien waren, wo man an Landwirthschaft und Ackerbau nicht gedachte, und wo die Viehzucht die einzige Kunst war, wovon die Einwohner lebeten. Eben dieses gilt auch von Dänemark und Schweden. Man muß ja nicht glauben, daß der ungeheure Schwarm von Völkern, die vormals aus dem Norden gekommen, und ganz Europa überschwemmet haben, diese Meynung widerlege. Wenn ein ganzes Volk, oder die Hälfte desselben, seinen

Sitz

\* Xenoph. exp. lib. 7. Polyb. lib. 4. cap. 45.

\*\* Ouid. passim, etc. Strabo lib. 7.

\*\*\* Polyb. lib. 2. cap. 12.

Siz verändert; so kann man sich leicht vorstellen, was für eine ungeheure Menge ein solches Volk ausmacht, wie verzweifelt es anfalle, und wie sehr die erschrockene Einbildungskraft der angefallenen Nationen den Muth und die Zahl dieser ihrer Feinde vergrößere. Schottland ist weder groß noch volkreich; aber wenn die Hälfte der Einwohner desselben neue Sitze suchen sollte, so würden sie eine eben so zahlreiche Colonie als die Teutonen und Cimbern ausmachen, und ganz Europa erschüttern, falls es nicht in besserem Vertheidigungsstande wäre, als vormals.

Deutschland hat gewiß ihund zwanzigmal mehr Einwohner, als in alten Zeiten, da der Ackerbau nicht getrieben ward, und ein jeder Stamm auf die Verheerung stolz war, die er verbreitete; wie wir aus dem Cäsar \*, Tacitus \*\*, und Strabo \*\*\* sehen. Dieß ist ein Beweis, daß die Eintheilung in kleine Republiken nicht allein zureichend ist, eine Nation volkreich zu machen, wofern sie nicht von dem Geiste des Friedens, der Ordnung, und des Fleißes beseelet wird.

Der barbarische Zustand Brittanniens, in alten Zeiten, ist bekannt; und man kann theils aus der Barbarey der Einwohner, theils aus einem Umstan-

\* De bello Gallico. lib. 6.

\*\* De moribus Germ.

\*\*\* Lib. 7.

Umstände, den Herodianus † erzählet, daß nämlich das ganze Land morastig gewesen, schlüßten, wie wenig Einwohner es müsse gehabt haben, und zwar selbst zur Zeit des Severus, nachdem sich die Römer bereits länger, als seit einem Jahrhundert, in diesem Lande festgesetzt hatten.

Man kann sich schwerlich einbilden, daß die alten Gallier in den Künsten, die zum Lebensunterhalte dienen, viel erfahrer gewesen, als ihre nordischen Nachbarn, da sie nach Brittannien reisetzen, um sich von den Druiden in den Geheimnissen der Religion und der Philosophie unterrichten zu lassen ††. Ich kann also nicht glauben, daß Gallien sollte nur beynähe so volkreich gewesen seyn, als Frankreich isund ist.

In der That, wenn wir dem Zeugnisse des Appians und des Diodorus Siculus Glauben beymessen, und diese beyden Zeugnisse mit einander verbinden wollten; so müßten wir Gallien unglaublich volkreich annehmen. Appian \* meldet, daß in diesem Lande vierhundert Nationen gewesen; und Diodorus \*\* saget, daß die stärkste von diesen gallischen Nationen aus zwanzigtausend

† Lib. 3. cap. 47.

†† Caesar de bello Gallico, lib. 6. Strabo lib. 7. saget, daß die Gallier nicht viel gesitteter gewesen, als die Deutschen.

\* Celt. pars 1.

\*\* Lib. 5.

tausend Mann, ohne Weiber und Kinder, und die schwächste aus fünftausend bestanden habe. Wenn wir also durchgehends die mittlere Zahl zwischen diesen beyden annehmen; so bringen wir bey nahe zweyhundert Millionen Einwohner in einem Lande heraus, das wir ikund für volkreich halten, ob wir gleich glauben, daß es nicht viel mehr als zwanzig Millionen Menschen enthalte \*\*\*. Solche ausschweifende Rechnungen verlieren allen Glauben. Wir bemerken noch, daß die Gleichheit der Güter, der man die große Bevölkerung des Alterthums bey messen könnte, bey den Galliern nicht statt gehabt hat †. Auch waren sie vor des Cæsars Zeit fast beständig in bürgerliche Kriege verwickelt ††. Und Strabo ††† merket an, daß, obgleich ganz Gallien angebauet gewesen, es dennoch ohne die geringste Geschicklichkeit und Sorgfalt angebauet worden; indem das Genie dieser Völker mehr für die Waffen, als für die Künste war; bis endlich die römische Herrschaft den Frieden in Gallien herstellte.

Cæsar \* meldet ganz genau die Menge der Kriegsvölker, die man in Belgium wider ihn angeworben habe, und rechnet sie auf zweymalshundert

F 2

dert

\*\*\* Das alte Gallien war viel größer, als das heutige Frankreich.

† Cæsar de bello Gallico, lib. 6.

†† Id. ibid.

††† Lib. 4.

\* De bello Gallico, lib. 2.

bert und achttausend. Dieß waren nicht alle die Männer in Belgium, die die Waffen tragen konnten; denn eben dieser Geschichtschreiber saget, daß die Bellovaci hunderttausend Mann ins Feld hätten stellen können, ob sie gleich nur sechzigtausend Mann lieferten. Nehmen wir dieß Verhältnisß von zehen zu sechs durchgehends an; so finden wir, daß die Zahl der streitbaren Männer in Belgium über eine halbe Million ausgemacht habe; die Einwohner aber überhaupt zwei Millionen. Und da Belgium ohngefähr der vierte Theil von Gallien war; so mochte dieß Land überhaupt acht Millionen enthalten; welches sehr wenig über den dritten Theil der izzigen Einwohner ausmachet \*.

Das

- \* Man sieht aus des Cäsars Nachricht, daß die Gallier keine Sklaven gehabt haben. Das ganze gemeine Volk war in der That gewissermaßen ein Sklave des Adels, so wie es noch izzund in Polen ist. Und ein gallischer Edelmann hatte bisweilen zehntausend Leute, die von ihm abzuhängen; wir können auch nicht daran zweifeln, daß die Heere aus dem Volke sowohl, als aus dem Adel bestanden haben. Es ist unglaublich, daß ein kleiner Staat ein Heer von hunderttausend Edelleuten habe aufbringen können. Die streitbaren Männer unter den Helvetiern machten den vierten Theil der ganzen Nation aus; ein deutlicher Beweis, daß alle Mannspersonen, die zum Kriege alt genug gewesen, die Waffen getragen haben. Sie Cäsar de bello Gallico, lib. 1.

Die

Das alte Helvetien war, nach dem Berichte des Cäsars \*, zweyhundert und funfzig Meilen lang, und hundert und achtzig breit; doch hatte es nicht mehr als dreyhundert und sechzigtausend Einwohner. Der Canton Bern allein hat ihund so viel Einwohner.

Zch weis nicht, ob ich mich unterstehen darf, nach dieser Rechnung des Appians und des Diosdorus Siculus zu sagen, daß die heutigen Holländer zahlreicher sind, als die alten Batavi gewesen.

Spanien ist das nicht mehr, was es vor dreyhundert Jahren gewesen; aber gehen wir zweytausend Jahre zurück, und betrachten wir den unruhigen, stürmischen und unsichern Zustand der Einwohner desselben, so werden wir vielleicht Ursache finden, zu glauben, daß es ihund viel volkreicher ist. Viele Spanier brachten sich selbst um, wenn sie von den Römern ihrer Waffen beraubet wurden \*. Es erhellet aus dem Plutarch \*\*, daß die Räuberey und das Plündern unter ihnen

E 3

für

Die Zahlen in des Cäsars Denkwürdigkeiten sind zuverlässiger, als die, so man bey andern alten Schriftstellern antrifft; weil eine griechische Uebersetzung, die wir noch übrig haben, das Original vor der Verfälschung bewahret.

\* De bello Gallico, lib. 1.

\* Titi Liuii lib. 34. cap. 17.

\*\* In vita Marii.

## 326 Von der Menge der Menschen

für rühmlich gehalten worden. Sirtius \*\*\* stellet den Zustand dieses Landes, zur Zeit des Cäsars, eben so vor; und er sagt, daß ein jeder gezwungen gewesen, in Schlössern und mit Mauern umgebenen Städten, seiner Sicherheit halber, zu wohnen. Diesen Unordnungen geschah nicht eher Einhalt, als bis dieses Land unter dem August völlig bezwungen ward †. Die Nachricht, die Strabo †† und Justin ††† von Spanien geben, stimmt mit dem obgedachten völlig überein. Wie sehr muß also unser Begriff von dem großen Ueberflusse am Volke im Alterthume verringert werden, da wir sehen, daß Cicero, wenn er Italien, Africa, Gallien, Griechenland und Spanien mit einander vergleicht, die große Zahl der Einwohner als einen besondern Umstand anführet, der Spanien so furchtbar macht \*.

Indessen

\*\*\* De bello Hisp.

† Vell. Paterc. Lib. 2. Sect. 90.

†† Lib. 3.

††† Lib. 44.

\* Nec numero Hispanos, nec robore Gallos, nec calliditate Poenos, nec artibus Graecos, nec denique hoc ipso huius gentis, ac terrae domestico natioquo sensu, Italos ipsos ac Latinos — superauimus. De harusp. resp. cap. 9. Es scheint, als wenn spanische Uneinigkeiten zum Sprüchwort geworden sind. Nec impacatos a tergo horrebis Iberos. Virg. Georg. lib. 3. Die Iberier werden hier durch eine poetische Figur für Räuber überhaupt genommen.



Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß Italien an Einwohnern abgenommen habe; aber wie viel große Städte enthält es nicht noch, als Venedig, Genua, Pavia, Turin, Meyland, Neapolis, Florenz, Livorno; Städte, die entweder in alten Zeiten gar nicht waren, oder damals gar nicht beträchtlich waren? Wenn wir dieß bedenken; so werden wir die Sache in dieser Absicht nicht so weit treiben, als wie man gemeiniglich zu thun pflegt.

Wenn sich die römischen Scribenten beklagen, daß Italien, so vormals Korn verschickt habe, alten Provinzen für das tägliche Brodt verbunden seyn müsse, schreiben sie nie die Ursache dieser Verschlimmerung dem Zuwachse der Einwohner, sondern der Verabsäumung des Feld- und Ackerbaues zu \*. Es war dieß eine natürliche Wirkung der verderblichen Gewohnheit, Korn einzuführen, um es umsonst unter die römischen Bürger auszutheilen; ein sehr schlechtes Mittel, die Zahl der Einwohner eines Landes zu vermehren \*\*. Die

F 4

Spor-

\* Varro de re rustica, lib. 2. præf. Columella præf. Sueton. August. cap. 42.

\*\* Wenn gleich die Anmerkung des Abts du Bos richtig ist, daß Italien igund wärmer, als in vorigen Zeiten ist, so folget daraus nicht nothwendig, daß es auch volkreicher und besser angebauet ist. Wenn die andern europäischen Länder wild und waldichter gewesen sind; so konnten die Winde, die aus diesen Ländern entstanden, das italienische Clima rauher machen.

## 328 Von der Menge der Menschen

Sportula, wovon Martial und Juvenal so viel reden, waren Geschenke, die die großen Herren den armen Bürgern machten; und sie konnten gleichfalls keine andere Wirkung haben, als daß sie den Müßiggang, die Schwelgeren, und die Abnahme des Volks beförderten. Die Dorfgeschenke (parish rates) haben isund in England eben diese schlimmen Folgen.

Sollte ich ja einen Zeitpunkt angeben, worinn, meiner Meynung nach, dieser Theil der Welt mehr Einwohner hätte enthalten können, als isund; so würden es die Zeiten des Trajans und der Antoninen seyn. Damals war das ganze römische Reich gesittet und angebauet; damals hatte es von innen und außen Frieden, und lebte unter einerley regelmäßer Policy und Regierungsart \*. Aber man berichtet uns, daß alle große Regie-

\* Die Einwohner von Marseille verloren die großen Vorzüge, die sie in der Handlung und in mechanischen Künsten über die Gallier hatten, nicht eher, als bis die römische Herrschaft diese letztere von den Waffen zum Ackerbau und zum bürgerlichen Leben gebracht hatte. Siehe Strabo lib. 4. Dieser Schriftsteller wiederholet an verschiedenen Stellen die Anmerkung, daß die Welt durch die römischen Künste und Besittung verbessert worden; und er lebete zu einer Zeit, da die Veränderung neu war, und leichter bemerkt werden konnte. Plinius saget eben dasselbe: Quis enim non, communicato orbe terrarum, maiestate Romani imperii, profecisse vitam



### 330 Von der Menge der Menschen

geheimnes Gift enthalten, welches die Wirkungen

Urtheile bey Vergleichen am zuverlässigsten. Eben dieses gilt auch von der folgenden Stelle des Sophisten Aristides, der zu Hadrians Zeiten lebete. „Die ganze Welt, (saget er, indem er sich an die Römer wendet,) scheint ein Fest zu seyn; und die Menschen haben ihre Schwerdter beyseite geleyet, und überlassen sich dem Wohlleben und der Freude. Die Städte vergessen ihre alten Streitigkeiten, und bestreben sich um die Wette, wie sie sich durch jede Kunst und Zierde verschönern mögen. Allenthalben entstehen Theater, Amphitheater, bedeckte Gänge, Wasserleitungen, Tempel, Schulen und Akademien; und man muß gestehen, daß die sinkende Welt sich unter eurem glücklichen Reiche empor hebt. Aber nicht nur die Städte haben einen Zuwachs von Zierde und Schönheiten bekommen; die ganze Erde ist gleich einem Garten, oder Paradiese, gebauet und ausgeschmücket; so daß diejenigen Menschen, die außerhalb den Gränzen eures Reiches leben, (deren nur wenige sind) unsere Zuneigung und unser Mitleiden zu verdienen scheinen. „

Es ist merkwürdig, daß, obgleich Diodorus Siculus die Zahl aller Einwohner Egyptens, als es von den Römern bezwungen ward, nur auf drey Millionen setzt. Josephus (de bello Iud. lib. 2. cap. 16.) meldet, daß die Einwohner dieses Landes, die Stadt Alexandria ausgenommen, unter der Regierung des Nero sieben und eine halbe Million ausgemacht haben; und er saget ausdrücklich, daß er diese Nachricht aus den

gen dieses verheißenden Anscheins vernichtet \*. Zur Befräftigung führet man eine Stelle des \*\* Plutarchs an, die, weil sie etwas sonderbar ist, wir hier untersuchen wollen.

Dieser Schriftsteller bemühet sich, eine Ursache des Stillschweigens vieler Orakel anzugeben, und

den Büchern der römischen Zöllner, die die Kopfsteuer einfoderten, genommen habe. Strabo (lib. 17.) rühmet die vorzügliche Polickey der Römer, in Absicht auf die öffentlichen Einkünfte aus Egypten, die weit besser eingerichtet gewesen, als unter den vorigen egyptischen Monarchen; und kein Stück der Regierung hat einen größern Einfluß in die Glückseligkeit eines Volks. Dennoch lesen wir beyrn Athenäus (lib. 1. cap. 25.) der unter der Regierung der Antoninen lebete, daß die Stadt Mareia, nahe bey Alexandria, aus einer großen Stadt in ein Dorf verwandelt worden. Es ist dieß eigentlich kein Widerspruch. Suidas (August.) sagt, daß der Kaiser Augustus, da er das ganze römische Reich zählen ließ, befunden habe, daß es nur vier Millionen ein tausend und siebenzehn Männer (*αἰδέες*) enthalte. Hier ist gewiß ein großes Versehen, entweder von dem Schriftsteller, oder von dem Abschreiber begangen worden. Doch so schwach auch dieses Zeugniß ist, so ist es dennoch zureichend, den übertriebenen Nachrichten des Herodotus und des Diodorus Siculus, in Absicht der frühern Zeiten, das Gleichgewicht zu halten.

\* L'Esprit des loix, livre 23. chap. 19.

\*\* De orac. defectu.

## 332 Von der Menge der Menschen

und sagt, daß dieses Stillschweigen der damaligen Entvölkerung der Welt zuzuschreiben sey, deren Ursache in den vorhergehenden Kriegen und Meutereyen liege. Dieses allgemeine Unglück, setzt er hinzu, hat Griechenland schwerer als andere Länder betroffen; dergestalt, daß das ganze Land ihund kaum dreytausend Krieger aufbringen kann; eine Zahl, die die einzige Stadt Megara zur Zeit des medischen Krieges ins Feld stellen konnte. Die Götter also, die sich nur mit würdigen und wichtigen Werken beschäftigen, haben viele von ihren Orakeln unterdrückt, und würdigen ein so kleines Volk nicht, so vieler Ausleger ihres Willens.

Ich muß es gestehen, diese Stelle hat so viel Schwierigkeiten, daß ich nicht weis, was ich daraus machen soll.

Plutarch giebt nicht die weitläufige Herrschaft der Römer, sondern die vorigen Kriege und Uneinigkeiten der verschiedenen Nationen, die doch alle durch die römischen Waffen zur Ruhe gebracht waren, als die Ursache der Abnahme der Menschen an.

Was Plutarch also sagt, ist dem Schlusse ganz zuwider, der aus der von ihm angeführten Begebenheit gezogen wird.

Polybius ist der Meynung, daß Griechenland unter der römischen Herrschaft glücklicher und

und blühender geworden †; und obgleich dieser Geschichtschreiber schrieb, ehe die Sieger aus der Art schlugen, und aus den Beschützern die Räuber des menschlichen Geschlechts wurden; so sehen wir doch aus dem Tacitus \*, daß die Strenge der römischen Kaiser der Frechheit der Statthalter Einhalt gethan habe; und wir haben also keinen Grund zu glauben, daß diese weitläufige Monarchie so verderblich gewesen, als man oft vorgiebt.

Strabo \*\* meldet, daß die Römer aus einer Achtung gegen die Griechen dieser berühmten Nation, zu seiner Zeit ihre meisten Vorzüge und Freyheiten gelassen haben; und Nero vermehrte sie hernach noch mehr \*\*\*. Wie können wir uns also

† Lib. 2. cap. 62. Man möchte sich etwa vorstellen, daß Polybius, der von den Römern abhing, die römische Herrschaft natürlicherweise erhoben hätte. Aber 1) ob wir gleich sehen, daß Polybius sehr vorsichtig ist, so können wir ihn doch nicht der Schmeicheley beschuldigen. 2) Er saget dieß bloß in wenig Worten, und im Vorbeygehen, da er sich mit ganz andern Vorwürfen beschäftigt; und man muß zugeben, daß, wenn die Aufrichtigkeit eines Schriftstellers verdächtig ist, dasjenige, was er im Vorbeygehen saget, seine wahre Meynung weit besser entdecke, als wenn er besonders und förmlich von einer Sache redet.

\* Annal. lib. 1. cap. 2.

\*\* Lib. 8. et 9.

\*\*\* Plutarch. de his, qui sero a Numine puniuntur.

also vorstellen, daß das römische Joch diesem Theile der Welt so beschwerlich gewesen? Den Unterdrückungen der Proconsuls war Einhalt geschehen; alle obrigkeitliche Stellen in Griechenland wurden in den verschiedenen Städten durch die freye Wahl des Volks ertheilet, und die Candidaten hatten also eben nicht nöthig, sich an den römischen Hof zu wenden. Wenn viele Griechen durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, die ihr Vaterland vorzüglich hervorbrachte, in Rom ihr Glück suchten; so werden auch vermuthlich viele derselben mit ihrem Glücke wieder zurück gekommen seyn, und dadurch die griechischen Republiken bereichert haben.

Aber Plutarch saget, daß die allgemeine Entvölkerung in Griechenland viel empfindlicher, als in jedem andern Lande gemerket worden. Wie läßt sich dieß mit den obgedachten Freyheiten und Vorzügen Griechenlandes reimen?

Außerdem beweist diese Stelle nichts, weil sie allzuviel beweiset. Nur dreytausend streitbare Männer in ganz Griechenland! Wer kann einen so wunderlichen Satz zugeben; vornehmlich, wenn wir die große Zahl der griechischen Städte betrachten, deren Namen noch in der Geschichte übrig sind, und die lange nach den Zeiten des Plutarchs noch von den Schriftstellern angeführet werden? Gewiß, es waren damals zehnmal mehr Einwohner in diesem Lande, als  
 isund,



ihund, da kaum in den Gränzen des alten Griechenlandes eine einzige Stadt zu finden ist. Noch ihund ist dieses Land ziemlich gut angebauet, und versorget Spanien, Italien, oder den südlichen Theil von Frankreich im Falle der Noth mit einem sichern Zuschusse von Getreide.

Wir müssen anmerken, daß die alte Mäßigkeit der Griechen, und die Gleichheit ihrer Güter noch bis auf die Zeiten des Plutarchs gedauert habe; wie aus dem \* Lucian erhellet. Wir haben auch keinen Grund zu glauben, daß dieses Land von Wenigen besessen worden, und eine große Anzahl von Sklaven enthalten habe.

Es ist in der That wahrscheinlich, daß die Kriegszucht, die den Griechen vollkommen unnütze war, nachdem sich die Römer Griechenlandes bemächtigt hatten, daselbst verabsäumet ward; und wenn diese vormals so kriegerische und ehrgeizige Republiken eine jede eine geringe Stadtwache unterhielten, um den Pöbel im Zaume zu halten, so war dieß alles, was sie nöthig hatten; und diese Stadtsoldaten mochten überhaupt in Griechenland wohl nicht drehtausend Mann ausmachen. Ich gestehe es, hat Plutarch hierauf gesehen, so hat er einen sehr groben Irrthum im Schließen begangen, und führet Ursachen an, die keinesweges den Wirkungen gemäß sind. Aber ist es denn so sehr  
wun.

\* De mercede conductis.

wunderbar, daß ein Schriftsteller ein solches Versehen begeht \* ?

Was

\* Ich muß bekennen, daß die Abhandlung des Plutarchs von dem Stillschweigen der Orakel überhaupt so wunderlich, und seinen andern Werken so ungleich ist, daß man nicht weiß, was man für ein Urtheil darüber fällen soll. Es besteht diese Abhandlung aus einem Gespräche, eine Art zu schreiben, die dem Plutarch sonst eben nicht gewöhnlich ist. Die Personen, die er redend einführet, bringen sehr wilde, ungercimte und widersprechende Meynungen vor, die den Träumen des Plato ähnlicher sind, als dem gründlichen Verstande des Plutarchs. Durch und durch herrschet ein gewisser Aberglaube und eine Leichtgläubigkeit, welche dem Geiste, der in den andern philosophischen Abhandlungen dieses Schriftstellers hervor leuchtet, eben nicht ähnlich sind; denn es ist merkwürdig, daß in dem ganzen Alterthume, wenn man den Cicero und Lucian ausnimmt, kaum ein weniger abergläubischer Philosoph ist, als Plutarch; ob er gleich eben so ein abergläubischer Geschichtschreiber, als Herodotus oder Livius ist. Ich muß also bekennen, daß eine Stelle des Plutarchs aus dieser Abhandlung weit weniger Ansehen bey mir hat, als wenn man sie in den meisten seiner andern Werke fände.

Man hat nur noch eine Schrift vom Plutarch, gegen die man eben diese Einwürfe machen kann, nämlich seine Abhandlung von denjenigen Personen, deren Strafe von der Gottheit  
aufge-

Was aber auch diese Stelle des Plutarchs noch für Stärke behalten mag, so wollen wir suchen, derselben durch eine so merkwürdige Stelle des Diodorus Siculus das Gegengewicht zu halten. Dieser Geschichtschreiber meldet, daß das Heer des Minus aus einer Million und sieben mal hunderttausend zu Fuß, und zweymal hunderttausend zu Pferde bestanden habe; und er bemühet sich, diese Nachricht durch einige spätere Begebenheiten glaubwürdig zu machen; er setzet hinzu, daß man nicht denken müsse, die alten Zeiten wären eben so leer und arm am Volke gewesen,

aufgeschoben wird. Sie besteht gleichfalls in einem Gespräche, enthält abergläubische wilde Gesichte, und scheint als eine Racheiferung des Plato, vornehmlich seines letzten Buchs, von der Republik, geschrieben zu seyn.

Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß Fontenelle ein Schriftsteller, der wegen seiner Aufrichtigkeit berühmt ist, ein wenig von seinem gewöhnlichen Character abzugehen scheint, wenn er sich bemühet, den Plutarch wegen der Stellen lächerlich zu machen, die sich in diesem Gespräche von den Orakeln befinden. Die Ungeheimheiten, die den Personen dieses Gesprächs in den Mund gelegt werden, können dem Plutarch nicht beygemessen werden. Er läßt einen durch den andern widerlegen; und überhaupt scheint es sein Vorhaben zu seyn, eben die Meynungen lächerlich zu machen, die ihm Fontenelle zuschreibt, und weswegen er ihn durchzieht. Siehe Histoire des Oracles.

fen, als die gegenwärtigen \*. Ein Schriftsteller also, der eben in dem Zeitpuncte des Alterthums lebte, den man uns so volkreich vorstellet \*\*, beschweret sich über die damalige Verwüstung, erhebt die vorigen Zeiten über die seinigen, und nimmt zu alten Fabeln seine Zuflucht, um seine Meynung zu unterstützen. Die Neigung, das Gegenwärtige zu tadeln, und das Vergangene zu bewundern, ist bey den Menschen gar zu tief eingewurzelt, und verleitet selbst diejenigen Personen, die den gründlichsten Verstand und die weitläufigste Gelehrsamkeit haben.

\* Lib. 2.

\*\* Er war ein Zeitgenosse des Cäsars und des Augusts.



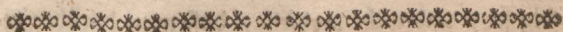
Von der protestantischen

**T h r o n f o l g e**  
in England.

ms. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10.

10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10.

10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10. 10.



# XI.

## Von der protestantischen Thronfolge in England.

**I**ch nehme an, daß ein Parlamentsglied unter der Regierung König Wilhelms, oder der Königin Anna, da die protestantische Thronfolge noch nicht festgesetzt war, bey sich berathschlägt, was er in dieser Sache für eine Parthey ergreifen müsse, und daß er die Gründe von beyden Seiten unparteyisch untersucht habe; ich glaube, daß er alsdenn folgende Dinge würde in Betrachtung gezogen haben.

Er würde leicht die Vortheile eingesehen haben, die aus der Wiederherstellung der stuartischen Familie erfolgen würden, indem dadurch die Erbfolge klar und unbestritten, und frey von einem Prätendenten erhalten wird, dem das Geblüt ein so scheinbares Anrecht giebt, das in den Augen der meisten Menschen allezeit der stärkste, der deutlichste und faßlichste Anspruch ist. Vergebens sagt man, wie viele gethan haben, daß die Frage: ob es Regenten ohne Regierung, bloß durch die Vorzüge der Geburt, gebe, nichtswür-

dig sey, und nicht verdiene, daß man darüber rede, geschweige denn streite. Der größte Haufen der Menschen wird diese Gesinnungen nie annehmen; und ich glaube, es ist auch die Gesellschaft viel besser und vortheilhafter, daß er es nicht thut, sondern vielmehr in seinen natürlichen Vorurtheilen und vorgefaßten Meynungen beharrt. Wie könnte einige Standhaftigkeit und Dauer bey einer monarchischen Regierung, (die, wenn sie nicht die beste, doch jederzeit die gemeinste von allen gewesen) statt finden, wenn die Menschen nicht eine so große Neigung und Achtung für den wahren Erben ihrer königlichen Familien hätten, oder wofern sie ihm, wenn er gleich schwach am Verstande und minderjährig seyn sollte, nicht vor den vollkommensten Personen von den glänzendsten Gaben, oder vor denen, die sich durch große Thaten berühmt gemacht haben, den Vorzug gäben? Würde nicht ein jeder Anführer des Volks bey jeder Erledigung Ansprüche machen, oder auch vielleicht, wenn der Thron besetzt wäre, sich zu demselben melden; und würde das Königreich nicht alsdenn zu einem Schauplatze beständiger Kriege und Zerrüttungen werden? Der Zustand des römischen Reichs war gewiß in dieser Absicht nicht beneidenswürdig; eben so wenig, als das Schicksal der morgenländischen Nationen, die so wenig Achtung für die Vorrechte ihrer Monarchen haben, daß sie dieselben täglich dem Eigensinne und dem plötzlichen Einfalle des Pöbels oder der Soldaten aufopfern. Das ist nur eine thörichte

Weis.



Weisheit, die so sorgfältig angewandt wird, die Prinzen herunter zu setzen, und sie denen niedrigsten Menschen gleich zu machen. In der That findet ein Zergliederer in einem Monarchen nicht mehr, als in dem schlechtesten Bauern, oder Tagelöhner; und ein Sittenlehrer kann vielleicht oft noch weniger bey ihm finden. Aber wohin zielen alle diese Betrachtungen und Anmerkungen ab? Wir behalten doch alle noch dieselbigem Vorurtheile für Geburt und Familie; und können uns weder in unsern ernsthaften Geschäften, noch in unsern sorgenlosen Belustigungen gänzlich davon frey machen. Ein Trauerspiel, das die Begebenheiten gemeiner Matrosen, oder Träger, oder selbst das Schicksal eines Privateedelmanns vorstellte, würde uns sogleich ekelhaft werden; aber ein Trauerspiel, das Könige und Prinzen auf die Bühne bringt, erhält in unsern Augen ein wichtiges und würdiges Ansehen. Oder, wenn auch ein Mensch sich durch seine vorzügliche Weisheit über solche Vorurtheile erheben könnte; so würde er sich doch, vermöge eben dieser Weisheit, bald wieder zu denselben herunterlassen; weil er bald einsehen würde, daß die Wohlfahrt der Gesellschaft aufs genaueste von diesen Vorurtheilen abhängt. Weit entfernt, das Volk in diesem Stücke aus seinem Irrthume zu bringen. Würde er die Empfindung der Ehrfurcht gegen die Prinzen nähren und befördern, die zur Erhaltung einer gehörigen Subordination in einem Staate nothwendig sind. Und sollte auch oft das Leben von

zwanzig tausend Menschen aufgeopfert werden, um einen König bey dem Besitze seines Thrones zu erhalten; so ist er über diesen Verlust nicht unwillig; weil er etwa glauben könnte, daß ein jeder von diesen Menschen vielleicht eben so viel innern Werth habe, als der Prinz, dem er dient. Er sieht ein, was es für Folgen hat, wenn das Erbrecht der Könige verletzt wird; Folgen, die man vielleicht in vielen Jahrhunderten noch fühlen kann; da der Verlust von einigen tausend Menschen einem großen Königreiche so wenig Nachtheil verursacht, daß man ihn oft in wenig Jahren nicht mehr spühren kann.

Die Vortheile der hannöversischen Thronfolge sind von einer entgegengesetzten Art, und fließen eben daher, daß sie das Erbrecht verletzt, und einen Prinzen auf den Thron setzt, dem die Geburt kein Anrecht auf diese Würde gab. Ein jeder, der die Geschichte dieser Insel betrachtet, sieht deutlich, daß die Vorrechte des Volks, während der beyden letzten Jahrhunderte, beständig zugenommen, und zwar durch die Theilung der Länder, die der Kirche gehörten, durch die Veräußerung der Baronien, durch den Fortgang der Handlung, und vornehmlich durch unsre glückliche Lage, die uns auf eine lange Zeit zureichende Sicherheit verschafft, ohne daß wir ein stehendes Kriegsheer oder eine militärische Einrichtung zu dem Ende nöthig haben. Hingegen hat die öffentliche Freyheit in diesem Zeitpuncte fast bey allen

euro.

europäischen Nationen ungemein abgenommen; indem die Völker der Beschwerlichkeiten der alten gothischen Kriegseinrichtung überdrüssig waren, und ihren Prinzen lieber gemiethete Truppen anvertraueten, die sie leicht wider die Völker wenden konnten. Es war also nichts außerordentliches, daß einige unsrer brittischen Monarchen die Natur unsrer Verfassung, und das Genie der Nation unrecht verstanden; und daß sie alle die ihnen vortheilhafte Beyspiele, so ihnen ihre Vorfahren hinterlassen hatten, annahmen, und alle diejenigen übersahen, die ihnen zuwider waren, und eine eingeschränkte Regierung zum voraus setzten. In diesem Irrthume wurden sie durch das Beyspiel aller benachbarten Prinzen bestärkt, indem sie sich verleiten ließen, eben die Vorrechte, und eben die Gewalt zu fodern, die diese Prinzen besaßen, mit denen sie den Titel oder die Benennung und die Zeichen des Ansehens gemein hatten \*. Die Schmeichelen

M 5

der

\* Es erhellet aus den Reden, der Erklärung, und überhaupt aus der ganzen Ausführung König Jacobs des ersten so wohl als seines Sohnes, daß sie die englische Regierung für eine ordentliche Monarchie hielten, und daß sie sich niemals eingebildet, daß ein ansehnlicher Theil ihrer Unterthanen ganz andre Meynungen davon hege. Dieß war die Ursache, daß sie ihre Ansprüche bloßgaben, ohne vorher eine Macht vorzubereiten, wodurch sie dieselben hätten unterstützen können; ja daß sie dieselben so gar ohne Zurückhalten, oder ohne Verstellung bekanneten, deren sich sonst alle diejenigen bedienen, die einen neuen

der Hofleute verblendete sie noch mehr; und vornehmlich die Schmeichelen der Geistlichkeit, die aus

neuen Anschlag ausführen, oder eine Veränderung in der Regierungsform vornehmen wollen. König Jacob sagte seinem Parlamente gerade heraus, wenn es sich in Staatsfachen mischte: Ne tutor ultra crepidam. Er pflegte auch über der Tafel in allerhand Gesellschaften seine Gedanken hierüber noch weit freyer zu eröffnen: wie wir aus einer Begebenheit sehen können, die in Wallers Leben erzählt wird, und die dieser Dichter oft zu wiederholen pflegte. Waller hatte in seiner Jugend die Neugierde an Hof zu gehen; eines Tages stand er mit noch andern Leuten bey der Tafel, und sah den König speisen; unter andern saßen auch zween Bischöffe an der Tafel. Der König warf ganz laut die Frage auf: Ob er nicht das Geld seiner Unterthanen nehmen könne, wenn er Gelegenheit dazu hätte, ohne alle die Umstände und Formalitäten mit dem Parlament. Der eine Bischof antwortete sogleich: Da sey Gott vor, daß Ew. Majestät das nicht thun, denn Sie sind der Vdem unsrer Nase. Der andre Bischof lehnte die Beantwortung dieser Frage ab, und sagte, daß er in Parlamentsfachen nicht erfahren sey: aber da der König darauf bestand, und sagte, daß er keine Ausflucht annehmen würde, antwortete er scherzhaft: Nun so glaube ich, daß Ew. Majest. meines Braders Geld gesetzmäsig nehmen können: denn er bietet es an. In Sir Waller Raleighs Vorrede zur Weltgeschichte liest man folgende merkwürdige Stelle. Philipp der zweyte versuchte mit Gewalt, und mit bewaffneter Hand, sich nicht bloß zu einem

aus verschiednen Stellen der Schrift, die noch dazu verdreht wurden, ein regelmäßiges und offenes System der Tyranny und der despotischen Gewalt gegründet und aufgerichtet hatten. Das einzige Mittel, alle diese ausschweifende Ansprüche zu vernichten, war dieses, daß man von der Linie der wahren Kronerben abgieng, und einen Prinzen erwählte, der offenbar eine Creatur des Gemeinwesens war, und die Krone, unter ausdrück-

einem unumschränkten Herrn von den Niederlanden zu machen, so wie die Könige und Souverains von England und Frankreich sind; sondern er wollte, nach Art der türkischen Regierung, alle ihre natürlichen Grundgesetze, Vorzüge und alte Rechte unter die Füße treten. Wenn Spenser von einigen Begünstigungen redet, so die englischen Könige den irrländischen Gemeinschaften zugestanden, so sagt er: „obgleich alle diese Begünstigungen und Freyheiten damals, wie sie zuerst zugestanden wurden, erträglich und vielleicht billig waren, so sind sie doch jetzt und höchst unbillig und unschicklich. Aber sie werden bald durch höhere Gewalt der Vorrechte Sr. Majest. aufgehoben werden, wider die man die Freyheiten nicht anführen darf, die die Könige selbst zugestanden haben.“ State of Ireland pag. 1537. Edit. 1706.

Da dieses die gemeinen, obgleich nicht die allgemeinen Begriffe der damaligen Zeiten waren; so waren sie bey den ersten Prinzen aus dem Hause Stuart wegen ihres Versehens desto eher zu entschuldigen. Und Rapin, der vernünftigste von allen Geschichtschreibern, scheint bisweilen über diesen Punct gar zu streng mit ihnen zu verfahren.

drücklichen und angenommenen Bedingungen, erhielt, und folglich sein Ansehen auf eben den Grund gebauet fand, worauf die Freyheiten der Nation ruheten. Indem man ihn aus der königlichen Linie wählte, ward den ehrgeizigen Unterthanen alle Hoffnung abgeschnitten, die etwa in künftigen Nothfällen den Staat durch ihre Cabalen und Ansprüche hätten beunruhigen können. Indem wir die Krone in seiner Familie erblich machten, beugten wir allen Unbequemlichkeiten des Wahlreichs vor; und indem wir den nächsten Erben ausschlossen, versicherten wir alle Einschränkungen unsrer Verfassung, und machten unsre Regierung einförmig, und, so zu sagen, aus einem Stücke. Das Volk ist der Monarchie zugethan, weil es durch dieselbe beschützt wird; der Monarch ist der Freyheit günstig, weil er durch dieselbe eingesetzt worden. Und auf diese Art ist durch die neue Thronfolge jeder Vorthheil erhalten, so weit die menschliche Geschicklichkeit und Weisheit gehen kann.

Das sind die besondern Vorthheile, die sich bey der Festsetzung der Thronfolge in dem Hause Stuart oder in dem Hause Hannover finden. Es giebt auch gewisse Nachtheile bey beyden Fällen, die ein unparteyischer Patriot untersuchen und erwägen muß, um von dem Ganzen ein richtiges Urtheil zu fällen.

Die Nachteile der protestantischen Thronfolge entstehen aus den auswärtigen Staaten, so die Prinzen der hannöversischen Linie besitzen, und die uns, aller Wahrscheinlichkeit nach, in die Händel und Kriege des festen Landes ziehen; und die uns einigermaßen um den unschätzbaren Vortheil bringen können, den uns die Lage unsers Landes verschafft, das von einer See, auf der wir die Herren sind, umgeben wird. Die Nachteile, die mit der Zurückberufung der abgesetzten Familie verknüpft sind, entspringen vornehmlich aus ihrer Religion, die der Gesellschaft schädlicher und nachtheiliger ist, als die unter uns festgesetzte Religion, und die keiner andern Religion einige Duldung, Frieden oder Sicherheit gewähret.

Nur kömmt es vor, daß alle diese Vortheile und Nachteile von beyden Seiten zugestanden werden; wenigstens von allen denen, die irgend vernünftig denken und schließen können. Kein Unterthan, er mag noch so getreu seyn, wird leugnen können, daß der bestrittne Titel, oder der zweifelhaft gemachte Anspruch und die auswärtigen Staaten der istregierenden königlichen Familie, ein Schaden oder ein Unglück sind; und ein jeder Anhänger der stuartischen Familie muß bekennen, daß das Erbrecht, die unwidertreiblichen Ansprüche, und die römisch-katholische Religion, gleichfalls Nachteile bey dieser Familie sind. Es kömmt also einem Philosophen, der keiner Partey zugethan ist, allein zu, alle diese Umstände auf die

Waag

Waagschale zu legen, und ihr Gewicht, und den gehörigen Einfluß derselben zu bestimmen. Ein solcher Philosoph, wird gleich zuerst gern bekennen, daß alle politische Fragen und Untersuchungen unendlich verwickelt sind; und daß kaum jemals in einer Berathschlagung eine Wahl kann getroffen werden, die entweder bloß gut oder bloß übel ist. Vermischte und mannichfaltige Folgen können von jeder Maaßregel zum voraus gesehen werden. Bedenklichkeit, Zurückhaltung und Zweifel sind also die einzigen Gesinnungen und Empfindungen, die er zu dieser Untersuchung mitbringt. Oder wenn er ja einer Leidenschaft nachhängt, so spottet und lacht er über die unwissende Menge, die allemal selbst in den bedenklichsten und spißsündigsten Fragen schreyet und lehret; worüber sie doch mehr aus Mangel der gehörigen Gemüthsverfassung als aus Mangel des Verstandes der ungeschickteste Richter ist.

Aber um etwas Bestimmteres über diese Sache zu sagen, so hoffe ich durch folgende Betrachtungen, wo nicht den Verstand eines Philosophen, doch wenigstens die gehörige Gemüthsverfassung desselben zu reizen.

Urtheilen wir bloß nach dem ersten Ansehen, und nach der Erfahrung der vergangnen Zeiten; so müssen wir gestehen, daß die Vorurtheile eines parlamentarischen Titels oder Anrechtes in dem Hause Hannover weit größer sind, als die Vortheile



theile eines unbestrittenen Erbreichs in dem Hause Stuart; und daß unsre Väter weislich gethan, da sie das erstere dem letztern vorgezogen haben. So lange das Haus Stuart in England regiert hat, welches mit einiger Unterbrechung über achtzig Jahre gedauert hat, war die Regierung in einem beständigen Fieber, wegen der Streitigkeiten zwischen den Freyheiten des Volks und den monarchischen Vorrechten der Krone. Wurden die Waffen niedergelegt, so dauerte doch das Geräusch der Zänkereyen fort; oder wenn auch diese zum Stillschweigen gebracht wurden, so nagte doch die Eifersucht beständig das Herz, und brachte die Nation in eine unnatürliche Gährung und Unordnung. Und da wir auf diese Art mit unsern einheimischen Streitigkeiten beschäftigt waren, erhob sich eine fremde Macht in Europa, die der öffentlichen Freyheit gefährlich, wo nicht gar ganz verderblich ist, ohne daß wir uns derselben entgegensetzten; wir waren ihr sogar noch bisweilen behülflich.

Aber was auch in diesen letzten sechzig Jahren, da die parlamentsmäßige Thronfolge festgesetzt worden, für Parteyen entweder unter dem Volke, oder in öffentlichen Versammlungen, die Oberhand behalten haben; so ist doch die ganze Starke unsrer Verfassung immer auf eine Seite gefallen, und zwischen unsern Prinzen und unsern Parlamentern ist eine ununterbrochne Harmonie erhalten worden. Die öffentliche Freyheit hat nebst dem

dem innerlichen Frieden und der guten Ordnung fast ohne Unterbrechung geblühet. Die Handlung, die Manufacturen und der Ackerbau haben zugenommen. Die Künste und Wissenschaften und die Philosophie sind getrieben und angebauet worden; selbst die Religionsparteyen sind gezwungen worden, ihren wechselseitigen Groll abzulegen; und der Ruhm der Nation ist über ganz Europa ausgebreitet; da wir als ein Bollwerk gegen die Unterdrückung und die großen Gegner der Macht sind, die allen Völkern mit der Bezwingung und Unterwürfigkeit drohet. Einen so langen und so rühmlichen Zeitpunkt kann fast keine Nation aufweisen; und man hat kein Beyspiel in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, daß so viele Millionen Menschen während einer solchen Zeit auf eine so freye, so vernünftige und der Würde der menschlichen Natur so gemäße Art zusammengehalten worden.

Aber, obgleich diese neue Erfahrung für die gegenwärtige Thronfolge deutlich den Ausschlag zu geben scheint; so giebt es dennoch einige Umstände, die man in die andre Schale legen muß; und es ist gefährlich, unser Urtheil nach einem Erfolg oder einem Beyspiele abzufassen.

Wir haben in dem ebengedachten blühenden Zeitpunkte, außer unzähligen Verschwörungen, zwey Rebellionen gehabt. Und wenn keine derselben unglückliche Folgen gehabt hat, so müssen wir

es dem eingeschränkten Verstande der Prinzen verdanken, die unsre Thronfolge streitig machten; und uns insofern glücklich schätzen. Aber ich besorge, daß die Ansprüche der verbannten Familie noch nicht verjährt sind; und wer kann uns versprechen, daß ihre künftige Unternehmungen nicht größere Unordnungen verursachen werden?

Die Streitigkeiten zwischen der Freyheit und dem uneingeschränkten Ansehen, kann durch Gesetze, durch Stimmen, Conferenzen und Bewilligungen leicht beygelegt werden; wosern von beyden, oder auch nur von einer Seite irgend einige Mäßigung und Klugheit gebraucht wird. Zwischen entgegen gesetzten, Ansprüchen, kann der Streit bloß durch das Schwerdt, durch Verwüstung und durch bürgerliche Kriege entschieden werden.

Ein Prinz, der den Thron mit einem streitig gemachten Rechte besizet, unterstehet sich nicht, seine Unterthanen zu bewafnen; welches doch das einzige Mittel ist, ein Volk so wohl vor der einheimischen Unterdrückung, als vor den Eroberungen der Fremden, in Sicherheit zu setzen.

Wie schwer hielt es, ohngeachtet aller unsrer Reichthümer und ohngeachtet unsers Ruhms, daß wir neulich aus Gefahren entwischten, die wir nicht sowohl der schlechten Führung und dem unglücklichen Ausgang des Krieges, als dem vererblichen Gebrauch, unsre öffentlichen Einkünfte

zu verpfänden, und den noch verderblichern Grund-  
sätzen, nie unsre Schulden abzubezahlen, zuschrei-  
ben mußten? Solche unselige Maaßregeln hätte  
man nie ergreifen können, wenn es nicht gesche-  
hen wäre, um eine ungewisse und zweifelhafte  
Thronfolge zu versichern\*.

Aber, um uns zu überzeugen, daß ein Erb-  
recht einem Rechte, so die Wahl des Parlaments  
gibt, und das sonst durch keine andre Gründe  
unterstützt wird, vorzuziehen sey; braucht man  
sich nur in Gedanken in den Zeitpunkt der Wieder-  
herstellung der stuartischen Familie zurück zu-  
setzen, und anzunehmen, daß man in dem Par-  
lamente gesessen habe, welches die königliche Fa-  
milie zurück rief, und die größten Unordnungen  
endigte, die nur jemals aus den entgegengesetz-  
ten Ansprüchen des Prinzen und des Volks ent-  
standen sind. Was würde man von einem Man-  
ne gedacht haben, der damals den Vorschlag ge-  
than hätte, Carln den 2ten vorbei zu gehen, und  
dem Herzoge von York oder Gloucester die Krone  
aufzusetzen, bloß um alle hohe Forderungen gleich-  
denen, die ihr Vater und Großvater gemacht hat-  
ten, gänzlich auszuschließen? Würde man nicht  
einen

\* Diejenigen, die bedenken, wie allgemein der  
verderbliche Gebrauch, zum Behuf der Staats-  
kosten öffentliche Fonds aufzurichten, in ganz  
Europa geworden, können vielleicht diese letzte Mey-  
nung bestreiten; aber man muß auch zugleich  
bedenken, daß wir weniger, als andre Staaten  
dazu zu greiffen, gezwungen waren.

einen solchen für einen ausschweifenden Projectmacher gehalten haben, der gefährliche Arzneymittel lieben, und mit einer Regierung und Staatsverfassung, wie ein Quacksalber mit seinem Patienten verfahren, und allerhand Mittel daran probiren und wagen wollte.

Obgleich die Vortheile, die eine Thronfolge, deren Rechte auf das Parlament gegründet sind, vor einer andern, die ihre Ansprüche auf das Erbrecht bauet, zum voraus hat, groß sind; so sind sie doch zu fein und zu spißfindig, als daß sie jemals in die Vorstellungen und Gedanken des Pöbels einen Einfluß haben sollten. Der große Haufen der Menschen wird nie zugeben, daß sie zureichend gewesen, um uns anzutreiben, dasjenige zu thun, was man als eine Ungerechtigkeit gegen den Prinzen ansehen könnte. Sie müssen durch einige grobe und dem Pöbel bekannte, und faßliche Grundsätze unterstützt werden. Und obgleich vernünftige Leute von ihrer Stärke überzeugt sind; so werden sie doch dieselben verwerfen, um sich nach der Schwachheit und den Vorurtheilen des Volks zu bequemen. Nur ein Tyrann, der die Freyheiten seines Volks verletzte, oder ein betrogner Abergläubischer, konnten durch ihr schlechtes Verhalten, dasjenige möglich und wirklich machen, was vielleicht stets zu wünschen war.

In der That, die Ursache, so die Nation wegen Ausschließung des stuartischen Geschlechts,

und so vieler andern Linien der königlichen Familie angegeben hat, ist nicht ihr Erbrecht, und der Anspruch, den ihnen dasselbe auf den Thron giebt, (eine Ursache, die, so richtig sie an und für sich selbst ist, nach dem gemeinen Begriffe ganz ungereimt würde geschienen haben,) sondern die Religion zu der sie sich bekennen; welches uns Anleitung giebt, die obgedachten Nachtheile beyder Regierungen unter einander zu vergleichen.

Ich gestehe es, wenn man die Sache überhaupt betrachtet, so möchte man wünschen, daß unser Prinz keine auswärtige Staaten besäße, und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Regierung dieser Insel einschränken möchte. Denn, einiger wahrhaften Unbequemlichkeiten nicht zu gedenken, die aus Staaten auf dem festen Lande erwachsen können; so geben sie ungemein viel Stoff, und eine solche Gelegenheit zur Verläumdung und Beschimpfung, die der Pöbel, der immer geneigt ist, von seinen Obern übel zu denken, mit Begierde ergreift. Indessen muß man bekennen, daß Hannover vielleicht in ganz Europa derjenige Strich Landes ist, der einem Könige von Großbritannien am wenigsten un bequem und ungelegen ist. Es liegt mitten in Deutschland, von den großen Mächten entfernt, die unsere natürlichen Nebenbuhler sind; es wird so wohl durch die Reichsgesetze, als durch die Waffen seines Beherrschers beschützt; und es dient bloß dazu, uns mit dem Hause Oesterreich genauer zu vereinigen, welches unser natürlicher Bundsgenosse ist.

In

In dem letzten Kriege hat es uns Dienste geleistet, indem es uns eine ansehnliche Anzahl der bravesten und getreuesten Hülfstruppen von der Welt geschafft hat. Der Churfürst von Hannover ist der einzige ansehnliche Reichsfürst, der in den letzten Unruhen von Europa keine besondern Absichten ausgeführt, und keine alten Ansprüche erneuert hat; sondern er hat, diese ganze Zeit hindurch, der Würde eines Königs von Großbritannien gemäß gehandelt. Und es würde auch schwer halten zu beweisen, daß wir in der ganzen Zeit, da diese Familie den Thron besessen hat, wegen der churfürstlichen Staaten einigen Nachtheil oder Schaden erlitten haben, wenn wir den kurzen Verdruß im Jahr 1718 mit Carl dem zwölften ausnehmen, der nach ganz andern Grundsätzen, als andere Prinzen handelte, und aus einer jeden öffentlichen Beleidigung einen Privatstreit machte.

Die Religion des Hauses Stuart ist eine weit wichtigere Unbequemlichkeit, die uns viel schreckliche Folgen drohen würde. Die römischkatholische Religion mit ihrem ungeheuern Schwarm von Priestern und Mönchen ist weit kostbarer, als unser Gottesdienst. Selbst wenn sie nicht mit ihren natürlichen Begleitern, den Inquisitoren, mit Pfälen und Galgen vergesellschaftet wird; so ist sie doch viel weniger zur Duldung geneigt. Sie begnügt sich nicht damit, die priesterlichen Verrichtungen von den königlichen zu trennen, (welche Trennung einem jeden Staate schädlich seyn muß,)

## 358 Protestantische Thronfolge

sondern sie giebt die erstern einem Fremden, der allezeit ein besonderes und oft ein widriges und ganz anderes Interesse haben kann, als der Staat hat.

Aber wäre auch diese Religion der Gesellschaft noch so vortheilhaft, so ist sie doch derjenigen zuwider, die unter uns festgesetzt ist, und die, allem Ansehen nach, in den Gemüthern des Volks noch lange Zeit herrschen wird. Und ob man gleich hoffen kann, daß der Fortgang der Vernunft und der Philosophie nach und nach den giftigen Haß der widrigen Religionen in Europa schwächen wird; so hat dennoch der Geist der Mäßigung bisher noch zu wenig Fortgang gemacht, als daß man demselben gänzlich trauen und sich darauf verlassen könnte.

Ueberhaupt genommen scheinen also die Vortheile der stuartischen Regierung, die uns von einem streitigen Titel oder Ansprüche befreien würden, mit den Vortheilen der hannöverischen Thronfolge einiges Verhältniß zu haben, die uns vor den Ansprüchen auf die Souverainität in Sicherheit setzt. Aber zu gleicher Zeit sind die Nachtheile der erstern Regierung, weil alsdenn ein römischkatholischer Prinz den Thron besizen würde, weit größer, als die Unbequemlichkeiten, die mit der Regierung der hannöverischen Familie verknüpft sind, da die Krone einem fremden Prinzen aufgesetzt ist. Welche Partey ein unparteyischer Patriot, unter der Regierung König Wilhelms,  
oder

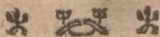


oder der Königin Anna, unter diesen verschiedenen Gesichtspuncten würde ergriffen haben, kann vielleicht einigen schwer zu bestimmen scheinen. Ich für meinen Theil halte die Freyheit für einen so unschätzbaren Segen in einem Staate, daß ich glaube, alles was ihren Fortgang und ihre Sicherheit befördert, könne von einem Freunde und Liebhaber des menschlichen Geschlechts nicht zu sehr geschätzt werden.

Aber nunmehr besitzt das Haus Hannover wirklich den Thron. Die Prinzen von dieser Familie sind ohne Intriguen, ohne Cabalen, ohne ihr Anhalten durch die einmüthige Stimme unsrer ganzen gesetzgebenden Versammlung zum Throne berufen worden. Sie haben seit der Zeit, da sie denselben besessen, in allen ihren Handlungen die größte Sanftmuth, Billigkeit und Achtung für die Gesetze und Verfassung geäußert. Unsre eigne Minister, unsre Parlamente, wir selbst haben uns regiert; und wenn uns ein Unfall begegnet ist, so müssen wir niemand, als das Glück und uns selbst anklagen. Wie viel Vorwürfe würden wir uns von allen Nationen zuziehen, wenn wir einer Thronfolge, die so vorbedächtlich festgesetzt worden, und deren Bedingungen so heilig beobachtet worden, überdrüssig würden, und alles wieder in Unordnung brächten; und durch unsre leichtsinnigkeit und unsre rebellische Gemüthsart bewiesen, daß wir zu nichts anders geschickt und fähig wären, als zu einer gänzlichen Sklaverey und Unterwerfung?

Die größte Unbequemlichkeit, die mit einem streitig gemachten Rechte verknüpft ist, ist diese, daß uns ein solches Recht der Gefahr der bürgerlichen Kriege und Rebellionen aussetzt. Welcher weiser Mann wird, um diese Unbequemlichkeit zu verhüten, so gleich zu einem bürgerlichen Kriege und zur Rebellion greifen? Nicht zu gedenken, daß ein so langer Besitz, der durch so viele Befehle versichert ist, isund schon, nach den Begriffen eines großen Theils der Nation, dem Hause Hannover einen Anspruch und einen Titel zum Besitz gegeben hat, den es behielte, wenn es auch des Throns beraubt würde. Wir würden also isund nicht einmal durch eine Staatsveränderung die Absicht erreichen können, ein streitig gemachtes Unrecht zum Throne zu verhüten.

Keine Staatsveränderung, die durch die Macht der Nation hervorgebracht wird, würde jemals vermögend seyn, unsre Schulden und Bürden, woben es auf den Vortheil so vieler Personen ankömmt, ohne eine anderweitige große Noth zu vertilgen und wegzuräumen. Und eine Staatsveränderung, die durch eine fremde Macht verursacht wird, ist eine Eroberung; ein Unglück, womit uns die ungewisse und unsichere Balanz der Macht sehr nahe bedrohet, und die vielleicht unsre bürgerlichen Uneinigkeiten mehr, als alle andere Ursachen, plötzlich über uns bringen werden.

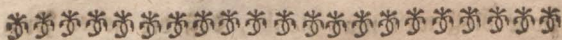


E n t w u r f

einer vollkommenen

R e p u b l i k .





## XII.

Entwurf einer  
vollkommenen Republik.

**U**nter allen Menschen sind keine so gefährlich, als politische Projectmacher, wenn sie Macht haben; und keine so lächerlich, wenn die Gewalt ihnen fehlet: so wie auf der andern Seite ein weiser Staatsmann der wohlthätigste Charakter in der ganzen Natur ist, wenn er durch Ansehen unterstützt wird, und vollkommen unschuldig und nicht gänzlich unnütz ist, wenn er desselben beraubt ist. Es verhält sich mit den Regierungsformen nicht, wie bey andern Werken der Kunst, wo man ein altes Werkzeug wegwerfen kann, wenn wir ein anderes ausfinden können, das bequemer und richtiger ist, oder wo man mit Sicherheit Versuche anstellen kann, wenn der Erfolg auch noch zweifelhaft seyn sollte. Eine festgesetzte Regierung hat einen unendlichen Vorzug, eben dadurch, daß sie festgesetzt ist; weil der größte Theil der Menschen durch Ansehen und nicht durch Vernunft regiert wird, und keinem Dinge, das nicht durch das Alterthum angepriesen und empfohlen wird, einiges Ansehen beylegt. In dieser Sache also Proben und Versuche anzustellen, und  
zwar

zwar bloß weil man glaubt, daß die neuen Projecte auf vernünftige Schlüsse und Philosophie gegründet sind, ist ein Verfahren, wozu ein weiser Magistrat nie schreiten wird, der das, was das Gepräge des Alterthums führet, scheuen und verehren wird; und wenn er gleich zum gemeinen Besten einige Verbesserungen versuchet, so wird er seine Ausbesserungen doch immer, so viel nur möglich ist, nach dem alten Gebäude einrichten und bequemem, und die Grundpfeiler der Verfassung aufrecht erhalten.

Die Mathematiker sind über die Figur eines Schiffes, so zum Segeln am geschicktesten seyn sollte, sehr uneinig unter einander gewesen; und man glaubt mit Recht, daß Huygens, der diesen Streit endlich ausmachte, dadurch so wohl der gelehrten als der handelnden Welt einen großen Dienst geleistet habe; obgleich Columbus und Drake, ohne diese Entdeckung, der eine nach America, und der andre um die Welt, gesegelt haben. Da man zugeben muß, daß eine Regierungsform, vollkommner sey als die andere, ohne daß die Sitten und die Gemüthsart besonderer Menschen den Vorzug entscheiden, den die eine vor der andern haben konnte; warum sollte man denn nicht untersuchen, welche die vollkommenste von allen sey; wenn gleich die gemeinen gestümperten und unrichtigen Regierungen, die Absichten der Gesellschaft zu erreichen scheinen; und wenn es gleich nicht so leicht ist eine neue Regierung festzusetzen,

zusehen, als ein Schiff nach einem neuen Riß zu bauen? Wenigstens ist dieser Vorwurf unter allen denen, worauf der menschliche Wiß nur fallen kann, am würdigsten, unsre Neugierde zu erregen. Und wer weis, ob nicht einem künftigen Zeitalter, wenn diese Frage durch die allgemeine Uebereinstimmung aller Gelehrten entschieden wäre, dadurch Gelegenheit könnte verschafft werden, die Theorie auszuführen; wenn entweder die alten Regierungen aufgehoben würden, oder die Menschen sich vereinigten, in einem entferntem Theile der Welt eine neue Regierung aufzurichten? Ueberhaupt kann es nicht anders als vortheilhaft und nützlich seyn, wenn man weis was in dieser Art am vollkommensten ist, damit wir in den Stand gesetzt werden, eine wirkliche Verfassung oder Regierung, durch gewisse nicht gar zu merkliche Veränderungen und Neuerungen, die die Gesellschaft nicht zu sehr verwirren können, dem Puncte der Vollkommenheit so nahe als möglich zu bringen.

Mein ganzes Vorhaben gehet in dieser Abhandlung bloß dahin, diesen Gegenstand des Nachdenkens wieder auf die Bahn zu bringen; und daher werde ich meine Meinung in so wenig Worten, als mir nur möglich ist, abfassen. Eine weitläufige Abhandlung würde, wie mir deucht, dem Publico nicht sehr angenehm seyn, das dergleichen Untersuchungen vielleicht beydes für chimärisch und unnütz halten wird.

Alle Regierungs Entwürfe die eine große Verbesserung in den Sitten der Menschen zum voraus setzen, sind gänzlich eingebildet und träumerisch. Von dieser Art ist die Republik des Plato, und des Thomas More Utopien, die Ucrana des Harrington ist der einzige schätzbare Plan einer Republik, den man dem Publico vorgelegt hat.

Die vornehmsten Mängel der Ucrana scheinen diese zu seyn. Erstlich, ihre Rotation ist unbequem, indem dadurch auf gewisse Zeit, Leute, von welcher Fähigkeit sie auch seyn mögen, aus den öffentlichen Bedienungen gestossen werden. Zweitens, ihr Gesetz, die Aecker gleich einzutheilen ist von der Art, daß es nicht kann ausgeführt werden. Die Menschen werden bald die Kunst lernen, die in Rom getrieben ward, daß sie ihre Güter unter dem Nahmen andrer Leute verhehlen, bis endlich der Mißbrauch so allgemein wird, daß man auch so gar den Schein der Einschränkung wird fahren lassen. Drittens, die Ucrana verschafft keine gehörige Versicherung der Freyheit, oder der Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche. Der Senat muß vorschlagen, und das Volk einwilligen; auf diese Art hat nicht nur der Senat eine verneinende Stimme gegen das Volk; sondern was noch viel wichtiger ist, seine verneinende Stimme gehet vorher, ehe das Volk votirt. Wäre die verneinende Stimme des Königs nach der englischen Verfassung von eben der Art, und stün-



stünde es bloß bey ihm, welche Billen in das  
 Parlament sollten gebracht werden; so würde  
 er in der That ein unumschränkter Monarch  
 seyn. Da aber seine verneinende Stimme auf  
 die Stimmen der beyden Häuser des Parlaments  
 folgt, so hat sie wenig zu bedeuten; so groß ist  
 der Unterschied in beyden Fällen, und so viel kömmt  
 darauf an, wohin man einerley Dinge setzt. Wenn  
 eine Bille, die dem Volk angenehm ist, und in  
 beyden Häusern überlegt worden, zur Reife ge-  
 bracht ist, wenn alle Nachtheile und alle Vortheile  
 gegen einander abgewogen sind; so werden es sehr  
 wenige Prinzen wagen, das einmüthige Begeh-  
 ren ihres Volkes abzuschlagen, wenn ihnen die  
 Bille zur bestätigung übergeben wird. Aber  
 könnte der König eine ihm unangenehme Bille in  
 der Geburth ersticken, (so wie es auf ein Zeitalter  
 in dem schottischen Parlamente, vermittelst der  
 Lords der Artikel (Lords of the Articles) gieng)  
 so würde die Großbritannische Regierung kein  
 Gleichgewicht haben, und die Misbräuche wür-  
 den nie abgestellt werden. Und es ist gewiß, daß  
 eine ausnehmende Gewalt in einer Regierung nicht  
 so wohl von neuen Gesetzen herrührt, als vielmehr  
 von der Nachlässigkeit und Verabsäumung, die  
 Misbräuche, die sich bey den alten eingeschlichen  
 haben, abzustellen. Eine Regierung muß, wie  
 Machiavel sagt, oft wieder zu ihren ursprüng-  
 lichen Grundsätzen zurück gebracht werden. Es  
 scheint also, daß die ganze Macht Gesetze zu ge-  
 ben, in der Ocrana, einzig bey dem Senat ste-  
 he;

he; wovon Harrington selbst gestehen würde, daß es eine sehr unschickliche Regierungsform seyn würde, vornehmlich, nachdem das obgedachte Gesetz von der Eintheilung der Aecker abgeschafft worden.

Hier ist eine Regierungsform, gegen die ich in der Theorie keinen beträchtlichen Einwurf finden kann. Man theile Großbritannien und Irland, oder sonst ein andres Land von gleichem Umfang, in hundert Grafschaften, und jede Grafschaft in hundert Kirchspiele ein. Ist das Land, das zu einer Republik soll errichtet werden, von einem kleinern Umfang, so kann man die Zahl der Grafschaften verringern; aber nie muß die Zahl derselben unter dreyßig seyn. Ist das Land aber größer, so ist es besser, daß man die Kirchspiele erweitert, oder mehr Kirchspiele auf eine Grafschaft rechnet, als daß man die Zahl der Grafschaften vermehret.

Alle Eigenthümer eines freyen Stück Landes in den Landkirchspielen, und alle die in den Stadtkirchspielen Schoß und Steuer bezahlen, müssen sich jährlich in ihrer Pfarrkirche versammeln, und vermittelst kleiner Kugeln einen Eigenthümer eines freyen Stück Landes in der Grafschaft zu ihrem Gliede erwählen, die wir die Grafschafts Repräsentanten nennen wollen.

Die hundert Repräsentanten einer Grafschaft, müssen zwey Tage nach ihrer Erwählung in der Stadt

Stadt der Graffschaft zusammen kommen und auf die obige Art, aus ihrer Gesellschaft zehn Magistratspersonen der Graffschaft, und einen Senator wählen. Es sind also in der ganzen Republik hundert Senatoren, tausend Magistratspersonen der Graffschaften, und zehn tausend Graffschaftsrepräsentanten. Denn wir legen allen Senatoren das Ansehen der Magistratspersonen, und allen Magistratspersonen das Ansehen der Graffschaftsrepräsentanten bey.

Die Senatoren müssen in der Hauptstadt zusammen kommen, und mit der ganzen Macht der Vollstreckung der Gesetze, mit der Gewalt des Krieges und Friedens, den Feldherrn, Admiralen und Gesandten, Verhaltungsbefehle zu geben, mit einem Worte, mit allen Vorzügen und Rechten eines Königs von Großbritannien versehen werden, seine verneinende Stimme ausgenommen.

Die Graffschaftsrepräsentanten versammeln sich in ihren besondern Graffschaften, und besitzen die ganze Macht der Republik Gesetze zu geben; die größte Zahl der Graffschaften entscheidet die Frage, und wenn sie gleich ist, giebt der Senat den Ausschlag.

Ein jedes neues Gesetz muß erst im Senat überlegt werden, und wenn es auch von demselben verworfen wird, oder nur zehn Senatoren davor streiten, so muß es den Graffschaften zugesandt werden.

werden. Der Senat kann zu der Abschrift des Gesetzes die Ursachen, warum er es annimmt, oder verwirft, hinzufügen.

Weil es beschwerlich seyn würde, wegen eines wenig bedeutenden Gesetzes, das etwa erfordert würde, sogleich alle Grasschaftsrepräsentanten zu versammeln; so hat der Senat die Wahl, das Gesetz entweder den Magistratspersonen, oder Repräsentanten der Grasschaften zuzuschicken.

Wenn gleich das Gesetz den Magistratspersonen übergeben ist, so stehet es doch bey ihnen, die Repräsentanten zusammen zu berufen, und die Sache ihrer Entscheidung zu überlassen.

Es mag der Senat das Gesetz den Magistratspersonen oder den Repräsentanten der Grasschaften übergeben; so muß dennoch eine Abschrift von demselben und den Gründen des Senats jedem Repräsentanten acht Tage vor dem Tage zu gesandt werden, der zur Versammlung und Berathschlagung über dasselbe ange setzt ist. Und wenn gleich der Senat die Entscheidung desselben den Magistratspersonen überlassen hat; so müssen sie dennoch gehorchen, wenn fünf Grasschaftsrepräsentanten ihnen befehlen, alle Repräsentanten zusammen zu berufen, und die Sache ihrem Ausspruch zu überlassen.

Entweder die Magistratspersonen oder Repräsentanten können dem Senator der Grasschaft die

Abchrift eines Gesetzes geben, das dem Senat zur Ueberlegung soll vorgelegt werden; und wenn fünf Grasschaften zugleich darauf bestehn, so muß das Gesetz, wenn es gleich von dem Senat verworfen wird, entweder vor die Magistratspersonen, oder Repräsentanten der Grasschaften kommen, wie es in dem Gesuche der fünf Grasschaften bestimmt ist.

Zwanzig Grasschaften können durch die Stimmen entweder ihrer Magistratspersonen oder Repräsentanten einen Mann auf ein Jahr aller öffentlichen Bedienungen entsetzen. Dreyßig Grasschaften auf drey Jahre.

Der Senat hat die Macht, ein oder mehrere Mitglieder aus seiner Gesellschaft so auszustoßen, daß man sie für das Jahr nicht mehr erwählen darf. Der Senat kann nicht zweymal in einem Jahre den Senator derselbigen Grasschaft austoßen.

Die Macht des alten Senats dauert drey Wochen, bis nach der jährlichen Erwählung der Grasschaftsrepräsentanten. Alsdenn werden alle neue Senatoren, wie die Cardinäle in einem Conclave, eingeschlossen, und wählen auf eine feine Art durch Kügelchen, wie zu Venedig und Malta üblich ist, folgende obrigkeitliche Personen: einen Protector, der die Würde der Republik vorstellt, und im Senat präsidiert; zween Staatssecretarien; folgende sechs Rathsversammlungen: einen Staatsrath, ei-

nen Religions- und Gelehrsamkeitsrath, einen Handlungsrath, einen Rath der Geseze, einen Kriegsrath und einen Admiralitätsrath; jeder Rath besteht aus fünf Personen; und endlich sechs Schakscommissarien und einen Hauptcommissarius. Alle diese müssen Senatoren seyn. Der Senat ernennet alle Gesandte an auswärtige Höfe, die entweder Senatoren seyn können, oder auch nicht. Der Senat kann einen oder auch alle, in ihren Posten lassen; aber er muß sie alle Jahre vom neuen wieder erwählen.

Der Protector und die zween Secretarien haben Siz und Stimme in dem Staatsrath. Dieser Rath beschäftigt sich mit allen auswärtigen Angelegenheiten. Der Staatsrath hat in allen andern Rathsversammlungen Siz und Stimme.

Der Rath der Religion und der Wissenschaften hat die Aufsicht über die Universitäten und über die Geistlichkeit. Der Handlungsrath besorgt alles das, was in die Handlung einschlägt. Der Rath der Geseze untersucht alle Mißbräuche der Geseze, so von den untern Magistratspersonen eingeführt worden, und denkt darauf, wie man das allgemeine Recht, und die gerichtlichen Gebräuche verbessern möge. Der Kriegsrath hat die Aufsicht über die Miliz und die Kriegszucht, über die Magazine und Vorrathshäuser u. s. f. und wenn die Republik in Krieg begriffen ist, so überlegt er, was den Feldherrn für Befehle sollen zugesandt werden.

Der

Der Admiraltätsrath hat eben diese Gewalt in Absicht auf das Seewesen, nebst der Macht, die Capitains und alle niedrigere Officiers zu ernennen.

Keine von diesen Rathsversammlungen kann für sich selbst Befehle ausfertigen, ausgenommen in dem Falle, wenn ihnen der Senat diese Gewalt giebt. In andern Fällen müssen sie dem Senat alles mittheilen.

Wenn der Senat nicht beysammen ist, so kann eine von den Rathsversammlungen denselben vor dem zu seiner Versammlung angefesten Tage zusammen berufen.

Außer diesen Rathsversammlungen, oder Höfen, ist noch ein anderer, so der Candidatenhof genennet wird, mit dem es sich folgendermaßen verhält. Wenn einige Candidaten zu einer Senatorenstelle die Stimmen von mehr als dem dritten Theile der Repräsentanten haben, so wird ein solcher Candidat, der nächst dem erwählten Senator die meisten Stimmen hat, auf ein Jahr zu allen öffentlichen Bedienungen, und selbst zu einer Magistrats- oder Repräsentantenstelle unfähig: aber er nimmt seinen Sitz in dem Candidatenhofe. Hier haben wir also eine Versammlung, die bisweilen aus hundert Gliedern bestehen kann, und bisweilen gar keine Glieder hat, und alsdenn auf ein Jahr kann abgeschafft werden.

Der Candidatenhof hat keine Gewalt in der Republik. Er hat bloß die Aufsicht über die öffentlichen Rechnungen, und das Recht, jemand vor dem Senat anzuklagen. Wenn der Senat einen Angeklagten freyspricht, so kann der Candidatenhof nach Gutbefinden an das Volk, d. i. entweder an die Magistratspersonen oder Repräsentanten appelliren. Bey einer solchen Appellation versammeln sich die Magistratspersonen, oder Repräsentanten, an dem Tage, der von dem Candidatenhofe ange setzt worden, und wählen in jeder Grafschaft drey Personen, von deren Anzahl alle Senatoren ausgeschlossen sind. Diese drehundert Männer versammeln sich in der Hauptstadt, und ziehen die angeklagte Person aufs neue vor Gericht.

Der Candidatenhof kann bey dem Senate ein Gesetz in Vorschlag bringen; und wenn es verworfen wird, kann derselbe an das Volk, nämlich an die Magistratspersonen oder Repräsentanten appelliren, die es in ihren Grafschaften untersuchen. Ein jeder Senator, der durch die Stimmen aus dem Senat gestoßen ist, nimmt in dem Candidatenhofe Sitz.

Der Senat besitzt das ganze richterliche Ansehen des Oberhauses des englischen Parlaments, nämlich das Recht, daß man von allen niedern Gerichtshöfen an ihn appelliren kann. Er ernennet gleichfalls den Lordkanzler, und alle Gerichtsbedienten.



Eine jede Graffschaft ist für sich selbst eine Art von einer Republik, und die Repräsentanten können Graffschaftsgesetze machen, die nicht eher gelten, als drey Monate nachher, von der Zeit an gerechnet, da darüber votirt worden. Dem Senat und allen andern Graffschaften, wird eine Abschrift dieses Gesetzes zugesandt. Der Senat, oder eine einzige Graffschaft, können zu irgend einer Zeit, ein Gesetz einer andern Graffschaft aufheben.

Die Repräsentanten haben alles Ansehen der englischen Friedensrichter in gerichtlichen Verhören, Verurtheilung zum Gefängniß u. s. f.

Die Magistratspersonen ernennen alle Bedienten der öffentlichen Einkünfte in jeder Graffschaft. Alle Sachen, so die öffentlichen Einkünfte betreffen, gehören ganz allein, und ohne weitere Apellation, vor die Magistratspersonen. Sie billigen und unterschreiben die Rechnungen aller dieser Bedienten; aber sie müssen zu Ende des Jahrs alle ihre eignen Rechnungen von den Repräsentanten untersuchen und unterschreiben lassen.

Die Magistratspersonen ernennen die Prediger in allen Kirchspielen.

Die presbyterianische Kirchenregierung wird festgesetzt; und der höchste Gerichtshof ist eine Versammlung oder Synodus aller Kirchenvorsteher. Die Magistratspersonen können eine Sache von diesem Hofe wegnehmen, und sie selbst entscheiden.

Die Magistratspersonen können einen Kirchenvorsteher vor Gericht ziehen, und ihn entweder ganz oder auf eine Zeitlang absetzen.

Die Miliz wird auf den Fuß eingerichtet, wie sie in der Schweiz festgesetzt ist, welches bekannt genug ist, und hier nicht erst braucht erklärt zu werden. Nur wird es noch gut seyn, daß man zugleich den Gebrauch einführt, jährlich zwanzigtausend Mann, (und zwar immer andre zwanzigtausend) heraus zu nehmen, um sie im Sommer sechs Wochen campiren zu lassen, damit ihnen die Pflichten eines Feldlagers nicht ganz unbekannt seyn mögen. In dieser Zeit werden sie ordentlich besoldet.

Die Magistratspersonen ernennen alle Obersten, und die niedrigeren Officiers. Der Senat alle höhere. Im Kriege ernennt der Feldherr bis auf den Obersten mit eingeschlossen, alle Officiers, und seine Bestallung gilt auf zwölf Monate. Aber nach Verlauf dieser Zeit muß sie von den Magistratspersonen der Grafschaft bestätigt werden, der das Regiment gehört. Die Magistratspersonen können einen Officier in dem Regimente der Grafschaft ab danken. Und der Senat kann eben dieses mit einem jeden Officier thun. Wenn die Magistratspersonen es nicht für gut befinden, die Wahl des Feldherrn zu bestätigen; so können sie einen andern Officier an die Stelle desjenigen ernennen, den sie verwerfen.

Alle Verbrechen werden in der Grafschaft von den Magistratspersonen und einem Geschwornen gerichtlich untersucht. Aber der Senat kann einer gerichtlichen Untersuchung Einhalt thun, und die Sache vor seinen Richterstuhl ziehen.

Eine Grafschaft kann einen Mann wegen irgend eines Verbrechens bey dem Senate anklagen.

Der Protector, die zween Secretarien, der Staatsrath, und noch fünf andere, die der Senat ernennet, besizzen bey außerordentlichen Nothsfällen auf sechs Monate eine dictatorische Macht.

Der Protector kann eine Person begnadigen, die von den untern Gerichtshöfen verdammt worden.

In Kriegszeiten kann kein Officier der Armee, der im Felde ist, eine bürgerliche Bedienung in der Republik haben.

Die Hauptstadt, die wir London nennen wollen, hat vier Glieder im Senate. Sie kann also in vier Grafschaften abgetheilt werden. Die Repräsentanten von diesen vier Grafschaften erwählen für jede einen Senator, und zehn Magistratspersonen. Es sind also in der Stadt vier Senatoren, vier und vierzig Magistratspersonen, und vierhundert Repräsentanten. Die Magistratspersonen haben eben dasselbe Ansehen, als die Magistratspersonen in den Grafschaften. Die Repräsentanten haben auch dasselbe Ansehen; aber sie ver-

sammeln sich nie alle an einem Orte, und votiren alle besonders in ihrer Grafschaft, oder Abtheilung von hundert.

Wenn sie ein Stadtgesetz machen, entscheidet die große Zahl der Grafschaften, oder Abtheilungen, die Sache. Und ist diese Zahl gleich, so geben die Magistratspersonen den Ausschlag.

Die Magistratspersonen wählen den Maire, (Bürgermeister) den Sheriff, (Stadttrichter) und den Stadtsecretär, und die übrigen Stadtbedienten.

In der Republik hat kein Repräsentant, keine Magistratsperson, noch Senator, als solche, einige Besoldung. Der Protector, die Secretarien, die Rathsversammlungen und Gesandten haben Besoldung.

Das erste Jahr in jedem Jahrhundert wird dazu ausgesetzt, alle die Ungleichheiten und Unordnungen zu verbessern, die sich mit der Zeit in die Repräsentation möchten eingeschlichen haben. Dieß muß durch diejenigen geschehen, die die Macht haben, Gesetze zu geben.

Folgende kurze politische Sätze werden die Ursachen aller dieser Anordnungen erklären.

Die niedrigere Classe des Volks, und die kleinen oder armen Eigenthümer können ganz gut von denen Personen urtheilen, die, was den Rang und die Wohnung anbetrifft, nicht gar zu weit von ihnen

nen entfernt sind; und daher werden sie in ihren Kirchspielsversammlungen die besten, oder doch beynahe die besten Repräsentanten wählen; aber diese Leute sind zu Grafschaftsversammlungen völlig ungeschickt, und nicht fähig, zu höhern Bedienungen der Republik Personen zu wählen. Ihre Unwissenheit giebt den Großen Gelegenheit, sie zu hintergehen.

Zehntausend Personen selbst, wenn sie nicht jährlich erwählt würden, sind eine genugsam starke Stütze einer freyen Regierung. Es ist wahr, der Adel macht in Polen mehr als zehntausend Personen aus, und dennoch unterdrückt er das Volk. Aber da seine Macht immer bey einerley Personen und Familien bleibt; so werden sie dadurch gleichsam eine von dem Volke unterschiedne Nation. Ueberdem sind die Edelleute in Polen unter wenigen Familienhäuptern vereinigt.

Alle freye Regierungen müssen aus zwey Rathsversammlungen bestehen, einer kleinern und einer größern; oder mit andern Worten, aus einem Senat und dem Volke. Dem Volke würde es, wie Harrington anmerkt, ohne den Senat, an Klugheit fehlen; und dem Senate ohne das Volk, an Redlichkeit.

Wenn man es einer großen Versammlung, z. E. von tausend Personen übertrüge, das Volk vorzustellen, so würde sie bey ihren Ueberlegungen in Unordnung verfallen. Sollte sie aber nicht überlegen,

gen, so hat der Senat eine verneinende Stimme wider denselben, und zwar die schlimmste Art von verneinenden Stimmen, nämlich die, so vor der Entschließung hergehet.

Dies ist also eine Unbequemlichkeit, der noch keine Regierung bisher völlig abgeholfen hat, der aber ungemein leicht abzuhelfen ist. Wenn das Volk berathschlaget, ist alles Verwirrung; und berathschlaget es nicht, so kann es sich bloß entschließen; und alsdenn wird ihm der Senat zuschneiden, was er ihm geben will. Man theile das Volk in viele besondere Haufen, und alsdenn kann es ganz sicher berathschlagen, und jeder Unbequemlichkeit scheint vorgebeugt zu seyn.

Der Cardinal von Retz sagt, daß alle zahlreiche Versammlungen, sie mögen auch zusammengefaßt seyn, wie sie wollen, dennoch nichts als Pöbel sind, und sich in ihren Berathschlagungen immer von den schlechtesten Bewegungsgründen hinreißen lassen. Dies wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Wenn eine Ungereimtheit ein Mitglied einnimmt, so theilt er sie seinem Nachbar mit, und der weiter seinem Nachbar, bis endlich die ganze Versammlung angesteckt ist. Man theile diesen großen Haufen; und wenn jedes Glied auch nur von mittelmäßigem Verstande seyn sollte: so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß etwas anders, als vernünftige Gründe, über die ganze Gesellschaft einiges Gewicht haben werden. Da  
der

der Einfluß und das Beyspiel weggenommen sind, so wird die Vernunft unter einer Menge von Leuten über die Unvernunft siegen. Die Vernunft ist ein Ding; aber die Thorheiten sind unzählig; und ein jeder Mensch hat seine verschiedne Thorheit. Das einzige Mittel, die Leute klug zu machen, ist dieses, daß man sie verhindert, sich nicht allzu stark zu versammeln.

Es giebt zwey Dinge, wider die man bey einem jeden Senat auf der Hut seyn muß; diese sind, seine Vereinigung und seine Trennung. Seine Vereinigung ist höchst gefährlich, und wider diesen Unfall haben wir folgende Hülfsmittel ausgedacht. 1) Die große Abhängigkeit des Senats von dem Volke, vermittelst der jährlichen Wahlen; und zwar geschehen diese Wahlen nicht durch allerhand schlechte Leute, wie die englischen Wahlen, welche von Leuten vorgenommen werden, die nicht unterscheiden können, sondern durch begüterte und wohl erzogne Leute. 2) Die geringe Gewalt, die dem Senat zugestanden ist. Er hat wenig Bedienungen zu vergeben. Meist alle Stellen werden von den Magistratspersonen in den Grasschaften vergeben. 3) Der Hof der Candidaten, da derselbe aus Leuten bestehet, die Nebenbuhler des Senats sind, ihm, was das Interesse anbetrifft, am nächsten kommen, und die sich in ihren gegenwärtigen Umständen nicht wohl befinden, so werden sie gewiß alle Vortheile wider den Senat ergreifen.

Der Trennung des Senats wird vorgebeugt, 1) durch die kleine Anzahl seiner Glieder. Da eine Meuthey allemal eine Vereinigung zu einem besondern Interesse zum voraus setzt, wird derselben dadurch vorgebeugt, daß sie alle von dem Volke abhängen. 2) Der Senat hat die Macht, ein unruhiges Mitglied auszustoßen. Es ist wahr, wenn ein andres Glied von eben derselbigem Denckungsart aus der Gracchast geschickt wird, so hat der Senat nicht die Macht, es auszustoßen; und es ist auch nicht dienlich, daß er diese Macht habe; denn wenn der zweyte eben so gesinnt ist, als der erstere; so zeigt dieß eine Gesinnung des Volks an, die vermuthlich ihren Grund in der üblen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten hat. 3) Man kann voraussehen, daß fast ein jedes Glied eines Senats, der so regelmäsig von dem Volk erwählt worden, zu einer bürgerlichen Stelle Fähigkeit habe. Es würde also gut seyn, wenn der Senat einige allgemeine Entschliesungen in Ansehung der Stellen faßte, die unter den Mitgliedern sollen vergeben werden. Diese Entschliesungen würden den Senat nicht in bedenklichen Zeiten, wenn sich außerordentliche Gaben auf der einen, oder eine außerordentliche Dummheit auf der andern Seite bey einem Senator zeigen, die Hände binden; und doch würden sie zureichend seyn, um das Anhalten und die Cabalen zu verhindern, indem sie die Vergabung und Besetzung der Stellen nach einer festgesetzten Gewohnheit einrichten. Zum Exempel, der Senat faßte den Schluß, daß  
nie-



niemand eine Bedienung haben solle, der nicht vier Jahre im Senat gefessen; daß, die Gesandten ausgenommen, niemand zwey Jahre nach einander eine Stelle bekleiden dürfe; daß niemand zu den höhern Bedienungen gelangen soll, der nicht vorher den niedrigen vorgestanden hat; daß niemand zweymal Protector seyn soll u. s. f. Der venetianische Senat regiert sich durch dergleichen Schlüsse.

In auswärtigen Angelegenheiten kann das Interesse des Senats kaum jemals von dem Interesse des Volks unterschieden seyn; und daher ist es dienlich, daß man dem Senat in Absicht auf dieselben freye Hände läßt; widrigenfalls würde alle geheime und feine Staatskunst wegfallen. Ueberdem kann ohne Geld keine Allianz ausgeführt werden, und folglich ist der Senat noch zur Genüge abhängig. Nicht zu gedenken, daß die Magistratspersonen und Repräsentanten dem Verfahren des Senats immer Einhalt thun können, weil die Macht, so die Gesetze giebt, derjenigen immer überlegen ist, die sie nur zur Vollziehung bringt.

Die vornehmste Stütze der brittischen Regierung ist die Gegeneinandersetzung oder die Widrigkeit des Interesse; aber obgleich dieses den Hauptzweck befördert, so bringt es doch unendliche Parteyen hervor. In unserm Plane thut diese Gegeneinandersetzung alles Gute, ohne ihre schlimmen Wirkungen zu haben. Die Candidaten oder Mitwerber haben nicht die Macht, den Senat einzuschrän-

schränken; sie haben bloß die Macht anzuklagen, und an das Volk zu appelliren.

Es ist gleichfalls nothwendig, sowohl der Vereinigung, als der Trennung bey den tausend Magistratspersonen, zuvor, zu kommen. Dieß geschieht zur Gnüge durch die Absonderung der Orter und des Interesse.

Aber, wosern dieses noch nicht genug seyn sollte; so wird diese Absicht auch durch ihre Abhängigkeit von den zehntausenden, von denen sie gewählt werden, erreicht.

Dieß ist noch nicht alles: Denn die zehntausend können nach ihrem Gutbefinden die Macht wieder zurück nehmen; und nicht nur, wenn es ihnen allen gefällt, sondern wenn es nur fünfse von hundertern für gut befinden; welches bey dem ersten Verdacht eines besondern und verschiedenen Interesse geschehen wird.

Die zehntausend machen einen zu zahlreichen Haufen aus, als daß sie sich jemals vereinigen oder trennen sollten; außer, wenn sie an einem Orte zusammen kommen, und von ehrgeizigen Anführern geleitet werden. Nicht zu gedenken, daß sie jährlich, und zwar fast von dem ganzen Haufen des Volks, erwählet werden.

Eine kleine Republik ist, an und für sich selbst betrachtet, die glücklichste Regierung von der Welt, weil alle Dinge unter den Augen und un-  
ter

ter der Aufsicht der Regenten sind; aber sie kann durch eine große auswärtige Macht bezwungen werden. Dieser Entwurf scheint alle Vortheile einer großen und einer kleinen Republik zu vereinigen.

Ein jedes Gesetz einer besondern Grafschaft kann, entweder durch den Senat, oder durch eine andere Grafschaft, aufgehoben werden; weil ein solches Gesetz eine Widrigkeit des Interesse zeigt, in welchem Falle kein Theil für sich selbst entscheiden muß. Die Sache muß allen überlassen werden, die am besten bestimmen werden, was mit dem allgemeinen Interesse übereinstimmt, oder nicht.

Was die Geistlichkeit und die Miliz anbetrifft; so fällt die Ursache der Anordnungen, so dießfalls gemacht werden, einem jeden leicht in die Augen. Hängt die Geistlichkeit nicht von der bürgerlichen Regierung ab, und hat ein Staat keine Landmiliz; so ist es thöricht, wenn man sich einbildet, daß er sicher und beständig seyn könne.

In vielen Regierungen haben die Untermagistrate keine Belohnung, außer denen, die ihnen ihr Ehrgeiz, ihre Eitelkeit, oder ihr patriotischer Geist verschafft. Die Besoldungen der französischen Richter betragen nicht so viel, als die Zinsen von dem Gelde ausmachen, wofür sie ihre Bedienungen kaufen. Die holländischen Bürgermeister haben wenig mehr unmittelbaren Vortheil, als die englischen Friedensrichter, oder als die Glieder des Hauses der Gemeinen vormals

Bb

hatten.

hatten. Aber damit man nicht etwan glauben möchte, daß dieses Nachlässigkeit in der Verwaltung ihrer Bedienungen veranlassen würde, (welches doch wenig zu befürchten ist, wenn man den natürlichen Ehrgeiz der Menschen bedenkt,) so können die Magistratspersonen zureichende Besoldungen haben. Die Senatoren haben zu so vielen rühmlichen und einträglichen Stellen Zugang, daß man ihnen für ihren Dienst nichts bezahlen darf. Von den Repräsentanten werden wenig Dienste erfordert.

Daß dieser Regierungsplan auszuführen sey, ist eine Sache, woran niemand zweifeln kann, der bedenkt, wie ähnlich derselbe der Republik der vereinigten Niederlande ist, so vormals eine der weisesten und berühmtesten Republiken gewesen, so die Welt jemals gesehen hat. Die Veränderungen im gegenwärtigen Entwurfe sind offenbar nichts als Verbesserungen. 1. Die Repräsentation des Volks ist gleicher. 2. Die uneingeschränkte Gewalt der Bürgermeister in den Städten, die eine vollkommene Aristocratie in der holländischen Republik hervor bringt, wird durch eine wohl gemäßigte Democratie verbessert; indem dem Volke die jährliche Wahl der Grasschaftsrepräsentanten überlassen wird. 3. Die verneinende Stimme, die eine jede Provinz und eine jede Stadt wider den ganzen Staatskörper der vereinigten Provinzen, in Absicht auf Bündnisse, Krieg und Frieden, und die Ausschreibung der Auflagen hat,

hat, wird hier weggenommen. 4. Die Grafschaften sind, nach dem gegenwärtigen Plane, nicht so unabhängig, eine von der andern, und machen nicht so besondere Republiken aus, als die sieben Provinzen, wo die Eifersucht und der Neid, den die kleinern Provinzen und Städte über die größern, sonderlich über Holland und Amsterdam hegen, die Regierung oft beunruhigt und verwirret haben. 5. Dem Senat werden größere Vollmachten, aber von der sichersten Art, anvertrauet, als die Generalstaaten besitzen; wodurch der erstere in den Stand gesetzt wird, weit hurtiger und geheimer in seinen Entschlüssen zu seyn, als die letztern seyn können.

Die vornehmsten Veränderungen, die in der großbritannischen Regierung könnten vorgenommen werden, um sie zu dem vollkommensten Muster einer eingeschränkten Monarchie zu machen, scheinen folgende zu seyn: Erstlich. Der Plan eines republikanischen Parlaments muß wieder hergestellt werden; indem die Repräsentation gleich gemacht wird; und niemanden in den Grafschaftswahlen müßte erlaubt werden, zu votiren, als der so viel besäße, daß er jährlich hundert Pfund einzukommen hat. Zweytens. Da ein solches Unterhaus für ein schwaches Oberhaus, wie das gegenwärtige ist, zu mächtig und zu wichtig seyn würde; so müßten die Bischöfe und die schottischen Pairs ausgestoßen werden, deren Bezügen, in vormaligen Parlamenten, das An-

sehen dieses Hauses gänzlich aufhob. Die Zahl der Glieder des Oberhauses müßte bis zu drey oder vierhundert erhoben werden. Ihr Sitz müßte nicht erblich, sondern auf Zeit lebens seyn. Sie müßten ihre eigene Mitglieder erwählen; und keinem Gliede des Unterhauses muß erlaubt werden, einen Sitz auszuschlagen, der ihm angebothen wird. Auf diese Art würde das Oberhaus gänzlich aus Männern von den vornehmsten Credit, von der größten Geschicklichkeit, und von dem wichtigsten Interesse in der ganzen Nation bestehen; und alle unruhige Anführer im Unterhause könnten aus demselben genommen, und ihr Interesse mit der Pairs ihrem vereinigt werden. Eine solche Aristocratie würde ein vortreffliches Bollwerk, sowohl für die Monarchie, als wider dieselbe seyn. Ihund hängt das Gleichgewicht unserer Regierung einigermaßen von der Geschicklichkeit und dem Verhalten des Monarchen ab; zwey Dinge, die sehr wandelbar und ungewiß sind.

Ich gestehe es, daß dieser Plan der eingeschränkten Monarchie, so sehr er auch verbessert ist, doch noch drey großen Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist. Erstlich. Es hebt derselbe die Hof- und Landparteyen nicht völlig auf, ob er sie gleich besänftigen kann. Zweytens. Der persönliche Character des Königs muß noch immer einen großen Einfluß in die Regierung haben. Drittens. Das Schwerdt ist in den Händen einer einzigen Person, die allezeit die Landmiliz verab-

verabsäumen wird, um einen Vorwand zu haben, ein stehendes Kriegsheer auf den Beinen zu halten. Es ist offenbar, daß dieß eine tödtliche Krankheit der brittannischen Verfassung ist, woran dieselbe endlich unvermeidlich umkommen muß. Ich muß indessen bekennen, daß es scheint, als wenn Schweden dieser Unbequemlichkeit einigermaßen abgeholfen, und bey seiner eingeschränkten Monarchie sowohl eine Landmiliz als ein stehendes Kriegsheer hat, welches weniger gefährlich ist, als das englische.

Ich werde diese Materie mit der Anmerkung beschließen, daß die allgemeine Meynung falsch sey, vermöge der man vorgiebt, daß kein großer Staat, als Frankreich oder Großbritannien, jemals zu einer Republik könne gemodelt werden; sondern daß eine solche Regierungsform nur in einer Stadt oder in einem kleinen Districte statt finden könne. Das Gegentheil dieser Meynung scheint offenbar zu seyn. Ob es gleich schwerer ist, eine republikanische Regierung in einem weitläuftigen Lande, als in einer Stadt anzulegen; so ist es auch dagegen leichter, in einem großen Lande, als in einer Stadt, dieselbe ohne Tumult und Meuthereyen beständig und einförmig zu erhalten, wenn sie einmal festgesetzt ist. Es ist nichts leichtes, daß sich die entfernten Theile eines großen Staats über einen Plan einer freyen Regierung vereinigen; aber sie vereinigen sich leicht in der Hochachtung und Ehrfurcht für eine einzel-

ne Person, die durch Hülfe dieser Gunst des Volks die Macht an sich reißen, die Widerspännigen zum Gehorsam zwingen, und eine monarchische Regierung aufrichten kann. Hingegen eine Stadt vereinigt sich leicht über einerley Begriffe von der Regierung; die natürlichste Gleichheit des Eigenthums ist der Freyheit beförderlich, und die nahe Nachbarschaft setzet die Bürger in den Stand, sich unter einander Beystand zu leisten. Selbst unter unumschränkten Prinzen ist die Unterregierung der Städte gemeiniglich republikanisch, da die Regierung der Länder und Provinzen monarchisch ist. Aber eben diese Umstände, die die Errichtung der republikanischen Regierung in den Städten erleichtern, machen auch ihre Verfassung schwächer und ungewisser. Democratien sind unruhig. Denn in so kleine Haufen man auch das Volk bey dem Botiren und bey dem Wählen absondern und vertheilen mag; so wird doch die nahe Nachbarschaft desselben in einer Stadt seine Ebbe und Fluth sehr sichtbar machen. Aristocratieen sind zum Frieden und zur Ordnung zuträglicher, und werden daher von den alten Schriftstellern am meisten bewundert; aber sie sind eifersüchtig und drücken das Volk. In einer großen Regierung, die mit meisterlicher Geschicklichkeit genodelt ist, hat man Gelegenheit und Raum genug, die Democratie von dem niedrigern Pöbel an, der zu den ersten Wahlen oder der ersten Verdauung der Republik kann zugelassen werden, bis



zu den höhern Magistratspersonen zu läutern und zu verfeinern. Zu gleicher Zeit sind die Theile so weit von einander entfernt, daß es sehr schwer ist, sie entweder durch Intriguen, Vorurtheile oder Leidenschaften, zu einigen Maaßregeln hinzureißen, die wider das gemeine Beste sind.

Es ist unnöthig zu fragen, ob eine solche Regierung ewig dauern würde. Ich gestehe es, der Ausruf des Dichters über die gränzenlosen Entwürfe des menschlichen Geschlechts, ein Mensch und ewig! ist vollkommen richtig. Die Welt selbst ist wahrscheinlicherweise nicht unvergänglich. Es können sich solche verheerende Landplagen eräugen, die selbst eine vollkommene Republik zu einer wehrlosen Beute ihrer Nachbarn machen. Wir wissen nicht, in wie fern der Enthusiasmus, oder andere außerordentliche Bewegungen des menschlichen Gemüths, die Menschen zu einer Verabsäumung aller Ordnung und des öffentlichen Wohls hinreißen können. Wo die Verschiedenheit des Interesse aus dem Wege geräumt ist, da entstehen oft närrische, und nur Parteyen ohne einen vernünftigen Grund, aus einer persönlichen Gunst oder Feindschaft. Vielleicht können auch die Triebfedern der genauesten und richtigsten politischen Maschine rosten, und ihre Bewegungen dadurch in Unordnung gebracht werden. Und endlich müssen weitläufige Eroberungen, wenn sie verfolgt werden, den Untergang einer jeden freyen

## 392 Entwurf einer vollk. Republik.

freyen Regierung, und zwar den Untergang der vollkommensten eher, als der unvollkommensten, befördern, eben wegen der Vorzüge, so die vollkommene Republik vor der unvollkommenen zum voraus hat. Und obgleich ein solcher Staat ein Grundgesetz wider die Eroberungen machen muß; so sind doch die Republiken eben sowohl ehrfürlich, als einzelne Personen; und der gegenwärtige Vortheil macht, daß die Menschen nicht an ihre Nachkommenschaft denken. Allein, es ist das schon eine zureichende Aufmunterung der menschlichen Bemühung, daß eine solche Regierung viele Zeitalter hindurch blühen würde; ohne daß wir uns unterstehen, einem menschlichen Werke die Unvergänglichkeit beyzulegen, von der es scheint, daß sie der Allmächtige seinen eigenen Werken versagt hat.







ROTANOX

2015

